Wehrverfassungen,

Kriegeslehren

und

Friedensideen

im

Jahrhundert der Industrie

von

O. v. P.

BIBLIOTEKA
BIBLIOTEKI ERAZMIANUM
VON MASEN

Berlin, Posen und Bromberg.
Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.
1843.

Kurmärkische

Provinzialblätter.

Neue

Folge.

Siebenzehnter Band.

Berlin, Schulze und Herrenberg.

Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.

1843.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Der ewige Friede. Eine Abhandlung 13

Die Waffenübungen und der militärische Dienst 65

Veränderte Verhältnisse des Offizier-Standes 86

Ueber die Ursachen des Verfalles der römischen Kriegeszucht . 96

Die Leiden des Friedenslebens 109

Die Privilegien des Talentes und die Berechtigungen der Gewöhnlichkeit 134

Die Erziehung und Kräftigung des Geistes durch die Wissenschaft 160

I. Die Anfänge der militärischen Jugendbildung. — Die Entwickelung und die Wünsche der Gegenwart. — Eine militärische Hochschule der Zukunft 163

II. Die geistigen Bewegungen des praktischen militärischen Lebens. — Die Central-Gewalt. — Der General-Stab. — Die Akademie der militärischen Wissenschaft 198

Die Armee-Reduktion 232

Seite

Der militärische Fortschritt während des Friedens 250

Die Resultate des laufenden acht und zwanzigjährigen Friedens für die Gesellschaft 258

Resultate des laufenden Friedens für die Entwickelung des militärischen Geistes und der militärischen Einrichtungen . . 269

Die Kriege unserer Periode 318

Einleitung.

Wenn die späteren Griechen ihre Vorfahren deshalb loben konnten, weil sie nicht allein Siege zu erfechten und Tropäen zu errichten, sondern auch den Frieden zu halten und zu üben verstanden hätten, so kann man, scheint es, dieses schöne Lob der jetzigen Periode und dem in ihr heranreifenden Geschlechte nicht in allen Stücken spenden. — Fast bleibt uns nur die Uebung der Pietät und der Kindespflicht übrig, wir können die Thaten unserer Väter und das Andenken der verstorbenen Helden noch durch Denkmale und eherne Standsäulen ehren, der kriegerische Ruhm selbst aber blieb unserer Generation versagt, und auch die Wohlthaten des Friedens, den wir seit 28 Jahren haben, waren weder vollständig noch allgemein verbreitet. Die Differenzen in den politischen Ideen und die Kollisionen der nationalen Absichten und Interessen in Europa haben wiederholentlich Spannungen, Bewegung, Kriegeslärm und ausgedehnte Rüstungen veranlaßt, und diese haben dem Frieden vieles von seinem Werthe entzogen. Die Wage des Geschickes hat mehrere Male furchtbar geschwankt zwischen Krieg und Frieden, und eines geringen Lüftchens schien es oft zu bedürfen, um die unter der Asche fortglimmende

Zwietracht zu lichterlohen Flammen und zu offener Fehde emporzutreiben. — Der Weisheit und Mäßigung der Kabinette ist es noch immer gelungen, die Leidenschaften und die kriegerische Bewegung der Völker zu beschwichtigen, den allgemeinen Krieges-Brand zu verhüten und dadurch die Gemeinwesen und friedliebenden Einwohner-Klassen zu großem Danke zu verpflichten. — Durch diese Erfolge hat sich aber auch ein allgemeiner Glaube an die lange Dauer des gegenwärtigen Friedens-Standes verbreitet, und wenn die Gemüther der Menschen dadurch beruhigt worden sind und sich mit erneuetem Eifer dem Erwerbe, der Industrie und großen nationalen Werken zugewandt haben, so mußten sich doch die Armeen Europa's zu Betrachtungen anderer Art durch die gegenwärtige politische Lage veranlaßt sehen. Sie konnten wiederum wie Alzibiades vor der Friedenspartei zu Athen die Frage aufwerfen: „Ob nicht ein Staat, wenn er in allzu langer Ruhe bleibe, sich selbst verzehren müsse, wie andere Dinge, ob nicht jede erworbene Kunstfertigkeit veralte, ob nicht der Kampf es sei, durch den die Erfahrung der Staaten gewinne, und ob endlich nicht die Kunst des Krieges und der Vertheidigung mehr durch Thaten als durch Worte sich zur Gewohnheit mache (Thucydides VI, 18).

Solche Zweifel werden allerdings nur zu sehr gerechtfertigt durch den allmähligen Heimgang aller derer, welche an den kriegerischen Großthaten der jüngsten Vergangenheit ihren rühmlichen Antheil gehabt hatten. Jeder Tag mehrt dies bedenkliche Verhältniß; in einer nicht fernen Zukunft werden wir allein stehen mit dem zagenden Gefühl, das den Reisenden ergreifen mag, der in unwirthbarem wegelosen Lande sich des kundigen Führers durch Tod oder Unfall beraubt sieht. Diese allerdings etwas beklemmende Aussicht wird wenig gebessert durch die Erwägung dessen, was später geschehen dürfte. — Kaum werden wir den letzten unserer Kriegskundigen und Veteranen mit gesenkten Häuptern zu Grabe geleitet haben, so sind wir

in Gefahr, einem militärischen Nationalismus (wenn wir so sagen dürfen) in die Hände zu fallen, welcher die militärische Tradition bekämpft und sich zu jenen totalen Reformen bekennt, die sich aus den Anforderungen des reinen Verstandes herleiten sollen. Der Erfolg dieses Kampfes kann nicht eben zweifelhaft sein; die historische, auf den Grundlagen einer 300jährigen Erfahrung konstruirte Armee wird sich gewiß hohlen Theorieen gegenüber zu behaupten wissen, dennoch aber sind die Elemente zu manchen Veränderungen vorhanden. Es giebt unzweifelhaft neue Lehren und neue Ideen in dem Gebiete des militärischen Lebens, welche hervorgegangen sind aus einer aufmerksamen und denkenden Betrachtung der Gegenwart und die eine neue Phase der allgemeinen Militär-Geschichte vielleicht dereinst verbreiten. Diese Thatsache ist weder eine beunruhigende noch eine zufällige, sie lag vielmehr in der veränderten Gestalt der Dinge und Zustände begründet. In der That, in unserm Jahrhundert, in dem man zugleich eine alte und eine neue Welt der Dinge erblickt, bei dem totalen Umschwunge in allen Verhältnissen des Lebens, konnten neue Bewegungen und Hervorbringungen des militärischen Geistes am wenigsten Wunder nehmen. Mehrere Jahre hindurch hatte man Europa bedeckt gesehen mit seinen Trümmern; Personen, Zustände, Sachen und Meinungen wurden gleicherweise verwickelt in den erschrecklichsten aller Zusammenstürze: vieles zwar sah man sich genöthigt wieder herzustellen, was man vorschnell zerstört hatte, vieles Neue aber blieb auch zurück und bildete die Elemente einer neuen Zukunft. — Andere Ansichten über Kriegführung, andere Theorieen der kriegerischen Kräfte und Mittel waren erfunden und blieben dem Jahrhundert unverloren.

Aber noch war nicht Alles geschehen, eine neue That des Geistes war nothwendig. Das, was auf dem Wege der Erfahrung gefunden und bewährt war, sollte jetzt seinen Durchgang nehmen durch die Innerlichkeit und die

denkende Vernunft unserer Generation. Die neuen Einrichtungen, die großen leitenden Gesetze der Kunst sollten nach ihren Principien, erkannt und erforscht, die der neueren militärischen Geschichte inne wohnende Logik sollte der Gegenwart zu klarerem Bewußtsein gebracht werden. — Dies ist die Aufgabe der neuen Lehre, und aus ihren Resultaten müßten sich auch, so meinen Viele, neue und dauerhafte Grundlagen für das gesammte Wehr-Wesen unserer Zeit, die Grundzüge einer neuen Armee-Organisation von selbst ergeben. — Denkende Köpfe und Talente aller Art haben in ähnlicher Richtung für die Erforschung der Wahrheit gestrebt; das Interesse für ihre Bemühungen, das in den militärischen Kreisen zuerst weniger sich kund gab, ist immer im Steigen geblieben, selbst die hervorragendsten Geister, die bedeutendsten Persönlichkeiten blieben einem so bestimmt sich kundgebenden Zuge der Zeit nicht fremd. — Viel war geschehen und gefunden für die militärische Kunst, das fühlte man, aber mehr noch war ohne Zweifel übrig, was noch nicht gefunden und ungeschehen geblieben war. Die veränderten politischen und sozialen Verhältnisse, die neue Stellung der Armee zum Volke im Ganzen verfehlte auch nicht, Einfluß auf die Gemüther auszuüben; man sieht die Elemente zu vielfachen Veränderungen vorhanden, man fängt an zu glauben, daß neue militärische Ordnungen und Zustände nicht allein möglich, sondern auch für eine, wenn auch entfernte, Zukunft wahrscheinlich werden. — Die Beschränktheit des menschlichen Verstandes gestattet es nicht, jetzt schon zu überschauen, wie sich künftig einmal alles gestalten möge; die hierüber ausgesprochenen Gedanken haben vielfach eben so der Klarheit ermangelt als der Vollständigkeit, aber dennoch ist der Glaube an eine reiche, allgemein befriedigende militärische Zukunft, in der vielen Uebelständen würde abgeholfen, viele Gegensätze ausgeglichen sein, in der alle Kräfte und alle Bestrebungen gleiche Berücksichtigung und Thätigkeit finden würden — der Glaube an eine solche Zukunft

ist doch in vielen Gemüthern lebendig. — Der letzte, so vielfach bewegte Zeitraum von 28 langen Friedensjahren mußte sehr geeignet sein, um ähnliche große Fragen ihrer Lösung näher zu bringen. — Die allgemeine Meinung fängt allerdings an, zu festen Resultaten über mehrere Angelegenheiten und kriegswissenschaftliche Maximen zu kommen, die früher nur mit großer Unsicherheit beurtheilt wurden. Die Hoffnungen und Wünsche eines größern militärischen Publikums haben sich bereits an einige Resultate dieser neuen Lehre geknüpft, und was diese Wünsche enthalten, ist mit nichten etwas Uninteressantes, sondern wir können in ihnen die Grundzüge jener neuen Armeen vielleicht entdekken, welche die Zukunft aufstellen wird. Wir können hier nicht von unvernünftigen Wünschen und Erwartungen sprechen, welche die Reform überall und in allen Punkten zugleich lieber heute als morgen wünschen. — Solche enragirte Reformer und Radikale giebt es auch, aber ihre Ideen werden von dem vernünftigen Theile als Chimären erkannt und aufgegeben; man fühlt bald die Nothwendigkeit, die Wünsche und Erwartungen auf einzelne Verbesserungen und bestimmte positive Fragen einzuschränken, auf die Abhülfe augenblicklich gefühlter Unbehaglichkeiten, auf die Befriedigung gegenwärtiger Bedürfnisse. — Andere der diskutirten Fragen freilich sind von der Art, daß ihre baldige praktische Lösung aus manchen Ursachen nicht erwartet werden kann, vielleicht nicht möglich ist; dies sind jene spät reifenden Früchte, die erst der künftigen Generation zu Gute kommen werden — solche Fragen aber schon jetzt angeregt zu haben, heißt ihre künftige ins Werk-Setzung vorbereiten. —

Von dem Dasein eines reformatorischen und eines erhaltenden Elementes auf dem Gebiete des militärischen Geistes gehen wir als von einer bestimmten Thatsache aus. Es ist nicht unsere Absicht, die neuen Lehren im Ganzen zu überschauen oder ihren Zusammenhang mit dem Geiste des 19ten Jahrhunderts darzuthun, wir wollen nichts als

einige historische Beiträge liefern zu diesem Kampfe der Meinungen, der so charakteristisch ist für unsere Zeit. — Dazu sollen uns sowohl die Wünsche, Vorschläge und Ideen mancherlei Art dienen, die wir von Anderen gehört zu haben uns entsinnen, als die Gegensätze und Kontroversen über die Maximen des Krieges, endlich die wunderbaren Werke und Resultate der gegenwärtigen industriellen Entwickelung, deren militärische Zukunft geahnet, die zu manchen Betrachtungen Veranlassung gegeben, deren wahrer militärischer Gesichtspunkt aber vielfach noch nicht gefunden ist. Kein Bedenken tragen wir hierbei, unsere Betrachtungen auch auf den politischen und moralischen Geist unserer modernen Welt auszudehnen. Die enge Verbindung des militärischen, politischen und sozialen Elementes ist ein großes unzweifelhaftes Resultat der neueren Geschichte, so, daß allen militärischen Zuständen und Interessen ihre politische und moralische Seite abgefragt werden muß, um dieselben auch von hier aus beurtheilen und verstehen zu können. Unser Stoff wird in besondere Betrachtungen zerfallen; über einige der zu besprechenden Gegenstände haben wir uns begnügt, Andeutungen in zerstreuter Weise zu geben, ohne eine systematische Zusammenstellung zu versuchen. Solche Materien, die wir kürzer oder ausführlicher besprechen und über die wir ein Urtheil vermitteln möchten, sind:

Die Berührungen des militärischen und sozialen Lebens. Seitdem über die Theorie des Staates aufgeklärtere Ansichten herrschend geworden sind, fängt man an, den Staat als eine Wohlthat, als eine schöne, dem Privat-Glücke und der sittlichen Entwickelung günstige Verbindung anzusehen. Man hat aus vielfacher Erfahrung erkannt, welch große Kraft einem Staate inwohnt, wenn alle Theile zu einem Zwecke wirken und ein nationales Band alle verbindet. — Hieraus ist das im Publikum sich kund gebende geistige Bedürfniß zu erklären, zu einem Verständniß zu gelangen über das Verhältniß, welches die großen Glieder der Gesellschaft, die verschiedenen Stände, Bestim-

mungen, die großen sozialen Körperschaften zu einander und zum Ganzen haben. Man fragt sich, in wie fern ihr Dasein ein nothwendiges und ihre Werke für das Ganze des Staates unentbehrlich seien. Hier ist also von unserem Gesichtspunkte aus die rein menschliche Seite des militärischen Lebens zu entwickeln. Wir haben den Kriegerstand als ein nothwendiges Glied nicht allein der politischen, sondern auch der rein bürgerlichen Gemeinschaft zu zeigen, wir haben nachzuweisen, daß das Ziel, welches die militärische Erziehung des Volkes sich setzt, kein zufälliges, kein veränderliches sei, sondern ein ernstes und wahrhaftiges, und daß schöne und kräftige Eigenschaften dem Nationalcharakter erhalten werden durch diese militärische Erziehung.

Die Waffenübungen und der militärische Dienst als das wesentlichste Mittel zur militärischen Erziehung einer Nation bilden eine andere Frage, die in der Gegenwart stets aufs neue angeregt wird. — Viel ist hier getadelt worden, Wenige aber haben etwas aufzustellen gewußt, was zugleich neu, vortheilhaft und anwendbar gewesen wäre. Man hat also noch ziemlich beim Alten bleiben zu müssen geglaubt, obwohl die Armeen jetzt großentheils aus ganz anderen Elementen zusammengesetzt sind als früher. Diese wichtige, zugleich pädagogische, militärische und nationale Frage scheint mithin noch weit von ihrer schließlichen Lösung entfernt zu sein.

Der gegenwärtige Standpunkt der militärischen Theorie und ihr Verhältniß zur ausübenden Kriegeskunst berührt eine sehr fühlbare Unbehaglichkeit des militärischen Geistes-Lebens. — Es herrscht in der That auf diesem Gebiete einige Anarchie, die verschiedensten Ueberzeugungen und Systeme bestehen in gleicher Berechtigung neben einander, man hat sie über die allgemeinen Grundlagen des Wissens und Glaubens bis jetzt noch in keiner Weise vereinigen können.

Viele, und selbst kriegeserfahrene, Männer haben ihre Vorliebe für die militärischen Einrichtungen der al-

ten Welt so weit getrieben, daß sie glaubten, die Neueren könnten nichts Besseres thun, als zu diesen Einrichtungen zurückkehren. Wir gedenken daher auch dem römischen Wehr-Institute einige Betrachtungen zu widmen, und wirklich, die Thaten der Römer sowohl als das Alter und die kräftige Originalität ihrer Wehr-Verfassung verdienen die vollste Anerkennung. Aber freilich entwickelte sich in den römischen Legionen ein Charakter, von dem sich auch in einigen Armeen der Neuzeit bedenkliche Symptome gezeigt haben. Das Einreißen des Partheigeistes, welches von dem Vergessen der militärischen Zucht und des Gehorsams begleitet war, wurde die Klippe, an der sich die Kraft der gefürchteten Heere Roms brach. Die militärische Geschichte Roms ist nichts weiter, als die Geschichte und die Theorie der Militär-Despotie. —

Das schlechte Fortkommen, die oft gedrückte Lage der Subalternen hat die Frage nach der besten und sachgemäßesten Einrichtung der militärischen Hierarchie häufig angeregt. Die Hierarchie ist ein Vermächtniß des kirchlichen Mittelalters, aber die moderne Zeit hat sie vielfach auszubilden und ihr neue Tendenzen zu geben gewußt. Man kann jetzt nach dem Begriffe dieses ehrwürdigen und glänzenden Gebäudes fragen, ob dasselbe so nothwendig sei für die moderne Beamten-Welt, wie man vorgebe, und ob die Gesetze und Ansprüche der menschlichen Natur, welche die ganze Gesellschaft anerkennt, auch in ihm ihre Befriedigung finden — kurz, man fragt nach der Kompetenz der verschiedenen Lebens-Alter und nach dem Antheil, den sie, nach den Gesetzen der Natur, an der Leitung der Angelegenheiten haben sollen.

Dabei ist denn die Frage nach den wahren Grundsätzen der Beförderung eine nahe liegende. Dieser Gegenstand, der so viele Köpfe beschäftigt und der so viele und zarte Interessen berührt, scheint zu einem Probleme des Jahrhunderts werden zu sollen. In der administrativen und militärischen Welt sowohl als in der ganzen bürger-

lichen Gesellschaft bewegt sich diese Frage auf gleiche Weise, und alle Seiten derselben sind mit Geist und Gründlichkeit untersucht worden.

Wenn ferner, wie man es annimmt, in der geistigen Allgemein=Bildung nicht allein die Bürgschaft eines reichen, angenehm bewegten Privatlebens liegt, sondern auch das soziale Ansehn ganzer Stände und die Kraft der Staaten vielfach von der in ihnen vorhandenen Intelligenz abhängig erscheint, so verdienen die Interessen des militärischen Bildungswesens und der geistigen Anregung ge=wiß eine eben so große und fortgesetzte Aufmerksamkeit, wie irgend eine andere Sache. Dieses hohe Ziel der Geistes=Bildung ist oft freilich, wie man behauptet, nur unvoll=kommen erreicht worden, und dies hat Gelegenheit gegeben, daß einerseits Einige den Nutzen der Bildung überhaupt in Frage zu stellen wagten, Andere aber neue Mittel und Wege für das Unterrichts=Wesen in Anregung brachten. Auch für die militärische Bildung sind Wünsche mancherlei Art laut geworden, und wir gedenken auch hierin einiges mit=zutheilen.

Die militärischen Stäbe und die Adjutantur der Neuzeit, so wie die aus diesen sich ergebende sogenannte große Karrière, gewinnen eine immer steigende Wichtig=keit für die Armee, obwohl sich die Ansichten über diesen Ge=genstand im militärischen Publikum noch nicht ganz scheinen festgestellt zu haben. Der General=Stab ist eine derjeni=gen Einrichtungen, die schon seit lange bestanden, in denen man aber erst in neuerer Zeit das Element der militärischen Kraft, das sie enthalten, entdeckt hat, in welche man somit erst neuerdings zur Erkenntniß ihrer eigentlichen Bedeutung gelangt ist. Der General=Stab ist bestimmt, eine Auf=gabe zu lösen, die für die ganze bürgerliche Gesellschaft un=endlich interessant ist. Er soll eine Aristokratie des Geistes gründen, diese Form des Regiments, die stets theoretisch als die beste erkannt, die aber so oft für unmöglich geha=lten ist, soll in den militärischen Stäben zur Wahrheit und

Wirklichkeit werden. Der General=Stab ist auf diese Weise befähigt, den Schlußstein und die nothwendige Ergänzung zu bilden zu dem strenge durchgeführten hierarchischen Systeme, er kann ein Gegengewicht hervorbringen gegen gewisse schwierige Verhältnisse, die aus dem Principe der Anciennetät sich oft ergeben. Die Geistesfrische, die sich im General=Stabe erhalten soll, kann ein Motiv der Anregung und ein Band des Gemeinsinnes für die ganze Armee werden.

Die Entwickelung der Ansichten und Meinungen in einigen Fragen des Tages darzustellen wird so unsere erste Absicht sein, wir werden sodann einen Ueberblick zu gewinnen suchen, was in dieser laufenden Friedens=Periode für die Ausbildung und Verbesserung des Wehr=Wesens nicht in der Idee bloß, sondern auch praktisch in der wirkliche That geschehen ist; wohin das Bestreben und die Richtung unserer Zeit in dieser Beziehung ging und gehen mußte. Wir werden nach der militärischen Aufgabe unseres Jahrhunderts forschen, und werden untersuchen, was zur Lösung dieser großen Aufgabe in unserem Vierteljahrhundert geschehen ist.

Noch stoßen wir aber auf neue Zweifel. Man trifft Leute genug an, welche die Nützlichkeit jeder militärischen Maßregel überhaupt in Abrede stellen möchten, welche die Erhaltung stehender Heere, die Ergänzung der Vorräthe und Erbauung von Festungen nur unnütze Ausgaben und grundlose Befürchtungen nennen. Dies sind diejenigen, welche an den ewigen Frieden glauben und denen die Basen des jetzigen politischen Zustandes der Dinge so fest erscheinen, daß sie selbst die Möglichkeit bezweifeln, daß derselbe je wesentlich verrückt werden könnte. Diese Ansicht hört man denn wohl dadurch unterstützen, daß die öffentliche Meinung in Europa jetzt eine Macht sei, daß diese die Sache der Gerechtigkeit stets unterstütze und auf diese Weise den Frieden verbürge; auch auf die politischen Transaktionen und auf die Kongresse der großen Mächte wird wohl

hingewiesen als auf ein Mittel, schwierige Verhältnisse durch Unterhandlungen und ohne Krieg zu regeln, endlich fange die Industrie immer mehr an die Welt zu beherrschen, und diese werde vollends, im Bunde mit den Fürsten der europäischen Börsen, jeden Krieg unmöglich machen, weil die Verluste, welche sie erleiden würde, unberechenbar und unersetzlich sein würden. Vieles von dem, was so gesagt wird, hat eine unbestreitbare Wahrheit, aber dennoch ist das unbedingte Vertrauen, womit man ähnliche Argumente aufgenommen hat, nur dadurch zu erklären, daß man das gern glaubt, was man wünscht. Der Glaube nicht allein an einen langen, sondern an einen fortwährenden Frieden ist, wie schon oben erwähnt, sehr verbreitet; man hört überall davon reden, und selbst viele Militärs sind in demselben befangen. Es giebt indeß kaum einen Glauben, der gefährlicher wäre, der mehr ausgerottet zu werden verdiente, und der mehr als dieser im Stande wäre, auf die Gesinnung ganzer Völker nachtheilig zu wirken. Ein Volk kann durch ähnliche politische Trugschlüsse verleitet werden, sich einer gefährlichen Sicherheit und Weichlichkeit hinzugeben, die militärischen Uebungen können dadurch ihrer edelsten Impulse beraubt, Unlust und Widerstreben gegen alle militärischen Verpflichtungen können dadurch hervorgerufen werden. — Demgemäß fangen wir unsere Betrachtungen damit an, weitläufiger nachzuweisen, daß der ewige Friede eine bloß romantische Idee, eine reine Chimäre sei, und daß weder politische Kongresse, noch das Gewicht der öffentlichen Meinung, noch endlich die Macht des Geldes und der Industrie diesen ewigen Frieden zu garantiren vermögen. Wir werden zeigen, daß der Krieg unter gewissen Umständen sogar ein Heil für die Völker und ein Mittel des allgemeinen Fortschrittes werden könne. Wir glauben hiermit allerdings nicht eben viel Neues zu sagen und darzuthun, aber bei weit verbreiteten und gefährlichen Irrthümern, scheint es, kann eine wiederholte Widerlegung Entschuldigung finden. An unsere Betrach-

tung über das Dasein eines mächtigen, zum Kriege treibenden Elementes in der menschlichen Gesellschaft knüpfen wir die andere ihr verwandte, über die Natur des Friedens, die Bedingungen seiner Dauer und seiner wohlthätigen Wirkung für die Menschen, endlich über die wahren Zwecke und Tendenzen des modernen Staates.

Der ewige Friede.

Eine Abhandlung.

Es ist nicht eben zu verwundern, wenn die Idee eines ungestörten Friedens eine große Gewalt auf die Gemüther von jeher ausgeübt hat, die Sympathie für diesen Zustand hängt mit Allem zusammen, was in unserer Seele nur irgend Schönes und Zartes wohnt. In die Brust des Menschen ist ein Glaube an seine Zukunft niedergelegt worden, an eine noch unbekannte, aber unendlich befriedigende Zukunft, an den Sieg des Guten und das Verschwinden des Bösen, und dieser Glaube war gewiß die schönste Mitgift für den Erdenwanderer, und mehr als Alles geeignet, ihn mit seinem dornenvollen Pfade zu versöhnen. Wenn dies nun also ist, um wie viel mehr mußte sich nicht noch die Phantasie an diesen Gegenstand hängen, wo man das Unheil der Kriege durch Erfahrung kannte, wo Todtschlag, Brand und Raub unendliche Trübsal, unsägliches Ungemach verbreitet hatten, wo man in ewiger Unsicherheit über die theuersten Güter des Lebens sein mußte. Da wurde der Friede zu einem idealen Bilde der Phantasie, welches das Höchste umfaßte, was nur der Menschen Herzen begehrten, Sicherheit des Eigenthums und des Lebens, ungestörten Betrieb des Landbaues und der friedlichen Künste; in Zeiten politischer Zerrüttung mußte das Walten der Ordnung und Gerechtigkeit, das den Menschen Glück, Reich-

thum und Genuß verbürgt, unendlich wünschenswerth erscheinen.

Deshalb glaubten auch die alten Religions-Lehrer und Gesetzgeber, bei ihrer Untersuchung über den Ursprung des Uebels, das in so mannichfacher Art die Völker drücke, denselben in der Zwietracht zu finden. Die allmählige Herbeiführung eines Zustandes, in dem aller Zwist aufgehört hätte, erschien ihnen die höhere Tendenz der moralischen und bürgerlichen Gesetzgebung. Sie alle glaubten, daß dieser ersehnte ewige Friede endlich auf der Erde eintreten müßte. —

Ahriman selbst, sagt der weise Zoroaster, wird gereinigt werden, alles Uebel wird mit ihm überwunden werden, aller Kampf wird verschwinden vom Angesicht der Erde, die Elemente werden ihre Dienste nie mehr versagen, der Boden wird nicht aufhören fruchtbar zu sein, die Harmonie der Welt wird so dauernd sein als das Licht des Himmels.

Auch die Poesie hat dieses für sie so passende Thema sich nicht entgehen lassen. Die Sagen und die Naturpoesie aller alten Völker beschäftigen sich viel mit dem paradiesischen Zustande des ewigen Friedens, nur daß sie denselben oft dahin verlegen, wohin er gehört, nämlich jenseit der Gränzen dieses Daseins; so z. B. singt Homer in seiner Odyssee (V. 563) schön vom Menelaus:

„Nein, dich führen die Götter dereinst an die Enden der Erde
Zu der elysischen Flur, wo der bräunliche Held Rhadamantys
Wohnt, und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen.
Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;
Ewig weh'n die Gesäusel des leis' anathmenden Westes."

Einen weiteren Fortschritt hat diese Idee gemacht, wenn wir in späteren Zeiten und bei mehr geordneten politischen Verhältnissen, Männer des praktischen Lebens, gründliche Denker und Staatsmänner derselben huldigen sehen. Diese suchten aber den ewigen Frieden nicht in einem unendlich entfernten Jenseits, sie glaubten ihn durch weise Anordnun-

gen, politische Bündnisse und durch gegenseitiges Uebereinkommen herbeiführen zu können. Plato zum Beispiel, der doch zu einer Zeit lebte, in der das Bestreben, den Krieg zu verbannen, ziemlich fabelhaft erscheinen mußte, ist doch geneigt zu glauben, daß die Elemente, aus welchen er seinen Staat konstruiren will, ein Gegengewicht gegen den Krieg bilden würden. In späterer Zeit verfolgte Heinrich IV. von Frankreich den Plan, einen großen, auf den Grundsätzen christlicher Friedfertigkeit basirten, Staaten-Verband zu Stande zu bringen, nicht als eine flüchtige Idee, sondern mit Konsequenz und sicherer Ueberzeugung. Noch im vorigen Jahrhundert machten die Argumente der französischen Philosophie gegen den Krieg viel von sich reden, sie suchten zu beweisen, daß die Kriege, als ein rohes Mittel, das Recht des Stärkern geltend zu machen, in einem Jahrhundert der Civilisation eben so unmoralisch als lächerlich sein würden, sie forderten die ganze Menschheit auf, diesen der Vernunft Hohn sprechenden Moloch des Krieges gänzlich von der Erde zu vertilgen. Voltaire führte sogar eine Korrespondenz mit den bedeutendsten Souverainen Europa's, um dieselben für ähnliche Ansichten zu gewinnen. Indeß haben die von ihm gemachten Vorschläge doch die vielen Kriege der Folgezeit nicht verhindern können. —

Fast möchte man sagen, der Glaube an den ewigen Frieden, der aus einer so schönen Quelle kommt, verdiene einige Pietät, man könnte Bedenken tragen, eine so fromme und beruhigende Ueberzeugung erschüttern zu wollen, wenn man aber die Wahrheit sagen will, so kann man sich doch nur gestehen, daß alle diese Ideen, wie groß und achtungswerth sie an sich auch sein mögen, doch auf dem Gebiete der Erfahrung nicht anzutreffen sind. Wie unmöglich überhaupt die Entwickelung des Menschen-Geschlechtes ohne Kampf und Krieg möglich sein würde, das werden wir später ausführlicher nachzuweisen uns angelegen sein lassen.

Schon das Leben des Einzelnen ist ein immerwährender Kampf, theils gegen das Schicksal, theils gegen

die Leidenschaften seiner eigenen Brust. In diesem Kampf aber mit unseren Leidenschaften sind wir nicht immer siegreich, wir erliegen oft, und dies wird auch nie anders werden. Das Unrecht und die Sünde werden nie aussterben auf unserer Erde, und fast scheint es, als wären beide sogar nothwendig. Wer hat je über die Natur des Bösen nachgedacht, ohne mit einiger Entmuthigung seine große Macht zu erkennen. Laster freilich und Verbrechen, die, kann man hoffen, werden immer seltener werden, aber das Heer der kleineren Fehler und Schwächen, die Selbstsucht zum Beispiel, die sich in so mancherlei Formen zeigt, die Eitelkeit, der Stolz, wer wüßte sich davon frei? und doch sind alle diese Schwächen eben so gut Emanationen des bösen Prinzipes als Todtschlag und Verrath.

Wenn man nun aber auch die Unauslöschbarkeit des Bösen und die Fehltritte Einzelner zugiebt, so kann man doch glauben wollen, daß die allgemeine Meinung und die Ansicht der größeren Mehrheit der Individuen den Maximen des Rechts und der Uneigennützigkeit folgen werde. Auf diese Weise würden auch Gewalthandlungen der Staaten unmöglich werden. Aber schon die alten Politiker waren der Meinung, daß aus den Verirrungen und Uebertretungen Einzelner auch die Irrthümer und Uebereilungen der Staaten nothwendig folgen müßten. Man kann auch kaum glauben, daß Unordnungen im Einzelnen nicht eine Einwirkung auf das Ganze ausüben sollten, und man kann es als einen politischen Satz hinstellen, daß, so lange als es noch Rechtsverletzungen und Streitsachen unter Individuen giebt, auch Streitsachen unter Staaten immer noch möglich sein werden. Wie viel wirkt nicht das Beispiel und wie sehr können Scheingründe und Dialektik einiger beliebter Redner oder Schriftsteller die Vernunft, nicht der unwissenden Menge allein, sondern selbst der gebildeten Stände und ganzer Völker in Banden schlagen und mißbrauchen. Das absolute Unrecht kann ihnen in Recht, die Gewalt in Nothwehr verwandelt

werden, die unverfänglichste Handlung des Nachbaren wird zur National=Beleidigung gestempelt. (Man vergleiche die Rheinfrage.) — Dies ist der Lauf der Welt, so schädlich kann die Tücke, der Irrthum und der Wahn sich machen, nicht bloß individuelle Verirrungen folgen aus denselben, sie reißen ganze Völker aus der Bahn des Rechtes und verleiten sie zu Uebertretungen. Wenden wir uns an die Geschichte, untersuchen wir die Kriege alter und neuer Zeit, war etwa bei ihnen die Willkür, die Anmaßung und Gewalt immer nur auf der einen Seite und die Nothwehr auf der anderen?— Dies war lange nicht immer der Fall; häufig finden wir bei jeder der streitenden Parteien einige Berechtigung, und jede glaubt, nur einen Akt der Nothwehr oder der erlaubten Selbsthülfe auszuüben. Der Verkehr und die Beziehungen der Völker zu einander erzeugen stets neue Streitfragen, deren Lösung so schwierig und verwickelt ist, daß selbst friedliebende Völker sich darüber nicht vereinigen können, sie gerathen darüber in Differenzen und die Entscheidung wird endlich dem Geschicke der Waffen anheim gestellt. Dies Alles wird zu sehr durch die neuere Zeitgeschichte bewiesen, als daß man es mehr aus einander zu setzen brauchte, und schwerlich möchte es je anders damit werden; der Krieg wurzelt vielmehr in den Grundbedingungen des Lebens der Völker, in sofern jedes dieser Völker ein besonderes Prinzip des Rechtes sowohl als der Politik befolgen und repräsentiren, und es da häufig kommen kann, daß die verschiedenen Prinzipe unter einander kollidiren. (Man vergleiche die Grundprinzipe der englischen und französischen Politik.)

Wenn wir nun auf die Gegenwart sehen und in derselben eine große Menge von Streitfragen erblicken, welche wohl zu zwanzig Kriegen die Veranlassung geben könnten, wenn wir uns dabei sagen, daß dies schwerlich so lange anders werden dürfte, als noch Leben, Bewegung und Berührung der Völker unter einander Statt findet — so kann man doch auch aus den Ereignissen der ganz neuesten Ver=

gangenheit entnehmen, daß nicht jede Streitfrage zum Kriege nothwendig führen muß. Die Diplomatie zeigt sich hier als eine Erhalterin des allgemeinen Friedens. Was war verwickelter, als die Frage über die Gränzen und den Schuld=Antheil des neuen Königreichs Belgien, und doch wurde diese Sache friedlich und, wie es jetzt scheint, zu beiderseitiger Zufriedenheit regulirt; auch zwischen Rußland und England waren Mißverhältnisse entstanden, bei Gelegenheit der Belagerung von Herat durch die Perser, aber sie wurden ausgeglichen durch solche offene und bestimmte Erklärungen, die den Staat, der sie giebt, eben so sehr ehren als den, der sie empfängt. Es ist nicht abzusehen, warum das, was heute geschehen ist, morgen nicht auch noch geschehen könnte, und die neueste, sich friedlich endende, Aufregung in Frankreich noch zeigt, daß der gegenwärtige Friedensstand einige solide Basen hat. Man kann über das, was den Frieden in Europa so lange aufrecht erhalten hat, nicht zweifelhaft sein, es ist die Allianz jener drei mächtigen Kontinental=Mächte, welche sich noch von dem zu Paris geschlossenen heiligen Bunde herschreibt; aber wenn auch durch dieses Einverständniß das Fortbestehen des friedlichen Zustandes für jetzt und vielleicht noch für lange verbürgt ist, kann man vernünftigerweise glauben, daß es für immer so sein werde? Die Einverständnisse der Staaten sind sehr vergänglicher Natur und die Allianzen nicht mehr unveränderlich, wie das Uebrige unter der Sonne. Wie oft ist nicht schon aus vieljährigem, vielbewährten Bündniß in sehr kurzer Zeit das Gegentheil geworden, durch die Veränderung der politischen Konjunkturen, denen zu folgen die Staatsklugheit gebietet. Man hat von natürlichen Allianzen gewisser Völker gesprochen, und man hat dieselben aus gewissen Verhältnissen der geographischen Lage oder aus der Uebereinstimmung der Verfassung (wie z. B. zwischen Frankreich und England) herleiten wollen — aber alles das Viele, was man hierüber mit einem Ueberflusse von politischer

Weisheit festgesetzt hat, ist seiner Zeit durch die Ereignisse Lügen gestraft worden, und fast ist man zu dem Glauben gekommen, daß nur die veränderlichen Richtungen der materiellen Interessen die Bündnisse der Völker fortan bestimmen werden. Dieser Glaube mag nicht ganz richtig sein, es giebt Allianzen, die mehr als zufällig sind, und denen man eine längere Dauer prophezeien möchte, aber zu glauben, daß sie unveränderlich seien, das wäre zu viel und gegen alle Erfahrungen der Geschichte. Keine Verbindung war älter, und, wie es scheint, natürlicher, als die von Oesterreich und Spanien, dessen ungeachtet hat aber Oesterreich im Jahre 1718 mit Frankreich und den beiden Haupt-Seemächten der damaligen Zeit eine Quadrupel-Allianz geschlossen gegen die Uebergriffe Spaniens in Italien. Die Schweden hat man gegen die Franzosen in Waffen gesehen, und an der Zerstörung der Flotte der Türken, dieser alten Bundesgenossen des ersten Franz von Frankreich, arbeiten die Enkel eben dieser Franzosen in Verbindung mit ihren sogenannten natürlichen Feinden, den Engländern, in der Bucht von Navarin. Das unmöglich Scheinende ist schon möglich geworden und der Vergänglichkeit alles Irdischen können sich auch die Grundsätze und Dogmen der Politik nicht entziehen. Man kann billigerweise nicht darüber klagen und den Bruch einer Allianz als einen Akt politischer Felonie verschreien (wie es unsere westlichen Nachbaren kürzlich thaten); eine Allianz hat nicht die Natur eines Traktates, ihre Verpflichtungen sind nicht solidarisch, noch ihre Rechte peremptorisch.

Wir wiederholen es, so gesichert für den Augenblick auch der Friedenszustand scheinen mag, es ist kein Grund vorhanden, militärische Uebungen und Vorbereitungen für überflüssig zu halten. Es wird kein ewiger Friede sein, es wird eine Zeit kommen, wo die friedlichen und industriellen Völker ihre militärischen Kräfte aufbieten müssen; die Arglosen und Unvorsichtigen dürften alsdann bitter enttäuscht werden, die Gerüsteten aber und die im Frieden

Kriegerischen werden aus der Weisheit ihrer Maßregeln ernten.

Dies führt zu einer Betrachtung anderer Art, welche gleichfalls geeignet ist, an die Vergänglichkeit des Friedens zu mahnen. Man hat häufiger schon den Satz aufgestellt, daß zwischen der Länge und Ungestörtheit des Friedens und der Heftigkeit des darauf folgenden Krieges ein gerades Verhältniß Statt finde, daß die Krieges-Bereitschaft also eine um so strengere Forderung werde, je länger der Friede dauere. Man kann aus der Geschichte viele Thatsachen zur Unterstützung dieses Satzes entnehmen. Das westliche und südliche Europa z. B. ist nie mehr durch den Krieg mißhandelt worden, als nach dem längsten und tiefsten Frieden, den es gehabt hat (unter der römischen Kaiserzeit nämlich). Die Verwüstung war damals überall und der Vandalismus zerstörte sogar die Denkmale der Kunst und Literatur. Dem 30jährigen Kriege ging in Deutschland ein Friede von 60 Jahren voran, und vor dem ersten schlesischen Kriege, dem Vorläufer des siebenjährigen Krieges, hatte man ebenfalls 25 Friedensjahre in Deutschland gehabt, die nur auf eine kurze Zeit waren unterbrochen worden (durch den Krieg 1733 zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich).

Welches sind nun die Ursachen dieses Phänomens? Daß Freude und Leid, Erbauung und Zerstören, Friede und Krieg auf der Erde stets abwechseln, das wird man eher zugeben, aber daß zwischen diesen sich widerstrebenden Elementen ein festes Gesetz der Dauer oder der Intensität obwalte, das könnte dennoch bezweifelt werden. Und doch ist dem nicht anders und wir haben hier ein Gesetz, das durch die ganze Natur geht, und das wir sowohl in der Welt der Ideen und dem abstrakten Gebiet der Geschichte, als in der ganzen Physik wiederfinden können. Jeder Schmerz erreicht sein Ende, aber das Aufhören des Schmerzes führt unmittelbar zum Behagen, und die Heftigkeit des ersteren bedingt die Innigkeit des letzteren; so ist es auch in der

Politik, der Friede macht die Staaten reich und blühend, aber je mehr Kräfte hier gesammelt werden, um so heftiger und andauernder muß auch der Zusammenstoß werden, wenn endlich der Krieg ausbricht. Hierzu kommt noch die Langeweile, die ein langer Friede vielen unruhigen Geistern einzuflößen pflegt. Der vortheilhaftesten Zustände selbst pflegen die Menschen überdrüssig zu werden, wenn sie ihnen nicht Veränderung genug gewähren. Man denke an den Schiffer, wie sehr sehnt er sich während der Beschwerden einer langen Seefahrt nach dem sicheren Hafen, aber wenn er sich in demselben eine Zeit lang ruhig gewiegt hat, dann wünscht er den Kampf der Elemente zurück. Eben so langweilen sich auch diejenigen Geschlechter, welche den Krieg nicht aus Erfahrung, sondern aus den Ueberlieferungen ihrer Väter kennen, an dem Frieden, und vorzüglich die stürmische Jugend wird leicht ungeduldig über die Größe der Thaten und die Schönheit des Nachruhmes, den sich die Väter erwarben und den ihnen, wie sie wähnen, ein allzu langer Friede schmälert und entzieht. Man denke nicht, daß solche Ideen nur noch Nachklänge des chevalesken Mittelalters seien und daß sie bald nur ein Anachronismus sein würden. Es sind kaum zwei Jahre her, daß in Frankreich die bloße Möglichkeit eines Krieges so viel Hitze und Agitation erregte, und nicht mißbilligend etwa waren diese öffentlichen Manifestationen, sondern freudig beistimmend und endlich gar gewaltsam zum Kriege drängend, so daß man die bewaffnete Macht dagegen aufbieten mußte. Was nun diese Bewegungen beweisen, ist, daß man sich unsere Zeit nicht ausschließlich in Industrie versenkt denken darf. Wehe ihr, wenn sie es wäre! und wohl ihr, daß Patriotismus, Tugend, Ehre und Mannhaftigkeit überall noch offene Herzen und Beifall finden. Lassen wir also unserer Jugend ihren unruhigen Thatendurst, erkennen wir in demselben das Zeugniß körperlicher und geistiger Gesundheit und vertrauen wir ruhig dem Einflusse der gereiften Männer, denen es gelingen wird, das unruhige Blut

der Jugend zu zügeln und so viel Eifer und Hingebung für die Zeiten wirklicher Gefahr aufzusparen. So weit von der Unmöglichkeit des ewigen Friedens, die wir nachzuweisen versucht haben aus der Sündhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit der menschlichen Natur, aus der Verschiedenheit der Ansichten und Prinzipien bei verschiedenen Völkern, aus der Vergänglichkeit der Allianzen und aus der Begierde der Menschen nach Veränderung.

Aber müssen wir nicht trauern, wenn solche Resultate gewiß sind? wären dieselben vereinbar mit dem Fortschritt der kultivirten Menschheit, den wir fortwährend aussprechen hören? ist nicht der Krieg eine Versündigung gegen das Haupt-Dogma unserer heiligen Religion und vom Standpunkte der Vernunft aus eben so verdammbar als aus dem der Moral? und soll es das Schicksal unserer Staaten sein, immer aufs neue in die Schuldenlast zurück zu sinken, aus der sich herauszuarbeiten sie sich so sehr bemühen? — Solche Fragen werden oft genug aufgeworfen, aber sie gehen nur aus einer unklaren Anschauung der Dinge hervor. Die Kriege sind nicht nur zu gewissen Zeiten unvermeidlich, sie sind auch häufig eine Wohlthat für den sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechts, und man kann also wohl nur in bedingter Weise sagen, daß unsere Religion die Kriege absolut verbiete. Dieselbe höhere Weisheit, die gewollt hat, daß es neben dem Licht eine Finsterniß, neben der Tugend ein Laster gebe, hat einen fortwährenden Frieden und eine ganz ungestörte Harmonie des Zustandes, als unvereinbar mit der schwachen und weltlichen Natur des Menschen, nicht für die Erde und ihre Bewohner bestimmt; sie setzte vielmehr auf die Erde die Kollision und den Krieg als das reinigende und zum Guten zurückführende Prinzip. Nicht das Werk des Ahriman also, des Beherrschers der Finsterniß, ist der Krieg (wie dies Zoroaster sagt), sondern das Walten geheiligter Mächte und Engel Gottes. Im Kriege und seinen Plagen sollen wir die leitende Hand derselben unbegreiflichen Macht erkennen, die regnen läßt

über Gerechte und Ungerechte, Gott ist es, der im Kriege die verwahrlos'te irrende Menschheit züchtigt, der in der Vorderlinie der Gerechten streitet, die Sache der Gottlosen zu Schanden werden läßt und der endlich Alles versöhnt zu einem goldenen, wohlthätigen Frieden. Wir wollen diesen Punkt näher erörtern und fragen uns in dieser Beziehung: Was ist der reine und abstrakte Begriff des Krieges, in wie fern hat er auf den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft eingewirkt?

Schon oben suchten wir anzudeuten, daß der Krieg kein so exzeptioneller Völker-Zustand sei, wie man oft glaubt, sondern, daß er in der Natur des Lebens und Verkehrs der Völker begründet sei. Keine Situation überhaupt ist ohne eine endliche Kollision möglich, der vollkommene Einklang, welcher schöne und vollkommene Zustände begründet, ist nur im Idealen beständig, in allen realen Dingen ist er vergänglich. Die Harmonie solcher vollkommenen Zustände wird über kurz oder lang gestört, und es bedarf einer neu gestaltenden Abhülfe, um dieselbe wieder herzustellen. Man durchforsche aufmerksam die Geschichte und man wird finden, daß es zu allen Zeiten die Aufgabe der Kriege war, die Einigkeit, Ruhe und Vollendung früherer Zeiten wieder herzustellen, welche durch den Uebermuth, die Kleinlichkeit oder die Uebertretungen ewiger Gesetze gestört worden war. Dadurch nun, daß diese Uebertretungen zu Kollisionen und diese wieder zum Rechten und Gemäßen zurück führen, erscheint die Kollision mit ihren Folgen als ein wesentlicher integrirender Theil in dem schönen Drama des Staats- und Völker-Lebens, als das herstellende, läuternde Element, ohne welches die vollendete Gerechtigkeit und weise Harmonie dieses Drama's nothwendig fallen müßte. Dies Zurückführen zum Rechten und Wahrhaftigen, diese Sühne, welche jede Uebertretung am Ende nach sich zieht, wird durch den äußeren Sieg des einen Staates über den anderen auf sichtbare, konkrete Weise vollzogen und uns vorgeführt. Die Aufgabe der Menschen-Geschichte

ist es, darzuthun, nicht allein wie sich in dem entstehenden Kampf der endliche Sieg des Rechten und Wahren stets zeigt, sondern auch wie dieser Sieg des Rechten immer entscheidender, unzweifelhafter und vollständiger werden müsse, je mehr die Kultur steige und die allgemeine Meinung sich ausbilde. So tragen die Kriege der neueren Zeit noch mehr dazu bei, den Fortschritt der Gesellschaft im Ganzen herbeizuführen, wie es früher der Fall war, und je mehr in den Kriegen nicht mehr rohe Eroberungs- und Beuteluſt, sondern die Meinungen und Wahlsprüche der Völker streiten, um so mehr werden die Siege der Feldschlachten auch Krisen in der moralischen Bewegung der Gemüther hervorrufen können. Der Sieg der Schlachten erscheint mithin, in seiner Totalität und allgemeinen Bedeutung aufgefaßt, als eine sittliche Macht in der Geschichte, weil sich an ihn die Ausstoßung irgend einer bösen und falschen Sache und die Läuterung und Befestigung irgend eines guten Prinzipes knüpfen soll, und wenn man die Geschichte zu Rathe zieht, so möchte man wohl auch die Bestätigung des Satzes finden, daß jeder heftige und anhaltende Krieg (von den kurzen und lax geführten Kriegen, an die das Volk sich in keiner Weise betheiligte, ist hier nicht die Rede) einige wichtige Resultate für das sittliche Leben der Völker hatte.

Um den allgemein bekannten und so oft wiederholten Satz, daß in den neueren Kriegen nicht allein die Interessen, sondern auch die Ideen streiten, noch näher auszuführen, lassen wir hier den berühmten Cousin reden, der sich in seinem „Cours de Philosophie" folgendermaßen ausläßt:

„Der Krieg hat seine Wurzel in der Natur der Ideen der verschiedenen Völker, denn diese Ideen sind nicht allgemeine, sondern verschiedene und sich oft entgegengesetzte, daher auch feindlich gegen einander, so wird der Krieg nothwendig. Wenn der Krieg nun keine andere Sache ist, als der gewaltige Zusammenstoß dieser sich ausschlie-

ßenden Ideen der verschiedenen Völker, dann folgt nothwendig, daß die stärkere Idee die schwächere in diesem Kampfe zerstören, d. h. dieselbe mit sich vereinigen, sie sich assimiliren wird. Die stärkste Idee nun in einer Epoche ist diejenige, welche mit dem Geiste dieser Epoche am meisten in Uebereinstimmung ist. Jedes Volk stellt eine Idee dar, die verschiedenen Völker einer und derselben Epoche stellen verschiedene Ideen dar, dasjenige Volk nun, welches diejenige Idee darstellt, die am meisten in Uebereinstimmung ist mit dem allgemeinen Geist der Epoche, ist das Volk, welches zur Herrschaft in dieser Periode berufen ist. Wenn die Idee eines Volkes veraltet ist und ihre Zeit gehabt hat, dann verschwindet dies Volk, aber es tritt nicht gutwillig seinen Platz ab, ein anderes Volk muß kommen und ihm denselben mit Gewalt entreißen, und so entsteht denn der Krieg. Die Niederlage desjenigen Volkes also, das seine Zeit gehabt hat, der Sieg des anderen, welches zur Herrschaft berufen ist — das ist die gewisse und unbestreitbare Wirkung des Krieges und deshalb ist er nützlich."

Es ist hier noch hinzuzusetzen, daß, wenn der absolute Sieg des Rechten und Wahren als ein schöner, aus der Geschichte hervorgehender, Erfahrungs-Satz ausgesprochen wird, hier nur von einem endlichen Siege die Rede sein kann, d. h. man muß nicht glauben, daß in jeder Schlacht auch das Rechte siege, sondern man muß hiebei lange Zeitperioden nehmen. Jeder weiß, und die Geschichte verhehlt es nicht, daß das gute und natürliche Recht oft von der Uebermacht auf sehr lange Zeit erdrückt wird.

Es wird Leute geben, die sich etwas sträuben zu glauben, daß ohne Krieg kein Fortschritt der Menschheit bestehen könne, sie werden z. B. sagen, wenn es auch häufig vorgekommen sei, daß ein sehr langer Friede die Völker verweichliche und von der rechten Bahn abführe (wie z. B. jetzt das chinesische und früher das alte römische Kaiserreich), so könne man doch nicht sagen, daß es nothwendig

sei. Das christliche Leben könne Fortschritte machen und könne sowohl die nachtheiligen Wirkungen des Friedens auf die Gesellschaft verhindern, als auch jene Rechtsverletzungen und Kollisionen der Völker, die zu Kriegen führten, unmöglich machen. Aber schon oben haben wir nachgewiesen, daß die Streitigkeiten und Kollisionen der Völker schließlich nur aus den Irrthümern und Uebertretungen der Individuen abzuleiten sind. Will man nun an einen Zustand glauben, in dem auch diese letztern wegfallen? — Wir wollen die Möglichkeit einmal annehmen! Wir wollen den Fall setzen, daß die verschiedenen Staaten durch viele Jahrhunderte in tiefem Frieden neben einander bestehen, daß weder Staaten noch Personen die Rechte und den Besitz des Nachbarn jemals in Frage stellen, Friedfertigkeit und Sanftmuth sollen alle Gemüther so vollständig in Besitz genommen haben, daß jeder Streit, durch den allgemeinen Widerwillen dagegen, unmöglich wird. — Aber können wir unter solchen Umständen noch von Fortschritten weiter reden und könnten alsdann Sittlichkeit und Intelligenz im Einzelnen und Allgemeinen noch ferner steigen? — Ein berühmter französischer Staatsmann und Gelehrter spricht sich folgendermaaßen aus: „Wenn die öffentliche Meinung sich verirrt hat, und alsdann, durch Schaden gebessert, wieder zum Rechten zurückkehrt, so begründet dies den wahren Fortschritt" — und Lessing hat folgenden bekannten Satz aufgestellt: „Wenn jemand mir in der einen Hand die Wahrheit anböte und in der andern Hand das Streben nach der Wahrheit, so würde ich die letztere Hand mir wählen." Beide angezogenen Aussprüche deuten, wie man leicht bemerken wird, auf dieselbe Sache hin, nämlich auf den, zuerst etwas paradox erscheinenden, Satz: „Daß ein Leben mit Schwächen und Fehlern wünschenswerther und den Bedingungen unserer menschlichen Existenz gemäßer sei, als ein rein idealer Zustand."

Wir könnten es füglich bei dem Ausspruche so bewährter Autoritäten sein Bewenden haben lassen, denn es

giebt Sachen, die so hinlänglich erörtert sind, daß sich durchaus gar nichts Neues mehr darüber sagen läßt, indeß ziehen wir vor, die Sache noch von der umgekehrten Seite etwas näher zu beleuchten. Was fordert, fragen wir, jeder Fortschritt der menschlichen Gesellschaft? — Er fordert, daß man irgend etwas, was böse oder veraltet war, abgeschafft, oder etwas anderes, was gut und weise ist, neu erschaffen hat. Zum Fortschritte der Staaten gehört es, wenn man Mißbräuche und soziale Uebel ausrottet, um dieselben durch gute Einrichtungen zu ersetzen. Würde nun aber bei einem Zustande, wo es keinen Streit, keine Erbitterung, keinen Widerstand, sondern nur einen einzigen und allgemeinen Vertrag gäbe — würde bei einem solchen Zustande irgend etwas Böses können fortgeschafft, irgend etwas Gutes können entwickelt werden? — Wir glauben: „nein", und zwar schon deshalb, weil die Abschaffung von Mißbräuchen selten oder nie ohne Unzufriedenheit, Aufregung und ohne einigen, wenn auch legitimen, Widerstand zu bewerkstelligen ist. Gab es je Anordnungen, welche nicht auch eine Schattenseite hatten und durchaus keine Unzufriedenheit von irgend einer Seite erregten, wurden je veraltete Einrichtungen unter einem einstimmigen Applaus abolirt, so waren solche Fälle wenigstens nicht häufig, vielmehr ist es der Lauf der Welt, und so verwickelt sind die menschlichen Interessen, daß das, was dem Einen frommt, einem Anderen gewöhnlich schadet und so der Beifall der Einen von der Klage der Anderen begleitet sein muß.

Wie fremdartig und wenig ansprechend ist überhaupt das ausgeführte Gemälde dieses ewigen und unverwüstlichen Friedens! Es möchte noch hingehen, daß man sich eine Zeit denkt, wo die Grundbesitzer und Fabrikanten der drei vereinigten Königreiche sich verglichen haben werden, oder wo man über die Interessen des Rohr- und Rüben-Zuckers einig sein wird — über ähnliche Fragen darf man allerdings an Einstimmigkeit denken, mißlicher aber ist schon der Gedanke, daß einst die Gränzen

der Länder nicht mehr durch Festungen und Krieges=Heere, sondern durch petschierte und unterzeichnete Verträge ge=sichert sein werden. Dies dürfte wenigstens erst zu einer Zeit sich zutragen, wo die Billigkeit so allgemein geworden wäre, daß dieselbe auch im Bank=Wesen und der Papier=Spekulation vorherrschte, wo das gemünzte Geld so wie jede Hypothek zu einer Ueberflüssigkeit werden und alle Welt von Stocks und Banknoten leben würde. Keine Prozesse und Rechts=Kollisionen würde es alsdann mehr geben, wir würden uns genöthigt sehen, aus unserem friedlichen Staate nicht nur jede thätige oder moralische Opposition, sondern beinahe jede Meinungsverschiedenheit, jede hartnäckige De=batte und Diskussion zu verbannen, um zu keinem Konflikte Anlaß zu geben. Auch in den Wissenschaften wird als=dann ein oft vergeblich ersehnter Friede herrschen (der frei=lich jeden Augenblick in einen sanften Schlummer überzu=gehen drohen würde), der Theologie wird es endlich gelun=gen sein, das allgemeine, versöhnende Prinzip zu finden, die Medizin wird die lange gesuchte Panazee entdeckt haben, der Streit über die beste Verfassung wird auch zur Befrie=digung Aller geschlichtet sein, und selbst an die Kunstrichter wird man die Forderung stellen können, nicht mehr eine so scharfe Feder zu führen und ihren Streit über die hö=here Vorzüglichkeit der klassischen oder der romantischen Auffassung und über die richtigen kritischen Grundsätze in der Musik einstweilen auf sich beruhen zu lassen. — Wie sieht es mit der Geschichte aus? Wird es noch eine ge=ben, wird noch Etwas sich zutragen, was aufgezeichnet zu werden verdiente? Wird man noch wissen, was Hochher=zigkeit, Hingebung und Heroismus, oder was das Gegen=theil davon ist? Gewiß nicht, denn die großen Tugenden und die großen Fehler entwickeln sich nur in stürmischen und bewegten Zeiten! In der Geschichte dieser Zeiten des absoluten Friedens wird es nicht jenes Hervorleuchtende mehr geben, was junge Herzen vor freudigem Entzücken be=ben macht, jene großen historischen Charaktere, des kühnen,

feurigen Alexander, zum Beispiel, oder des staatsklugen, vorsichtigen Cäsar, die gewaltigen, gewinnenden Persönlichkeiten versuchter Generäle, gewandter Diplomaten und hinreißender Redner, sie werden verschwunden sein, man wird sie nur noch in den Annalen der Vergangenheit finden und sie nicht mehr verstehen, da es keine Kriege, keine Diplomatie, keine parlamentarischen Kämpfe und keine Leidenschaften mehr giebt. Man betrachte unsere jetzige Welt! Noch sind ihre Menschen sehr verschieden an Kräften und Gaben, an Erfahrung, Manieren und Ansichten; die Festigkeit und Konsequenz der Charaktere, die bei uns, gottlob! noch nicht erloschen ist, ist eine Folge der äußeren und inneren Kämpfe, die unser politisches und soziales Leben veranlaßt und die den Einzelnen zur Aufbietung seiner ganzen Energie nöthigen. Alles dies würde in dem absoluten Frieden verschwunden sein, in demselben giebt es keine Persönlichkeit mehr, sondern nur eine Spezies, in der ein Individuum dem andern ähnelt. Eine erdrückende Einförmigkeit in den Personen und in den Dingen würde dem Leben und der Geschichte alle Mannigfaltigkeit rauben und sie in der Oede einer Wüste begraben. Wie fade und abgeschmackt würde eine Existenz dieser Art sein, wie unendlich viel Blasirtheit würde es geben! Wie soll endlich bei bei einem solchen Zustande der Dinge noch ein Fortschritt im Rechten und Edlen möglich sein? wo wäre hier noch das Prinzip, das einer weiteren Entwickelung und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen zu führen wäre? wo wären die Mißbräuche, die man abzustellen hätte? es würden keine da sein oder man würde sie wenigstens nicht bemerken, denn sonst müßte man annehmen, daß es Streit und Reibungen geben würde. Die Parteienkämpfe, die wir in einigen Ländern beobachten und die das ganze soziale Leben derselben vergiften, verdienen allerdings keine Lobrede; es gewährt vielmehr ein trauriges Schauspiel, wenn man brave redliche Männer, die von entgegengesetzten Prinzipien ausgehen, die aber für eine Sache streiten, der sie

mit Ueberzeugung anhängen — wenn man diese Männer von der Debatte zu Invektiven, Verdächtigungen und persönlicher Feindschaft fortgehen sieht — aber zu solchen Unbesonnenheiten verführte sie wenigstens ein ehrenwerthes Streben und im Kampf der Meinungen wird doch ihr Charakter gefestigt und geläutert. Wie unerquicklich erscheint selbst gegen dies übertriebene Parteileben die Nachgiebigkeit, die jeden Kampf vermeidet und die um des absoluten Friedens willen auch keine Festigkeit und Tugend will! Doch lassen wir den Quietismus mit allen seinen Grillen und Plänen, die sich doch nie realisiren werden, und glauben wir vielmehr, daß Reibungen, Aufregung und Bewegung in unserem geistigen und sozialen Leben das Medium sind eines gesunden lebendigen Fortschrittes!

Hier ist noch einmal auf die Mittel der Ausgleichung der Zwiste der Völker zurückzukommen, deren oben nur in oberflächlicher Weise gedacht wurde. Man kann die Nothwendigkeit der Streitfragen und der Debatten zugeben, aber doch behaupten wollen, der Streit der Völker wie der Individuen werde künftig nur durch gesetzliche und rechtliche Mittel geführt und auf gesetzliche Weise entschieden werden, ohne zu dem Rechte der Gewalt und Uebermacht, wie bisher, zu führen. Diese Methode, die Streitsachen der Völker rein nach den Grundsätzen des Völker-Rechtes und der Billigkeit zu entscheiden, gewinne eine größere Ausführbarkeit und höhere Bedeutung durch die wachsende Macht der öffentlichen Meinung in Europa, welche bei vorkommenden politischen Differenzen der gerechten Sache zuerst den moralischen und demnächst auch den wirklichen Sieg sichern werde. Diese Methode habe sodann auch noch, was keineswegs gering anzuschlagen sei, die Autorität des Beispiels und gewichtiger Präcedenzien für sich. In neuerer Zeit haben mehrere Staaten sich schon entschlossen, eine unter zweien bestehende streitige Sache dem dritten, nicht dabei interessirten, Staate vorzulegen und sich dem Gutachten desselben ohne Widerspruch zu unterwerfen.

Endlich sind die Kongresse der Souveraine und die Konferenzen bevollmächtigter Diplomaten in neuerer Zeit Mittel gewesen, um die Streitfragen Europa's ohne Krieg und auf die angedeutete Weise zu entscheiden. — Gewiß sind dies keine unwichtigen und zufälligen Thatsachen, es fangen an, sich Elemente und Stützen des Friedens in Europa zu bilden, die denselben unter schwierigen und drohenden Verhältnissen noch sichern können, aber allen Umständen werden auch sie nicht gewachsen sein, der Krieg wird auch fernerhin ausbrechen trotz der öffentlichen Meinung und trotz der diplomatischen Vermittelungs-Versuche.

Was nun zuerst das Gewicht der öffentlichen Meinung betrifft, so giebt es allerdings Dinge und Interessen, welche durch dieselbe gerichtet und geschlagen sind; die Sache des scheußlichen Sklaven-Handels zum Beispiel darf keine Macht jetzt mehr in Schutz nehmen; die Hauptmächte Europa's haben sich sogar kürzlich vereinigt, um dieses unchristliche Treiben ganz zu unterdrücken, eben so würde eine Macht, welche die Propaganda wollte und die darauf ausginge, alles Bestehende und Historische in Frage zu stellen, die öffentliche und allgemeine Meinung gegen sich haben, und so noch in anderen Materien. Indeß giebt es auch viele hochwichtige Fragen, wo die Einhelligkeit der Stimmen nicht so groß und die Majorität keineswegs entschieden auf einer Seite ist. Die Meinung der Massen ist, wie wir schon oben zu zeigen bemüht waren, eben so sehr und oft vielleicht mehr dem Irrthum unterworfen, als die der Individuen, Scheingründe nehmen die Vernunft gefangen, und welchen Schaden und welche Vorurtheile haben nicht schon die Journale veranlaßt? Zudem ist das Recht in einzelnen Fällen schwer zu erkennen für den Eingeweiheten, und um so leichter muß also wohl der Uneingeweihete ins Verkehrte gerathen, ja selbst der Inhalt positiver Rechte kann das eigentlich Ungerechte ausmachen, wie sehr sie auch die Form des Gesetzes oder Herkommens angenommen haben. Die großen Hebel der Gesellschaft, die Interessen des

Vaterlandes, der Stände und der Kirche sind ohne Zweifel alle in der Vernunft begründet und wahrhaft, aber nach dem Grade ihrer Gültigkeit und ihres Vortrittes in einem speziellen Falle sind sie dessen ungeachtet sehr verschieden, so daß darnach das Eine mehr berechtigt und wichtig erscheint als das Andere (man sehe z. B. die Streitfragen über die Gränzen der Staats- und Kirchen-Gewalt). Da nun die Meinungen in den verschiedenen Nationen auch sehr verschieden sind, so kann es kaum ausbleiben, daß dasselbe, was der einen Nation ganz klar erscheint, in einer anderen für das Verkehrte von der Mehrzahl gehalten wird; und die allgemeine Meinung, die den Frieden erhalten und Recht sprechen soll, ist also selbst im Zwiespalt. Wie sehr die Berechtigungen in einzelnen Fällen in einander übergreifen, und wie mißlich es sein würde, eine Einstimmigkeit der allgemeinen Meinung darüber zu erwarten, das ersieht man aus unendlich vielen Beispielen der Geschichte; Cäsar zum Beispiel, als er an der Spitze seines Heeres den Rubikon überschritt, war zweifelsohne im Unrecht, denn er verletzte bestimmte Gesetze, welche die Republik gegeben hatte; aber Cäsar sah ein, und mit ihm viele Andere, daß der Senat ein Werkzeug sei in den Händen seiner Feinde und daß mehrere der erlassenen Gesetze auf nichts als auf seine Erniedrigung und seinen Untergang abzielten. — Im 30jährigen Kriege ferner kann man es wohl begreifen, wie gehässig und anmaßend dem Wiener Hofe die Einmischung der Schweden in die Händel des deutschen Reiches erscheinen mußte, aber der König Gustav Adolph hatte doch auch ein gutes Recht für sich; es konnte für Schweden nicht gleichgültig sein, wenn die Kaiserlichen sich in Mecklenburg und Pommern festsetzten und Wallenstein schon den Titel eines Groß-Admirals führte; die Politik Schwedens sowohl als der daselbst herrschende religiöse Glaube waren gleich starke Beweggründe für die Einmischung. Wir sagten oben schon, daß der Journalismus die Unparteilichkeit und ruhige Haltung der öffent-

lichen Meinung nicht selten gefährde. Derselbe übt nicht allein auf die Meinung der unwissenden Menge seinen Einfluß aus, sondern auch auf diese öffentliche Meinung, sofern wir darunter die Meinung der Gebildeten und Stimmberechtigten verstehen. Man hofft gewiß mit Grund, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die Menschen verständiger geworden sein werden und wo man sich gewöhnt haben wird, die Artikel der Journale mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Die öffentliche Meinung wird sich alsdann von der Presse unabhängiger gemacht haben, als sie es jetzt ist, wo man alle Tage sieht, daß die Parteischriftsteller die Begebenheiten ausbeuten, um die Gemüther der Massen nach dem Sinne einer intriganten Partei zu lenken. Dieselben begnügen sich nicht, auszulassen oder ungenau zu sein, sie entstellen die Thatsachen gänzlich und schmieden die abscheulichsten Lügen. Leider findet dies Beginnen nicht den Mißkredit, den es doch so sehr verdient, es finden sich vielmehr immer noch Leute genug (und darunter selbst äußerst achtbare Männer), welche den Anschuldigungen und dem Leumunde solcher Blätter Glauben zu schenken geneigt sind, und die gefährlichsten Bewegungen können durch diese Blätter hervorgerufen werden. Alles dies ist nun wohl zu bekannt, als daß es besonders erwähnt zu werden brauchte, wir ziehen aber doch den Schluß daraus, daß die allgemeine Meinung so lange noch nicht die entscheidende Kraft und Unabhängigkeit haben wird, die man ihr beilegt, als es ihr nicht gelingen wird, den Journalismus bloß durch die Macht ihres moralischen Ansehens zu reformiren.

Wir kommen zu dem Punkte der diplomatischen Transaktionen und der schiedsrichterlichen Sprüche. Man hat von dieser vielbesprochenen transaktorischen Politik (oder der Politik der Konferenzen und der Ausgleichung) neuerdings eine ungemein hohe Idee, und möchte sogar eine neue Art von Geschichte aus dieser Politik prophezeien. Indeß kann man doch schon gleich zuerst bestreiten, daß dieselbe eine neue Erfindung sei, dieselbe ist

vielmehr sehr alt. Man findet in dem alten Testamente, daß der Ruf des weisen Königs Salomo durch die Wüste drang und daß die Abgesandten fremder Völker und Stämme von weit her kamen, um ihm ihre Streitsachen vorzutragen. Das Institut der Amphyktionen ist ebenfalls hier anzuführen; es war nichts anderes als ein religiöser und politischer Bundestag, zu dem alle hellenischen Staaten ihre Abgeordneten sendeten und der die Zwiste einzelner Staaten richterlich zu entscheiden hatte; im Mittelalter endlich war es Brauch, an den Entscheidungsspruch des römischen Stuhles zu appelliren, selbst in rein weltlichen Streitsachen. — So alt ist also dies Prinzip der Ausgleichung politischer Differenzen schon, und doch hat dasselbe nicht alle die Kriege verhindern können, die ein Jahrhundert nach dem andern Europa verwüstet haben. Man wird also auch wohl künftighin in diplomatischen Protokollen und Noten kein Universalmittel gegen den Krieg sehen können. Forschen wir nach der Eigenthümlichkeit der transaktorischen Politik und nach den Mitteln, durch die sie kürzlich Streitfragen von so großer Schwierigkeit lösen konnte, so finden wir, daß ihr nächster Zweck stets gewesen ist, eine unzeitige und voreilige Lösung der Frage zu verhindern. Die streitige Sache ward auf eine, für die friedliche Lösung sehr vortheilhafte Art hin und wieder überlegt, und indem man für's erste den provisorischen Zustand proklamirte und jede Partei so viel wie möglich schonte, indem nichts ohne gewissen Vorbehalt beja't, nichts unbedingt verneint wurde, gewann man das Köstlichste: „Zeit", von der es in der Diplomatie heißt wie im Kriege: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" Der Zeitgewinn ist nun in der That kein bloß eingebildeter, er bringt die positivesten Vortheile hervor. Derselbe bewirkt zum Beispiel, daß die erste Hitze verraucht, die Gemüther der Parteien sind nicht mehr, wie früher, aufgeregt, sie haben Gelegenheit gehabt, die streitigen Punkte näher und wiederholt zu erwägen, sie werden dieselben jetzt mit mehr Billigkeit beurtheilen und werden eher gestimmt

sein, sich zu vergleichen und die Hand zu bieten; wo diese Neigung aber erst vorhanden ist, da wird man über die Bedingungen weniger schwer einig, und so sieht sich die Politik am Ende am Ziele ihrer Bestrebungen. Aber um solche Erfolge zu erreichen, muß die Sache auch so beschaffen sein, daß die Ausgleichung überhaupt möglich ist, d. h. es muß sich um keine Lebens-Frage handeln, von der einen oder anderen Seite, auch muß Nachgiebigkeit von beiden Seiten und nicht bloß von der einen Seite vorhanden sein. Zwei Männer, die beide Ansprüche auf ein und dieselbe Sache haben, entschließen sich vielleicht, dieselbe gleich unter sich zu theilen; will aber der eine ersichtlich den anderen übervortheilen oder ganz aus dem Besitze verdrängen, dann wird des Haders kaum ein Ende werden. Sollen Verhandlungen nützen, so muß von beiden Seiten Offenheit ohne versteckte Neben-Absichten vorhanden sein; die arrière-pensées kommen in der Regel gegen den Schluß noch zu Tage und pflegen dann Alles zu vernichten, was bis dahin mit vieler Mühe ist aufgebaut worden. — Was nun endlich die Lebens-Fragen der Staaten anbetrifft, so lassen sich diese wohl selten auf ausgleichende Weise entscheiden, denn hier muß alle Nachgiebigkeit aufhören. Wir verstehen unter Lebens-Fragen solche, wo es sich um die Säulen der Macht und des Ansehens eines Staates handelt, wo es sich fragt, ob derselbe fernerhin stark, geehrt und selbstständig oder ob er schwach sein soll. Manche Frage kann erst durch das Gewicht der Umstände zu einer Lebens-Frage gemacht werden, eine Lebens-Frage kann sowohl eine Prinzipien-Frage als eine Territorial- oder industrielle Frage sein, oft liegt sie auch wohl auf allen diesen Gebieten zugleich, stets ist es aber eine solche, welche die Wurzeln der Macht und der Existenz dieses Staates berührt. So führte seiner Zeit England einen Krieg überall und um jeden Preis gegen Frankreich und gegen Napoleon, aber es bedurfte auch kaum der glänzenden Beredsamkeit Pitts, um die Engländer sehen zu lassen, daß es sich hier um die Quel-

len der Macht ihres Vaterlandes handele, welche Napoleon unablässig bemüht war zu verstopfen. In solchen Fällen sind Handlungen besser als Unterhandlungen, und alle kräftigen Staaten haben es so gehalten. Wenn jedem Staate ein gewisses Prinzip zum Grunde liegt, auf das sich alle seine Handlungen zurückführen lassen, so darf derselbe gewiß nie eine Handlungsweise annehmen oder sich zu Akten verleiten lassen, welche mit diesem Grundprinzip im Widerspruch stehen. Dies bezeichnet, was eigentlich eine Lebens-Frage sei, in einer solchen darf keine Regierung auch nur um eines Zolles Breite weichen, ohne eine unendliche Verantwortlichkeit auf sich zu laden. Welcher brave Mann sucht auch wohl einen Schiedsrichter, wenn Jemand die Ehre seiner Familie antastet, oder läßt sich auf lange Auseinandersetzungen mit dem ein, der seine Saat zu verderben oder sein Haus zu verbrennen sucht. Der brave Mann wird fühlen, daß es eine Grenze giebt, wo die Langmuth zur Unwürdigkeit führt und zu einem Gegenstand des Gespöttes werden kann. Eben so haben auch die Staaten wohl zu erkennen, worin ihre rechte Macht und Stärke wurzelt, und das haben sie heilig zu halten, zu pflegen und vor jeder Beeinträchtigung sorgfältig zu bewahren, sei es auch durch Krieg und Waffen. Großen und kräftigen Nationen steht es wohl an, sich nachgiebig in kleinen, minder wichtigen Dingen zu erweisen, aber unwandelbar und unerschütterlich in großen Angelegenheiten. Dies wäre wenigstens besser und würdiger als das Umgekehrte, und würde am meisten dazu beitragen, ihr moralisches Ansehen zu vergrößern. Handelten alle Staaten nach diesem Grundsatze, so könnten die Kriege in der That sehr selten und auf ein Minimum reduzirt werden; aber bis dahin ist es noch sehr weit, und jedes Volk möge sich wohl hüten vor Schiedsrichtern und diplomatischen Ausgleichungen in allen vitalen Sachen. Solche Angelegenheiten vielmehr, welche das Volk so nahe und tief berühren, sollten auch nur durch das Volk in Masse entschieden wer-

den. Man rufe dasselbe auf, seine Sache selbst zu führen und seine bedroheten Interessen zu schützen. Keine Regierung, die in sich selbst und in die Kraft ihres Volkes Vertrauen setzt, soll vor einem ähnlichen Akte zurück beben; würde sie es, sie würde sich mit Schande bedecken, und, gerichtet von dem allgemeinen Unwillen, dahinsinken; aber den Aufforderungen einer hochherzigen Regierung wird auch ein tapferes Volk stets entsprechen und auf ihren Ruf sich erheben wie ein Mann; selbst kleinere Staaten haben den kühnen Entschlüssen ihrer Leiter unter solchen Umständen zu folgen keinen Anstand genommen. (Die Schweiz zum Beispiel, als sie vor einigen Jahren mit einer französischen Invasion bedroht ward.)

Wenn wir nun zu beweisen gesucht haben, daß die Theorie der Friedensstiftung durch Vermittelung einer dritten Macht, oder durch die gemeinschaftliche Uebereinkunft der europäischen Pentarchie, in Verbindung mit der Macht der öffentlichen Meinung noch immer nicht für alle Fälle ausreichen und einen ewigen Frieden verbürgen dürfte — so soll damit doch nicht gesagt sein, daß diese politische Theorie eine bedeutungslose wäre und keine Zukunft hätte. Wir wiederholen vielmehr, was wir schon oben sagten, je mehr die Civilisation in Europa zunimmt und sich verbreitet, um so viel mehr Stärke wird dies System der schiedsrichterlichen Entscheidung politischer Differenzen haben, denn es wird unterstützt werden durch die Billigkeit und Aufklärung der Nationen, und man wird finden, daß man sich wohl dabei befindet. Man sehe die beiden zunächst vergangenen Jahrhunderte an, wie viel Kriege wurden hier geführt kleinlicher Ursachen wegen, solcher wenigstens, die sich hätten auf andere Weise wegräumen lassen; wie viel Blut und Verwirrung hätte erspart werden können, hätte man damals schon ein politisches System gehabt wie jetzt!

Wird nun aber nicht die Macht der Industrie und die Natur unseres Geld- und Aktien-Wesens die Kriege fernerhin unmöglich machen? Sind nicht sowohl die

Staaten im Ganzen als die mächtigsten und einflußreichsten Individuen im Einzelnen bei der Industrie und beim Aktien-Wesen interessirt, und wird nicht der Vortheil der Menschen das zu bewirken im Stande sein, was man von ihrem Rechtsgefühle vergebens erwartet? Sind nicht die Kriege der Gegenwart mit ihren Massen und ihrem Requisitions-System weit destruktiver und verheerender als früher? Wird nicht der angerichtete Schaden und die Noth der unbeschäftigten Arbeiter zu den fürchterlichsten kommerziellen und sozialen Katastrophen führen? — Es ist wahr, das Unheil, welches von den Kriegen unter den jetzigen Verhältnissen droht, ist sehr groß, und es scheint nicht ungeeignet, dasselbe näher zu betrachten, um die ganze Schwere der Umstände zu übersehen.

Was nun zuerst die durch die Kriege veranlaßte Verwüstung anbetrifft, so kann man aus der Geschichte entnehmen, daß es in früheren Zeiten in dieser Beziehung ärger herging, als es hoffentlich je wieder hergehen wird. Wer kann ohne Abscheu die Berichte und Nachrichten über jene Vertilgungs-Kriege lesen, welche die Spanier gegen die Niederländer und die Kaiserlichen des 30jährigen Krieges gegen Norddeutschland führten; die Soldateska begnügte sich damals nicht, Schuldlose zu tödten, sondern dieselben wurden auf raffinirte Weise zu Tode gemartert, man nahm den Einwohnern Alles, was sie hatten, und legte alsdann den Brand an ihre Hütten; das dumpfe Schweigen der Gräber herrschte damals über diejenigen Distrikte, welche der Krieg durchzogen hatte, und kein Verbrechen war so groß, das nicht im Gefolge dieser Armeen gewesen wäre. — Nun, solche Scenen werden hoffentlich weder unsere noch der kommenden Geschlechter Augen mehr sehen! Der Kriegerstand hat sich seit jener Zeit emanzipirt, er ist kein Sklave des Soldes mehr, er bildet keine von der bürgerlichen Gesellschaft getrennte und verabscheuete Klasse mehr, er ist vielmehr innig verbunden mit den übrigen Ständen und Klassen, nimmt an den Wohlthaten der steigenden Civilisation Theil und hilft dieselbe selbst kräftig mit verbreiten.

Gewiß, unter diesen Umständen ist diese kannibalische und unmenschliche Geringschätzung alles dessen, was nicht Soldat ist, nicht mehr möglich, man erkennt vielmehr in einer strengen Disziplin die Ehren-Krone und den Stolz der Heere, und wenn von Verwüstungen der Kriege gesprochen wird, so wird man darunter für's künftige nur diejenigen Erhebungen und Ausschreibungen, so wie vielleicht einige Unordnungen und Unregelmäßigkeiten verstehen, welche bei einer Anhäufung großer Menschen-Massen unerläßlich und fast unvermeidbar sind.

Wenn nun aber auch die Disziplin gestiegen ist und hoffentlich durch die Heranbildung der unteren Klassen unserer Gesellschaft noch ferner steigen wird, so kann man doch auch sagen, daß durch die ungemeine Ausbreitung des Handels und Verkehrs die Lage Europa's eine ganz andere geworden ist, als sie es vor hundert Jahren war, die Länder haben jetzt da verwundbare Stellen, wo sie früher keine hatten, und man möchte, trotz der oben angeführten Thatsachen, denen Recht geben, welche aus den zukünftigen Kriegen mehr Elend prophezeien, als aus denen der Vorzeit. Man befürchtet eine allgemeine Verarmung aus der Lähmung der Industrie und der Stockung des Verkehrs und des Kapitalien-Umlaufes. Mitten in dem behaglichen Zustand eines dauernden Friedens kann man sich vielleicht kaum einen richtigen Begriff machen von der ganzen Last, mit welcher ein Krieg auf das Ganze sowohl, als auf die einzelnen Familien drückt. — Die Aushebung für den Krieg schon bleibt ein ernstes und thränenwerthes Schauspiel. Früher hatte man geworbene Soldaten, die jeden Augenblick auf den Krieg vorbereitet sein mußten, und die denselben wünschten — nun wird das Volk aufgeboten, das den Beschäftigungen des Friedens oblag. Man denke sich alle Kreisstädte erfüllt von den Schaaren dieser noch jugendlichen Kantonnisten und der älteren und ernsteren Landwehr-Männer, welche einbeordert sind, um eingekleidet zu werden und demnächst zu marschiren! Ihre Arbeit wird in

der Agrikultur und den Gewerben ohne Frage sehr vermißt werden, es wird kaum gelingen, sie gehörig zu ersetzen. Mancher dieser Braven mußte sein Weib verlassen und kleine Kinder, um einer Zukunft voll Ungewißheit entgegen zu gehen, andere haben alternde Väter und Mütter daheim oder liebe Freunde und Bräute, fesselnde Verhältnisse aller Art — keiner fast ist von diesen vielen Tausenden, der nicht ein Herz in Trübsal zurückläßt. Wie viel Trübsal, wie viel Angst geht weit und breit durch das Land, denn überall rüstet man, überall hebt man aus, und wie viele dieser bangen Ahnungen werden sich traurig erfüllen! Die Massen=Kriege der jetzigen Zeit kosten unendlich viele Menschen, und die glücklichsten derselben sind die, welche begraben liegen auf den Wahlstätten des Todes, auf jenen Schlachtgefilden, wo ein hoher Erdhügel oder ein einfaches ehernes Kreuz den Ort anzeigt, unter dem die Leichen der Gefallenen liegen, wo man Freund und Feind zusammen begrub, und wo der vom Sieger gesetzte Denkstein auch das Grab der erschlagenen Feinde ehrt! Ein solcher Tod auf dem Schlachtfelde ist in alter und neuer Zeit für schön gehalten worden, die Leiden desselben pflegen jedenfalls nur kurz zu sein; aber wie viele brave Männer werden nicht aufgerieben durch die Strapatzen und Entbehrungen, die der Krieg fordert, durch das Marschiren ohne Ende, durch Hunger und Durst, durch Ermüdung und Nachtwachen, die Witterung wird rauh und die Bekleidung zerreißt, die Behaglichkeit des Obdaches und des Feuerheerdes ist selten zu gewähren, ewig ist Stroh das Lager und der freie Himmel das Zelt, die täglichen Scenen des Jammers auch, der Verstümmelungen und des Todes drücken heftig auf manches Gemüth! — Nun, da findet der Tod viele und nicht unedle Beute, die Lazarethe sind oft überfüllt und die mörderischen Lazareth=Fieber, welche dem Kriege auf der Ferse zu folgen pflegen, lichten ohne Aufhören die Reihen unserer wehrhaften Jünglinge und Männer. Wie Mancher kommt auch endlich heim, aber als Krüppel mit abgenom=

menem Arm oder Bein, oder er hat den Grund eines dauernden Siechthums gelegt und welkt rasch dahin! — Solche Beispiele sind doch gewiß sehr häufig, indessen ist der Menschen-Verlust für denjenigen, der das Rechnen liebt, noch immer die am wenigsten erhebliche Seite des Krieges. Er wird berechnen, daß dieser Verlust verhältnißmäßig doch nur gering ist, und daß die meisten Staaten überdies so wenig an Menschen Mangel leiden, daß sie vielmehr alle Jahre sich ihres Ueberflusses durch ein Auswanderungs-System zu entledigen suchen. Bedenklicher wird vielleicht vielen dieser Männer der Punkt der erhöheten Abgaben und der vermehrten öffentlichen Lasten sein. Es ist ein finanzieller und politischer Lehrsatz, daß kein Staat heutigen Tages mehr Krieg führen kann, ohne eine Vermehrung der Auflagen und ohne eine Anleihe. Man rechne auch nur die Hunderte von Bataillonen und von Geschützen zusammen, welche mobil gemacht werden müssen, man bedenke die Menge von Pferden und die ungeheuren Bedürfnisse an Munition und Material aller Art, welche eine Armee heutigen Tages haben muß und deren Beschaffung also dem Staats-Schatze obliegt — und man wird wohl ersehen, wie unzureichend die Abgaben des Friedens-Zustandes sind, um diesen Anforderungen zu genügen. Vielleicht würde es auch den finanziellen Ansichten und Erfahrungen der Gegenwart wenig angemessen sein, wenn ein Staat sich bemühen wollte, Massen von Kapitalien zurückzulegen und zu fundiren, bloß um für den Eintritt des schlimmsten Falles nicht benöthigt zu sein, seinen Unterthanen neue Lasten aufzubürden. Es ist nicht allein der Sache angemessen, daß die schlimmsten Fälle für außerordentliche Zustände gelten, für die auch außerordentliche Maßregeln nothwendig sind — sondern man glaubt auch vielfach, daß die Kapitalien, in den Händen unternehmender Privatleute, mehr zur allgemeinen Wohlfahrt wirken werden, als wenn der Staat dieselben aufhäuft für mögliche Fälle — und daß ein Staat, der wohlhabende und thätige Unterthanen hat,

auf einer hinlänglich soliden Basis ruht und für stärker zu halten ist, als ein anderer Staat, der sich einen großen Schatz zusammengespart hat und dessen Unterthanen dafür ohne Kapitalien und Gewerbefleiß sind (welches letztere Verhältniß indeß wohl nirgends in Europa jetzt mehr Statt finden dürfte). — Wie dem nun aber auch sein möge, es ist gewiß, daß Erhöhung der Steuern und Vermehrung der Staats-Schulden die erste Folge der Kriege sein werden, sodann wird aber auch der Handel und der Verkehr vielfache Störungen erleiden. Es werden Ausfuhr-Verbote nothwendig werden; der Staat darf nicht zugeben, daß die Pferde, Roh-Stoffe, Viktualien und Waffen, die seine Bewohner produziren und die er selbst bald vielleicht gebrauchen wird, dem Auslande oder gar dem Feinde zugeführt werden, so daß er selbst nachher Mangel daran leidet. Solche Ausfuhr-Beschränkungen sind also nothwendig; indeß kann es doch nicht fehlen, daß nicht viele dadurch große Verluste erleiden, die Kornbauer und Viehzüchter werden in dieser Lage sein, und die Nachtheile derselben werden vielleicht dauernde sein. Ein gewohnter auswärtiger Markt, den man durch die Ungunst der Umstände aufzugeben gezwungen ist, wird leicht von Anderen in Besitz genommen und öffnet sich uns vielleicht nie wieder. Indessen waren Hemmnisse und Verluste dieser Art doch nur solche, welche den Begüterten, nämlich den Landbesitzern und Kaufherren, beschwerlich fielen, und da müßte man von dem Patriotismus derselben erwarten, daß sie das Unvermeidliche zu ertragen wissen würden; schwerer aber für das Land ist die allgemeine Noth und Verarmung der arbeitenden Klasse, die durch den Krieg herbeigeführt werden kann. Man braucht sich um die Gegenwart nur wenig zu kümmern, um doch zu wissen, wie sehr sich die Industrie der Geister fast des ganzen Europa's zu bemächtigen anfängt und wie einflußreich die dadurch herbeigeführten Zustände für die Zukunft und die Wohlfahrt der Nationen zu werden beginnen. Die Industrie ist eine hi-

storische Thatsache, die man annehmen und beachten muß, sie fängt an, einen Wohlstand in Europa zu verbreiten, der früher unbekannt war; aber auch das Gegentheil kann sich aus der Industrie entwickeln, wenn sie auf eine künstliche Weise ist in die Höhe geschraubt worden, oder wenn sie durch das Gewicht der Umstände und der politischen Wechselfälle schwer belastet wird — ein Pauperismus ohne Ende und Hülfe kann sich aus dieser so goldenen Industrie entwickeln, das entsetzlichste Elend kann ste über ein Land bringen. Die Befürchtungen mancher Leute in dieser Hinsicht sind fürchterlich, sie mögen allerdings übertrieben sein, aber etwas Wahres enthalten sie dennoch. Ohne Zweifel kann eine schwere Belastung der ganzen Industrie aus einem allgemeinen Kriege sich entwickeln, denn es ist gewiß, daß die Industrie vom Verkehr und von ausgebreiteten Handelsverbindungen abhängt und daß man erstere verwundet, wenn man die letzteren stört. Die Lähmung nun des Handels ist eine Folge der meisten Kriege, oft wird jeder überseeische Handel ganz unmöglich gemacht. Es ist vielleicht barbarisch, aber doch geschieht es noch immer, daß zwei Staaten, die einen ehrlichen offenen Krieg auf dem Lande gegen einander führen, zugleich das Recht zu haben glauben, denselben auch auf der See fortzuführen. Man beraubt sich einander und stört den Handel so viel man kann, und manche mächtige Staaten haben sich bisweilen nicht gescheut, an sehr verdächtige Leute Kaper-Briefe auszutheilen und ihnen das Recht und die Ehre eines legitimen Kriegers zu geben. Man hat dadurch einen Unfug autorisirt, der im Landkriege nicht geduldet werden würde und den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider ist. Es ist dahin gekommen, daß die See war wie jene unsicheren Wälder, in denen nicht allein Banditen ihr Wesen treiben, sondern in denen es auch anscheinend friedliche Hütten und Herbergen giebt, wo der einkehrende Wanderer eben so schlecht aufgehoben ist wie unter Banditen; die See ist lange ein rechtloses Gebiet gewesen, auf diesen spurlosen unergründlichen

Tiefen sind die schauderhaftesten Dinge geschehen. Das Kaper=Unwesen ist ein barbarisches Ueberbleibsel des Mittelalters, und ist gewiß von allen Wohldenkenden längst verurtheilt worden. Vielfach wird gewünscht, daß doch untersucht werden möchte, wie viel solches Treibens statuirbar sei und in dem natürlichen Rechte der großen Staatsgewalten liege, und wie viel als grausam, vexatorisch und unchristlich zu bezeichnen und von der allgemeinen Meinung zu brandmarken sei. Mit hoher Befriedigung wird daher der ganze Handelsstand Europa's vernommen haben, daß die großen Mächte sich ganz kürzlich zu dem Zwecke vereinigt haben, auf der See diejenige scharfe und gesetzmäßige Polizei auszuüben, die daselbst durchaus herrschen muß. — Es ist glaublich, daß diese Verbesserung auch dem friedlichen Handel zu Gute kommen und man denselben in künftigen Kriegen nicht mehr beunruhigen wird. Der Handel sollte billiger Weise ein Pandämonium sein, dem man eine heilige Unverletzlichkeit zugestände und das für unabhängig erklärt würde von den politischen Maßregeln der Staaten. Nun ist der Handel aber dem Raube und den Willkürlichkeiten aller Art bis jetzt ausgesetzt gewesen; das Recht des Stärkeren ist bei demselben auf eine barbarische Weise geltend gemacht worden. Die Unterbrechung des Handels würde überdies jetzt weit verderblichere Folgen haben, als früher. Im vorigen Jahrhundert zum Beispiel konnten die Mißhandlungen und Unterbrechungen des Seehandels doch wohl bloß die Folgen haben, daß einige reiche Kaufherren Verluste erlitten und daß das Publikum den Zucker, Kaffee und die seidenen Stoffe theurer bezahlen mußte; in der jetzigen Zeit würde der Stillstand der Fabriken, die Bedrückung der Industrie, der Verlust fast aller Kapitalisten und die Noth der arbeitenden Klasse aus denselben Ursachen hervorgehen. — Wie viele Menschenhände beschäftigt nicht die Industrie allenthalben! sie hat die Bevölkerung mancher Gegenden fast verzehnfacht, und sie ist es, welche das Uebergewicht Nord=Europa's über

Süd=Europa vollendet hat. Man vernichte aber den See=handel, und die Mehrzahl der Dampfmaschinen steht stille, und eine Unzahl unbeschäftigter Menschen ist dem Hunger preisgegeben. Manche Regierungen würden dadurch in die schrecklichste Verlegenheit gerathen, und man sieht in der That schwer voraus, wie diesem Elend ganzer Distrikte würde abzuhelfen sein und auf welche Weise man diesen hungernden Arbeitern, deren Anzahl sich vielleicht auf mehrere Hunderttausend beläuft, Beschäftigung und Arbeit verschaffen könnte. Die Arbeiter der Industrie bilden die alleinige Bevölkerung ganzer Stadtviertel und Gemeinden, ihre Nahrungslosigkeit führt sogleich die vieler Handwerker und Krämer mit sich, die von den Bedürfnissen der Arbeiter lebten — kurz, die Noth würde groß sein. Die Konjunkturen des Handels bilden bereits das feine Nerven=Geflecht der Staaten, das sich leicht verstimmt und ein örtliches Leiden dann augenblicklich entstehen läßt. Es ist evident und sachgemäß, daß neben den Behörden an sich hauptsächlich alle die Klassen zur Unterstützung der Noth berufen und verbunden sind, die aus dem Blühen der Fabriken und der Industrie früher Gewinn und ein oft ungeheures Vermögen gezogen haben. Aber die Verluste, welche die Kapitalisten erleiden, werden auch bedeutend genug sein, viele Insolvenzen werden vorkommen und andere große Handlungshäuser werden in einen Zustand gänzlicher Unthätigkeit und Machtlosigkeit gerathen. Das Stillstehen der Fabriken und die Unterbrechung des Verkehrs macht ein immenses Kapital inaktiv und zinsenlos, und dieses Kapital macht wahrscheinlicher Weise das Vermögen der Mehrzahl der Privaten aus, auf dessen Renten sie zu ihrem Lebens=Unterhalte angewiesen sind. Man weiß, wie sehr durch Menge des baaren Geldes der Zinsfuß gedrückt ist, die Industrie allein ist es noch, in der sich die Kapitale am höchsten verwerthen, und dies hat auch in der That so große Massen von Kapitalien in die Hände der Industrie gebracht oder in die des Handels. Wie viele Männer legen das, was sie erb=

ten, erwarben oder ersparten, in Fabriken an, oder in Eisenbahnen und Aktien-Unternehmungen aller Art. Es ist wahr, viel Geld wird auch in den Banken, in den Renten und Assekuranzen niedergelegt, aber diese für das Gemeinwohl so nützlichen Institute pflegen ja diese Kapitalien selbst wieder in den Handel und in die Industrie zu geben, um sie möglichst gut zu verwerthen. Früher, ehe man die Industrie kannte, pflegten die Kapitalisten ihr Geld nur auf Grundbesitz auszuleihen und besaßen allerdings an demselben ein hinlänglich sicheres Unterpfand, aber jetzt, wo das Geld der Privaten in den Unternehmungen, Fabriken und in den Handelsschiffen steckt, da muß ein Krieg allerdings zu einer großen öffentlichen Kalamität werden. Man kann sagen, daß der Friede die Haupt-Hypothek sei für viele dieser Kapitalien, denn bricht der Krieg aus, und wird der Handel unterbrochen, so stehen die Fabriken still, die Schiffe liegen in den Häfen, die Eisenbahnen werden auch vielleicht vernichtet oder nicht befahren, es werden keine Dividenden mehr gezahlt und im ganzen Lande herrscht Noth. Selbst öffentliche, unter der Garantie des Staates stehende und auf den solidesten Basen gegründete Geld-Institute werden unter solchen Umständen einen schweren Stand haben. Es kann nicht ohne eine harte Krisis abgehen, wenn der Geld-Umlauf in einem Staate gewaltsam gehemmt und in andere Bahnen geworfen wird. Der Geld-Umlauf in einem Staate ist die Cirkulation des Blutes im animalischen Körper, welche allein allen Theilen Gesundheit und Thatkraft verleiht. Der Krieg nun hemmt erst den Umlauf der Kapitalien und muß in Folge davon auch in ihrer Cirkulation eine gewaltige Veränderung hervorbringen. Man kann von Glück sagen, wenn es dabei nicht einem dritten unbetheiligten Staate gelingt, einen großen Theil dieser Kapitalien in seine Hände zu spielen, was das betheiligte Land für lange würde zu bedauern haben. Diese Umstände erklären es hinlänglich, daß der Stand unseres Geldwesens sehr zur Erhaltung des Friedens beiträgt und daß die Ereignisse

der Politik in den Ereignissen der Börse ihren ewigen Widerhall finden.

Dies Alles läßt erkennen, daß man den Frieden eine Wohlthat und den Krieg eine Geißel des menschlichen Geschlechts allerdings nennen kann; er verbannt das Glück aus dem Schooße der Familien, er rafft viele Menschen dahin, er hemmt Handel und Industrie, er führt Elend und Noth herbei und belastet endlich noch die Staaten mit einer Menge von Schulden, welche ihrer späteren materiellen Entwickelung lange im Wege stehen. Wollten wir den Staat mit einem animalischen Körper vergleichen, so möchten wir den Krieg eine außergewöhnliche erschöpfende Anstrengung nennen, die bald alle Organe afficirt, ein heftiges Fieber zur Folge hat und endlich den Körper in einen gänzlich abnormen Zustand versetzen kann, in dem manche organische Funktionen gänzlich paralysirt werden. Eine anhaltende heftige Agitation und große Unbehaglichkeiten würden ohne Zweifel aus einem solchen Zustande hervorgehen, wenn nicht etwa gar Schlimmeres. Zum Glück haben Staaten gewöhnlich ein zäheres Leben gezeigt als Individuen. Mancher Mensch leidet durch plötzliche und angestrengte Arbeit dauernden Schaden an seiner Gesundheit, Staaten aber haben durch die Kriege an und für sich keinen unheilbaren Schaden erlitten, sondern nur durch die schlechten Erfolge des Krieges und durch den unglücklichen Ausgang desselben. Unglückliche Kriege können allerdings einen Staat aus der Reihe der Lebendigen vertilgen, die Anstrengungen des Krieges allein aber nicht. Beweis, das alte Rom, das über 700 Jahre fast ununterbrochen Kriege führte im Inneren und nach außen, ehe es unter der Kaiserherrschaft eine Ruhe genoß, die ihm verderblicher ward als alle Kriege. Oesterreich, Preußen, Frankreich und England, alle diese Staaten haben in den letztvergangenen zwei Jahrhunderten viele kostspielige und anhaltende Kriege geführt, und wer möchte sagen, daß sie dadurch an Macht verloren haben? Ihre innere Kraft kennt Europa; Preu-

ßen namentlich ist durch kriegerische und große Regenten ein Land unendlicher Zukunft geworden. Auf dasselbe richten sich gegenwärtig die Augen der civilisirten Welt; vielleicht ist es bestimmt, der Musterstaat des Jahrhunderts zu werden, wie Italien das Land des 15ten Jahrhunderts es war und Frankreich das des 17ten Jahrhunderts.

Dies ruft eine neue Betrachtung hervor. Wenn Kriege haben die Staaten auch groß und reich machen können, dann müssen die geschlagenen Wunden wenigstens nicht unheilbar, der angerichtete Schaden muß nicht unersetzbar gewesen sein. Derselbe hat sich oft sogar in unglaublich kurzer Zeit ersetzt, namentlich unter Mithülfe weiser Regenten. Xerxes verbrannte Athen und verheerte Attika, aber das neue Athen war unendlich viel schöner als das alte, und das Land umher bald mächtig und glücklich wie nie früher. Welcher Preuße wüßte nicht, wie sein Heimathsland verwüstet ward durch jenen Krieg von sieben Jahren, und wie es sich aus seiner Asche erhob unter der Hand eines Königs, der ein ewiger Stolz des deutschen Gesammtvaterlandes bleiben wird. Die abgebrannten Häuser wurden wieder aufgebaut, die Saat grünte bald wieder allenthalben, der Handel und die Fabrikation wurden ermuthigt, man hatte eine Bilanz des Importes und des Exportes, kurz, man sah bald wieder Thätigkeit, Wohlhabenheit und Zufriedenheit überall. Es ist allerdings wahr, daß ähnliche Erscheinungen von vortheilhaften Umständen begleitet gewesen sind, daß die Regenten und Staatsmänner, durch deren Anstrengungen ein vom Kriege niedergetretenes Land sich wieder erhob, günstige Verhältnisse vorfanden, aber in der Lage der Dinge an und für sich, in der Natur der Uebergangs-Periode vom Kriege zum Frieden muß auch ohne Zweifel etwas gelegen haben, was ihre Bemühungen unterstützt und vervollständigt hat, und es ist hier der Ort zu sagen, daß der Krieg, wie zerstörend er auch augenblicklich wirkt, doch ein wiederherstellendes, regenerirendes Element in sich trage. Diese Behauptung ist keine

Chimäre, sondern eine Thatsache, die oft schon anerkannt ist und die wir hier weitläufiger aus einander zu setzen uns bestreben werden. Als Thatsache ist sie auch unendlich trostreich für das denkende Gemüth und aussöhnend mit dem Gange und den Ereignissen der Welt. Wir sehen hierdurch aufs Neue, daß Alles auf unserer Erde unendlich weise und schön eingerichtet ist, und daß namentlich der Krieg nicht das Ereigniß ist, welches die schöne Harmonie des Weltlaufes stört, sondern welches geeignet ist, dieselbe unter gewissen Umständen aufrecht zu erhalten. Oben haben wir von der regenerirenden Wirkung des Krieges auf dem Gebiete der Meinungen und der Moral gesprochen und haben gesagt, daß der Krieg dazu diene, das Rechte und Sittliche aller Orten zu vermitteln und den Menschen die Abgelebtheit ihrer Einrichtungen und die Verirrungen in ihren Thaten und Meinungen zu Gemüth zu führen; hier gehen wir auf das Gebiet des Materiellen über und wollen nachweisen, daß auch bei den materiellen Elementen des Staates auf den Zustand der Agonie, in den sie durch den Krieg versetzt werden können, ein anderer Zustand neuer Kraft und erhöheter Thätigkeit zu folgen pflege.

Wir fangen zuerst bei dem schnellen Wachsen der Bevölkerung nach mörderischen und langen Kriegen an. Aristoteles schon glaubte darin eine besondere Einwirkung der Götter erkennen zu müssen, daß die Menschenverluste der Kriege durch häufigere Geburten wieder ausgeglichen würden. Dasselbe Phänomen ist vielfach bemerkt und durch die Statistik bereits zur Evidenz erhoben worden. Frankreich hat einen Krieg von fast 25 Jahren geführt, und doch ist seine Bevölkerung jetzt, in der folgenden Generation schon, nicht allein bedeutend größer, als sie vor dem Kriege war, sondern selbst, was viel merkwürdiger ist, die Zahlen der beiden Geschlechter balanziren ziemlich und geben kein Mißverhältniß zu erkennen. Hier wirkt also ein weises und urkräftiges Gesetz der Natur, wodurch es verhindert wird, daß nicht ein Glied der großen Kette der Schöpfungen ver-

schwinde. Richten die Umstände irgendwo Verheerungen an, da pflegt eine vermehrte Produktion die natürliche Folge derselben zu sein. Schon der Baum treibt seine Aeste kräftiger, wenn er beschnitten wird, und denjenigen Thierarten, welche den Verfolgungen am meisten ausgesetzt, oder welche die schwächsten und wehrlosesten sind, hat die Natur die größte Fruchtbarkeit verliehen.

Die Zustände eines Landes nach überstandenen Kriegen oder Landplagen sind einer Zunahme der Bevölkerung überaus günstig. Es sind viele Menschen geblieben, und dies allein schon macht den Verdienst und den Lebensunterhalt leichter; der Landbau, der Handel, die Gewerbe, selbst vielleicht die Verwaltung und die Wissenschaften brauchen neue Kräfte und geben den aus dem Kriege zurückkehrenden und nun zu ihren heimathlichen Heerden eilenden Kriegern Beschäftigung und eine gemüthliche gesellschaftliche Stellung. Aus so viel Tausenden von Streitern sind bald eben so viel Ehemänner und Familienväter geworden. Es ist eine Thatsache, welche aus psychologischen Ursachen leicht erklärbar ist, daß nach Kriegen viel geheirathet und eine kräftige Bevölkerung auf diese Weise dem Lande geschenkt wird. Die geschlossenen Ehen sind indeß nicht die einzigen Bande, welche sich nach dem Friedensschlusse knüpfen, ein neuer Geist der Hoffnung und der Thätigkeit, eine allgemeine Landfreude beherrscht dann alle Gemüther, und sollte man aus diesen psychologischen Phänomenen nicht positive Dinge und Erscheinungen erklären können?

Das erhöhete Kraftgefühl, das durch die Kriege geweckt wird und das noch später im Frieden auf alle Zweige der bürgerlichen Thätigkeit zurückwirkt, wird auch für unsere Industrie nicht ohne Folgen sein. Der Friedensschluß wird eine Periode neuen und kräftigen Aufschwunges der Industrie bezeichnen. Es ist gewiß, daß die Industrie durch die Kriege leiden muß, aber es ist voreilig und unerwiesen, daß sie durch dieselben untergehen muß. Man hört z. B.

oft eine Sprache wie diese: „Wenn Frankreich einen Krieg mit England anfängt, so wird es sich bald seines Seehandels nach der Levante und nach Nordamerika beraubt sehen und dadurch werden die Seidenwebereien in Lyonnais und die Leinwand-Fabriken in Isle de France und Artois bald vernichtet sein"; aber das heißt gewiß mehr behaupten, als man beweisen kann. Die Industrie leidet nicht allein durch den Krieg, der Landbau, die Gewerbe und der Handel sind in demselben Falle, aber Keiner wird glauben, daß sie im Kriege ihren Untergang finden werden. Alle diese Institute sind für den Fall des Krieges zu Opfern berufen, aber man muß von ihnen fordern, daß sie diese Einbuße mit dem Patriotismus ertragen, der den guten Bürger bezeichnet. Die Industrie namentlich ist auch im Frieden allerhand Schlägen ausgesetzt, und sie muß so dauerhaft basirt sein, daß sie denselben zu widerstehen vermag. Wie oft treten temporär ungünstige Conjunkturen ein für diesen oder jenen Zweig der Fabrikation, die Waaren haben keinen Absatz, es werden keine Bestellungen gemacht, die Maschinen stehen still und die Arbeiter haben keinen Verdienst. Aber deshalb ist dieser Zweig der Industrie noch nicht todt, er ist gehemmt, und eine weise Regierung wird suchen die Noth der Leidenden durch Unterstützungen oder durch Beschäftigung bei großen Bauten oder Arbeiten zu lindern. Die Conjunkturen bessern sich, man eröffnet sich neue Märkte und augenblicklich beginnt auch die Fabrik-Arbeit thätiger als je. Solche Katastrophen der Industrie kennt schon der Friede, und im Kriege möchte es kaum anders hergehen, namentlich, da die jetzigen Kriege so rapide sind und ihre Entscheidung nicht lange dauert. Die augenblickliche Noth der Arbeiter wird gewiß auf manche Weise zu lindern sein; viele werden sich der Sache des Vaterlandes weihen und in die Bataillone treten, andere werden als Arbeiter bei den Befestigungs-Anlagen in den Werkstätten und Depots mit Nutzen angestellt werden. Dem Landbau sind viele Arme entzogen, brotlose Fabrik-Arbeiter werden hier noch

Beschäftigung finden, und eine thätige Regierung wird viel thun können, um die Noth zu lindern.

Es ist hier der Ort, einige Worte über die Industrie überhaupt zu sagen und über ihr Verhältniß zum Staate. Zuvörderst ist in dieser Beziehung zu bemerken, daß man jedes öffentliche Institut mit Mißtrauen betrachten muß, das eine zu weichliche Organisation hat. Eine Industrie, die so wenig Lebenskraft besitzt, daß der erste beste Krieg sie völlig über den Haufen wirft, kann keinem Staate nützen und würde nur der Freiheit seiner Bewegung im Wege stehen. Wie schwach wäre ein solcher Staat! Er würde durch diese sorgsam gepflegte Industrie nur eine Schlange in seinem Busen genährt haben. Alle einsichtigen und stimmberechtigten Männer sind der Meinung, daß eine junge Industrie einiges Schutzes bedarf und daß man denselben durch die Tarife und das Zoll-System gewähren muß. Die Industrie ist ein Institut, welches sich nur nach und nach entwickelt, das nur im Laufe der Zeit erstarkt und das nicht von vorn herein große Katastrophen und vielfache Konkurrenz ertragen kann. In der That hat man auch fast allenthalben ein Protektions-System für die Industrie angenommen, bei dem der einzelne Privatmann einige Opfer bringt, bei dem aber das Ganze gewinnt. Dies ist nothwendig und weise, indeß muß man auch an die Industrie einige Forderungen stellen und verhüten, daß sie kein Monopol für einzelne Kapitalisten werde. Man muß von der Industrie verlangen, daß sie allmälig so viel Kräfte gewinne, um den Umständen die Stirn bieten zu können und nicht jedem Unfalle zu erliegen. Die Industrie jedes Landes hat ihren besondern Gang zu gehen, jede hat ihre besonderen empfindlichen und gefahrvollen Seiten, diese gilt es zu erkennen und sich bei Zeiten hier zu sichern, kurz, die Industrie eines Landes muß nicht gerade immer das thun, was die eines anderen Landes gethan hat, sondern muß selbstständig nach den Umständen zu handeln wissen. Die Industrie Rußlands z. B. ist auf

andere Gegenstände der Fabrikation angewiesen als die Englands, sie kann auch nicht auf allen Märkten den Zusammenstoß mit englischen Manufakten aushalten, und deshalb muß Rußland andere Handelswege und Verträge und andere Verbindungen haben als England. Jeder Staat endlich muß seine Industrie so zu leiten und zu erziehen suchen, daß sie nicht übermäßig anwachse und von den politischen Begebenheiten allzu abhängig dadurch werde. Die Bedürfnisse des Staates selbst — das muß der eigenthümliche Grund und Boden der Industrie sein, und ihre Ausbreitung muß im Verhältniß stehen zu der Ausdehnung des Staates und zu dem Grade seines politischen und moralischen Einflusses. Ein Staat, der nach anderen Grundsätzen verfährt und dessen Industrie ohne Maaß und Ziel anschwillt, ist wie einer jener Menschen, die äußerlich sehr beleibt, aber deshalb doch nicht sehr gesund sind, sie sind vielmehr sehr schwächlich oft, müssen jeden Zugwind ängstlich vermeiden und der geringste Unfall wirft sie aufs Krankenlager. Schon die Bedeutung des Wortes Industrie hat man sich oft nicht genug klar gemacht. Man versteht gewöhnlich unter der Industrie eine Wirkung, da es doch eine Ursache bedeutet. Dieser falsche Gebrauch mag bisweilen verhängnißvoll werden für die richtige Einsicht über die wahren Interessen der Industrie und die Gründe ihres Gedeihens. Industrie im eigentlichen Wortverstande ist nichts Anderes als der Fleiß und näher denn der durch Nachdenken und Klugheit geleitete Fleiß, der einer Nation inwohnt. Die Industrie kann also nichts Konkretes und Aeußerliches sein, wie etwa eine Maschine oder Fabrik, sondern sie ist etwas rein Sittliches, eine Manifestation des allgemeinen Volks-Geistes. Eine Wirkung dieser Industrie ist also der Gewerbefleiß und die Dampfmaschinen, Siedereien und Webestühle, die er erbaut (keinesweges sind beide identisch). Die Industrie kann sich aber auch ganz anderer Gegenstände bemächtigen als der Webereien und Spinnereien, ihr Kreis ist unendlich groß, und wenn sie sich auch

unter der Macht der Verhältnisse beugen muß, so kann man doch auch aus ihr eine Macht machen, welche der flüchtigen Mode nicht sich unterwirft, sondern dieselbe beherrscht. Die Wurzeln der Industrie liegen in den Eigenschaften der Bevölkerung. Wo Thätigkeit, Intelligenz und eine vernünftige gesetzliche Freiheit ist, da wird auch Industrie gedeihen können, oder vielmehr, wenn man diese Bedingungen der Volks-Wohlfahrt mit Konsequenz schützt und erzieht, dann wird die Industrie sich von selbst entwickeln, und man darf ihr nur freien Lauf lassen. Sie wird sich die für sie geeigneten Gesetze und Wege der Thätigkeit selbst finden, sie wird sich die richtigen Gränzen ihrer Ausdehnung selbst zu stecken wissen. Diese Bedingungen der Industrie also sind es, welche die Regierung befördern muß und wodurch sie ihre Unterthanen so glücklich machen wird, wie sie es durch Arbeitsamkeit und Wohlstand nur werden können. Das aber können wir für keine segensreiche Beförderung der Industrie halten, wenn die Administration den planlosen, unendlichen Schwindeleien jeder Art Thür und Thor öffnet, ja vielleicht gar den Privaten in ähnlichen Unternehmungen voran geht und für die Erfolge des Handels und für die Resultate der Thätigkeit der Kapitalien den Zufall und nicht die Ueberlegung verantwortlich machen will. Solche Regierungen, welche das Wohl der Staaten in einer Fabrikthätigkeit ohne Gränzen sehen, möchten einmal das, was sie gethan, bereuen können. Es giebt eine Industrie (wir behalten die gebräuchliche, obwohl nicht ganz genaue, Bedeutung dieses Wortes bei), welche die Regierungen nicht verhindert, nach außen hin stark und fest zu sein; schon sieht man die traurigen Resultate der künstlich heraufgeschraubten Industrie auf jenem reichen und mächtigen Inselande, und man wird sich diese Erfahrungen zu Nutze machen.

Der Krieg endlich regt nicht allein die Kräfte der Nationen an, es können durch denselben auch ungünstige Verhältnisse aller Art, welche der Entwickelung des Handels

und der materiellen Wohlfahrt im Wege standen, hinweggeräumt werden. Ist es nicht ein großer Vortheil zum Beispiel, wenn die Handels-Suprematie und die Herrschaft der Meere gebrochen wird, die ein Volk ausschließlich ausübt, denn eine solche Herrschaft kann nicht ausgeübt werden, ohne daß andere seefahrende Völker dadurch benachtheiligt werden. Man weiß, daß das Szepter der Meere gewechselt hat, einst führten es die Bewohner von Venedig und Genua, nachher die Portugiesen und Spanier, hierauf die Holländer, endlich die betriebsamen Bewohner Albions, aber man forsche nur nach in der Geschichte, ob dieser Wechsel der Herrschaft nicht auch von günstigen Resultaten für den allgemeinen Handel begleitet gewesen ist. Ehe wir dies näher aus einander setzen, müssen wir noch sagen, daß die Kriege auch Krisen in der Handelspolitik zu bezeichnen pflegen, und daß häufig allerhand Vorurtheile und politische Verhältnisse auf die Handels-Beziehungen zweier Völker einwirken. Das eine Volk z. B. hat vielleicht ein natürliches Interesse mit dem anderen, ihm benachbarten, einen Handels-Vertrag abzuschließen, wodurch sie ihren gegenseitigen Handel erleichtern und erweitern könnten. Ein solcher Vortheil wäre wechselseitig, und man würde vielleicht eilen, einen solchen Vertrag abzuschließen, wenn nicht die Staatsmänner politische Bedenken dabei hätten. Eine solche Ansicht ist aber gewiß eher zu verwerfen als zu loben. Ein vernünftiger Mann mag vielleicht das Betragen jenes Kaufmannes seines Nachbaren tadeln, aber er würde es gewiß für thöricht halten, wenn er darum aufhören sollte, die gute und wohlfeile Waare desselben zu kaufen. Staaten müssen natürlich in ihren inneren Angelegenheiten nach den Prinzipien verfahren, die ihnen als die richtigsten erscheinen, aber im Handel muß ihnen allein der Vortheil ihrer Unterthanen und keine andere Neben-Rücksichten das leitende Prinzip sein. Muhammed, der Gesetzgeber des Orients, verordnete in seinem Alkoran, daß man den Handel für eine heilige und unantastliche Sache halten solle. Mitten

durch die unaufhörlichen Kriege, die in Vorder-Asien während unsers europäischen Mittelalters geführt wurden, ging der Handel ungestört seinen Gang und an die Karavanen legte man nicht Hand. Die Orientalen hatten also diese Idee, die ohne Zweifel unseres aufgeklärten Zustandes würdiger wäre als das Kaper-System. Wie dem nun aber auch sein möge, so viel ist gewiß, daß Manches die Nationen trennt, was auf Vorurtheil zu beruhen scheint, und um so mehr ist es zu bedauern, wenn die kommerzielle Entwickelung Europa's dadurch gestört wird. Man kann vielleicht hoffen, daß dies im Fortschritte der Zeiten anders werden und daß die Entwickelung des Handels, sowohl nach seiner Theorie als in seiner Ausübung, eine mehr beständige sein werde. Jedenfalls finden wir in der Geschichte Fälle und Beispiele, daß die Vorurtheile, welche zwei Nationen zu ihrem beiderseitigen Schaden trennen, durch Kriege mehr als durch irgend ein anderes Mittel ausgeglichen werden, und daß selbst, wie schon oben gesagt, die Rivalitäten und die Uneinigkeit handelnder Nationen dazu beitrugen, den Handel zu erweitern und allgemeineren Wohlstand zu verbreiten. Wir sagten schon oben, daß seit den Kreuzzügen die Venezianer es waren, die in den alleinigen Besitz des Handels zwischen Europa und der Levante sich gesetzt hatten. Damals waren die Gewürze, Gewebe und Waffen Asiens solche Artikel, die in Europa sehr begehrt und theuer bezahlt wurden; sie alle kamen durch diese seekundigen Italiäner zu unseren Vorfahren. Was thaten die Spanier und Portugiesen, nachdem sie vergebens gestrebt hatten, Nebenbuhler der Italiäner in der Levante zu werden? Sie suchten einen anderen und direkten Weg nach Indien auf, von woher, wie man wußte, die Mehrzahl der Handels-Artikel kam. Der Portugiese Vasko de Gama umschiffte Afrika, und Kolumbus entdeckte mit spanischen Schiffen sogar Amerika. Der Handel erhielt hierdurch eine weit größere Ausdehnung als er früher hatte. Aehnliche große Erfolge gingen aus den Rivalitäten der Spanier und Holländ-

der, der Holländer und Engländer hervor. Alle diese Nationen haben mit einander gekämpft und sich Verluste beigebracht, aber der allgemeine Handel Europa's hat sich in Verfolg davon nur erweitert. Selbst durch unglücklich geführte Kriege ist die Ausbreitung des Handels nicht immer gehindert worden; wir können hier an das alte Karthago erinnern nach dem zweiten punischen Kriege, dessen Friedensbedingungen so hart waren. Karthago war durch dieselben fast seines ganzen Kolonial-Gebietes beraubt worden, auch hatten die großen Lasten des vergangenen Krieges eine allgemeine Verarmung herbeigeführt. Nichts desto weniger erholte sich dieser Staat unter der Wohlthat einer zeitgemäßen Reform seiner Verfassung, die der berühmte Hannibal durchsetzte, innerhalb funfzig Jahren so sehr, daß der ältere Cato, der ein scharfblickender Mann war und der die Verhältnisse dieses Staates an Ort und Stelle studiert hatte, bei seiner Zurückkunft nach Rom das berühmte Wort ceterum censeo, Charthaginem esse delendam in jeder Senats-Sitzung wiederholt haben soll. Man kann gewiß nicht behaupten wollen, daß jeder Krieg der Manufaktur-Kraft und dem Handel förderlich sei — aber es giebt Fälle, wo der anscheinend so verderbliche und so sehr gefürchtete Krieg wohlthätig auf die allgemeine Gewerbsamkeit wirkt. Worin liegt hier der Grund? — Wir wiederholen es, in der gesteigerten und erhöheten Kraft, die sich durch den Krieg in einem Volke entwickelt. Ein höherer intensiverer Grad jener subjektiven Industrie, wie wir sie oben definirt, ein gesteigertes Vermögen im Wollen und Vollbringen, ein freier gesunder Aufschwung des Gedankens — das sind die Resultate eines kürzlich zurückgelegten Krieges für Millionen von Individuen, und sollten sich diese Resultate nicht in den Ereignissen jedes Tages beurkunden? Wir unsererseits können uns nicht denken, daß Hunderte von Bataillonen aus dem Kriege zurückkehren und sich auflösen ohne Wirkung auf das soziale und kommerzielle Leben im Lande. Die braven Landwehr- und Reserve-Männer werden zuerst

mit klopfenden Herzen ihren heimathlichen Heerd aufsuchen, aber bald wird man sie auch rüstig arbeiten sehen, ein Theil wird hinter dem Pfluge hergehen, ein anderer in den Werkstätten und Arbeitsstuben der Industrie thätig sein, noch ein anderer wird an den Werften der Seestätte zu finden sein und in den Häfen, die sich mit bewimpelten Schiffen füllen. Ueberall wird die Rüstigkeit und die Erfahrung des Krieges sich nützlich machen, alle Triebräder der Staatsmaschine gehen leicht, kräftig und richtig, da gedeiht auch das Ganze, und man fühlt bald, daß man sich hier in gesunden und schönen Zuständen bewege. Vielleicht verdanken wir auch die schnelle Ausbreitung des deutschen Zoll-Vereins, die so vielen Jubel in Deutschland erregt, jenem National-Sinn, der durch die Waffenbrüderschaft der letzten Kriege, wenn nicht allein hervorgerufen, doch sehr befördert worden ist. Es wäre wenigstens weder unnatürlich noch unerhört, daß durch Kriege neue Allianzen entstehen, und daß alte Vorurtheile durch gemeinsam ertragenes Drangsal gemindert oder ganz verwischt werden. Ein künftiger Krieg möchte auch dem Handel unsers Zoll-Vereins noch einige Zugeständnisse verschaffen, die durch Unterhandlungen nicht zu erreichen gewesen sind. Gewisse Grundsätze des Völkerrechts sind seit 28 Jahren genugsam diskutirt worden, es muß am Ende ein anderes Prinzip die Entscheidung geben als das des Wortes. Es ist wahrscheinlich, daß die Handelspolitik Europa's sich ganz anders gestalten wird als sie jetzt ist, und daß ein allgemeiner Krieg (den die Vorsehung übrigens noch recht lange verhüten möge!) den Anstoß dazu geben kann. Es wird mit dem Handel vielleicht gehen wie früher mit der Politik. Erst bekümmerte sich jeder Staat nur um sich und höchstens um seinen nächsten Nachbarn, dies waren die Anfänge der Staatskunst. Später sah man aber ein, daß die verschiedenen Theile Europa's auf einander einwirkten und man alle gemeinschaftlich betrachten müsse. Man erfand damals das System des politischen Gleichgewichts und der Allianzen. Es ist gewiß,

daß die Nationen dabei interessirt sind, daß der Handel so gut sein Gleichgewicht habe wie die Politik und daß der Welthandel kein Recht oder Privilegium werde, das eine Nation ausschließlich in Anspruch nimmt. Die vollständige Durchführung des kommerziellen Gleichgewichtes wird, wie es scheint, eine Thatsache künftiger Epochen und heftiger politischer Bewegungen sein.

Wenn wir nun zum Schluß noch etwas über die moralische Natur der Kriege sagen wollen und über ihren Standpunkt zur Civilisation der Gegenwart, so ist dies ein Thema, über das man unendlich viel gesprochen hat, manches davon ist indessen nicht für alle, sondern nur für einzelne Kriege wahr und passend zu nennen. Kein Satz wird z. B. häufiger ausgesprochen, als der schon oben berührte, daß in dem Kriege nicht allein die Menschen, sondern auch die Ideen streiten. Dies ist bei einigen Kriegen augenscheinlich ganz richtig. Athen und Sparta z. B. führten ehemals einen erbitterten Kampf, sie bekriegten sich in Griechenland, Thrazien und Sizilien, aber auch die Prinzipe der Demokratie und Aristokratie waren hier mit einander im Kampf. Der Verfolg war auch, daß die Demokratie zu Athen unterging und die Solonische Verfassung nie wieder zu ihrer alten Geltung gelangte, wenn auch Thrasybul sie nominell wieder herstellte. Anderwärts indeß sind nicht solche Resultate aus den Kriegen hervorgegangen; Ludwig XIV. führte viele und harte Kriege gegen Holland, England und das deutsche Reich, aber der Stand der politischen und moralischen Meinungen der damaligen Zeit scheint dadurch nicht wesentlich verändert worden zu sein. Im Ganzen kann man indeß doch annehmen, daß der Charakter und die Motive der Kriege andere werden im Laufe der Zeit, und daß namentlich in neuerer Zeit und durch die Einführung der allgemeinen Volksbewaffnung die Kriege immer mehr zu nationalen Ereignissen werden, und daß also der Einfluß der Kriege auf die Denkweise und die Grundsätze der Menschen immer mehr steigt. In

früheren Zeiten dachte man nicht daran, die Motive zu einem Kriege weit herzunehmen, man suchte einige veraltete, oft lächerliche Forderungen und Ansprüche hervor (wie es z. B. die französischen Reunions-Kammern thaten). Oft auch bemühete man sich gar nicht einmal um einen ähnlichen Schein des Rechtes, man griff das Besitzthum des Andern ohne Weiteres an. Das ist die Kindheit der Geschichte, die Sitten sind noch roh, und man scheut sich nicht, das Recht des Stärkeren öffentlich und unverdeckt geltend zu machen. Jetzt, wo man die Civilisation kennt, findet eine ähnliche Weise des Verfahrens nicht mehr Statt, und die Staaten halten es für Pflicht, die Gesetze des strengen Rechtes so genau zu beachten wie Individuen, und wenn sie es nicht thun, suchen sie wenigstens den Schein davon sich zu bewahren. Die Gerechtigkeit der Sache, auf die es früher weniger ankam, ist jetzt allerdings schon zu einer starken Waffe geworden, und um die großen Massen zu erregen, aus denen jetzt ein Heer besteht, bedarf es der leitenden und nationalen Ideen, eines Losungswortes. Man weiß, welch schönes Losungswort die preußische Landwehr in den letzten Kriegen hatte: „Mit Gott für König und Vaterland!" lautete es, und wahrlich, es galt damals diese unsere National-Güter zu vertheidigen. Auch im siebenjährigen Kriege besaß das preußische Volk und Heer ein großes Wort: „Der große König und sein Land!" hieß es. Die Wunder des siebenjährigen Krieges sind in der That nichts weiter als die Wunder des Volks- und Nationalkrieges gegen den reinen Eroberungskrieg. Die Defensive war hier mit allen Mitteln versehen, die sie nur besitzt, Einheit und Kraft der Leitung und die Entschiedenheit des nationalen Willens, das war die Stärke der Preußen, aber die Offensive war getheilt und entbehrte der höheren moralischen Motive (wie der Eroberungskrieg derselben immer der reinen Defensive gegenüber entbehren muß).

Die Motive der Kriege der Neuzeit werden also edler, größer und wichtiger sein, als sie früher waren, und gewiß finden die Völker in dieser Wahrheit eine nicht geringe Bürgschaft langer Friedensperioden. Man kann sich der Hoffnung hingeben, daß auch der ganze Charakter der Kriege sich immer mehr veredeln werde mit dem Fortschritt der allgemeinen Civilisation, und daß das Sengen und Brennen, das aus der Rohheit des Gemüthes der Soldateska entsprang, durch die Vervollkommnung der Disciplin für immer verhindert werden könne, denn diese letztere wird eine Folge nicht sowohl harter Strafgesetze als der Nationalbildung sein. Wenn man nun zugiebt, daß das Wort: „Krieg" ein würdiges und bedeutendes Wort geworden ist, so sind doch Viele in ihren Hoffnungen wohl zu weit gegangen und viele falsche Propheten sind aufgestanden. Man hat z. B. Eroberungskriege fernerhin für eine Unmöglichkeit erklärt, nur das Recht und die Prinzipien würden künftig Kriege veranlassen. Aber die Franzosen führen seit zehn Jahren in Afrika einen Krieg, der doch nichts Anderes ist als ein Eroberungskrieg, und die Engländer haben den Afghanen einen verhaßten Regenten mit Gewalt aufdringen wollen (was indeß zu traurigen Folgen geführt hat). Man muß also bei der Aufstellung solcher allgemeiner Regeln etwas vorsichtiger zu Werke gehen, Eroberungskriege werden seltener und mißlicher sein als früher, aber unmöglich sind sie nicht geworden, und die Staaten Europa's werden immer noch gut thun, ihrem Gebiete und ihrem Rechte durch ein schlagfertiges Heer Achtung zu verschaffen. Man hat auch häufig den politischen Lehrsatz ausgesprochen, daß die Staaten Europa's so sehr eine Familie bildeten, daß es keine partiellen, sondern nur allgemeine Kriege geben könne, und daß ein Kanonenschuß hinreichend sei, unsern ganzen Erdtheil in Brand zu setzen. Nun hat es aber partielle Kriege genug gegeben in diesen zehn Jahren. Die Russen haben gegen die Polen, die Holländer gegen die

Belgier, die Karlisten gegen die Christinos gestritten, und der allgemeine Friede ist doch nicht gestört worden, denn es gab mächtige Allianzen, welche demselben Achtung zu verschaffen wußten. Wir sind also lange noch nicht so weit, wie einige ungeduldige Utopisten es glauben; Europa mit seinen Staaten bildet allerdings ein einziges System, welches der Art ist, daß jeder spezielle Handel sogleich zu einem allgemeinen wird und jeder Kanonenschuß seinen Wiederhall in allen Hauptstädten findet; dies Alles macht aber dennoch die speziellen Kriege und Fehden nicht unmöglich. Man sträubt sich mit Recht vor allgemeinen Kriegen, denn sie sind gar zu unabsehbar und fürchterlich in ihren Katastrophen. Wenn man dies Alles zusammennimmt, so kann man die Bemerkung kaum unterdrücken, daß der Geist unserer Zeit und unserer Politik sich doch nicht so absolut von dem des vorigen Jahrhunderts unterscheide, wie man es lange geglaubt hat. Der Fortschritt der Welt ist nicht so schnell und entschieden, daß sich nicht Anklänge und Erscheinungen früherer Zeiten überall noch finden sollten, und oft hält man sogar Dinge und Lagen für sehr verschieden von einander, die sich nur im Unwesentlichen und in der Form unterscheiden. Man wird auf dem politischen und moralischen Gebiete noch Manches ohne Zweifel sich wiederholen sehen, was man längst als antiquirt angesehen und in die Geschichtsbücher verwiesen hat.

So weit, um, so viel an uns war, zu beweisen, daß der ewige Friede eine Idee ist, welche nicht allein irrthümlich, sondern auch, recht betrachtet, nicht einmal schön ist. Dieselbe will an die Stelle des natürlichen Standes der Dinge, der ein urkräftiger und gesunder ist, einen Zustand setzen, welcher zum moralischen Schlaf und politischen Tode nothwendiger Weise führen würde, denn dies und nichts Anderes ist der ewige Friede. Wir haben weitläufiger geredet von den Wurzeln des Krieges, welche ewig sind und unzerstörbar, und von seinen Wirkungen auf dies vergäng-

liche Geschlecht der Menschen, welche wohlthätig sind. Mitten in dieser schönen und blühenden Schöpfung mag der Krieg immerhin ein Räthsel scheinen, sicherlich aber ist er eine That, die Gott gesetzt hat, und durch die er uns nicht allein seine Macht verkündet, sondern auch seine Herrlichkeit. Kaum also hätten wir noch zu beweisen nöthig gehabt, wie wir es doch versucht haben, daß es thöricht sei, von der Macht menschlicher Meinungen oder von den Künsten der Diplomatie, oder selbst auch von dem Stande der Industrie und des Geldwesens zu erwarten, daß sie den Krieg verhindern werden, wenn seine Zeit gekommen ist, denn was ist der Menschen Werk gegen Gottes unwandelbaren Rathschluß?

Nun, wenn dem also ist, wenn der Krieg Gottes ist und ein absolutes Moment unserer Entwickelung und Civilisation, dann ist doch auch wohl die unausgesetzte Arbeit an der Verbesserung und Vervollkommnung der Wehr-Verfassung eine hohe soziale Aufgabe des christlichen Staates? und die Kriegeskunst ist doch wohl noch etwas Anderes als jene den Kosmopoliten unheimliche Lehre, die eben so barbarisch wäre in ihrer praktischen Tendenz als unbefriedigend und leer für Gemüth und Verstand des fühlenden Menschen? ist vielmehr wie andere Wissenschaften eine Emanation des allgemeinen und von Gott ausgehenden Geistes und eine Offenbarung über hohe und die Geschicke der Menschen und Dinge entscheidende Mächte?

Wir preisen also höchlich jene neue Armee, welche die militärische Erziehung des Volkes als ihre Haupt-Tendenz ansieht, und preisen auch jene neue militärische Lehre, welche sich mit der Kraft der Jugend erhebt, um die Fesseln des Vorurtheils und der althergebrachten Regeln und Dogmen abzuschütteln und sich eine neue Gestalt zu geben, in der die ewige Autonomie des menschlichen Geistes ihre Anerkennung finde. Fest überzeugt von der schönen Zukunft, die dem neuen Kriegerthume in Europa bevorsteht, und

von der reichen Entwickelungsfähigkeit jener Einrichtungen, welche die unsterblichen Helden unseres letzten denkwürdigen Volkskampfes zuerst in unserem Vaterlande ins Leben riefen — kommen wir zu dem Haupttheile unserer Betrachtungen, zu einigen derjenigen militärischen Fragen, welche die neue Ordnung des Wehr=Wesens geschaffen hat.

Die Waffen-Uebungen und der militärische Dienst.

Was die Geschichte der stehenden Heere anbetrifft, so hatten deren schon die Römer; man weiß, daß in allen ihren Provinzen Legionen ihre castra stativa hatten. Die militärische Verfassung und Ordnung der römischen Heere, ihre ausgedehnten Werke und ihre Soldaten-Kolonien, sind alle gleich merkwürdige Punkte, die noch für die jetzige Zeit viel Interesse darbieten würden. Im Mittelalter hatte man zuerst nur einen Heerbann, zu dem die Vasallen sich mit ihren Mannen zu gestellen hatten, diese Einrichtung hat sich aber nicht erhalten, man nahm, wie bekannt ist, zu geworbenen Soldtruppen seine Zuflucht, die wir schon im elften und zwölften Jahrhundert finden. Diese Banden machten aber bald die Plage Europa's aus, sie wurden sehr unregelmäßig bezahlt, und da hielt es natürlich schwer, sie gehörig zu discipliniren. Die stehenden Heere vergrößerten sich indeß immer mehr, die Dressur, Bewaffnung und Anführung derselben ward vervollkommnet; Ludwig XIV. von Frankreich konnte schon Krieg mit jenen Waffen führen, welche an die Erscheinungen der neueren Zeit erinnern. Hundert Jahre später sahen wir in Frankreich das Aufgebot in Masse vom Konvent dekretirt. Die allgemeine Wehrpflichtigkeit, die im Mittelalter galt, ward so unter einer andern Form wieder hergestellt, Preußen aber ist der erste Staat gewesen, der

dies Prinzip gänzlich durchgeführt hat. Preußens Wehr-System ist so zu einem nachahmungswerthen Muster geworden, das mit hohem Lobe aller Landen genannt wird.

Wenn wir nun nach der Aufgabe des stehenden Heeres in Friedenszeiten fragen, so müssen wir auf einen Hauptunterschied der früheren und der jetzigen Zeit zuerst hinweisen. Früher waren die Kriege häufiger als jetzt, im 16ten und 17ten Jahrhundert finden wir den äußern und den Bürgerkrieg fast überall, im 18ten ist er schon seltener, indeß hat es noch seinen Theil daran, man hofft in dem laufenden Jahrhundert auf einen fortwährenden Frieden. Diese Hoffnung ist allerdings übertrieben, eine Dauer des jetzigen Zustandes ist ohne Zweifel durch nichts verbürgt. Indeß ist es nicht zu läugnen, daß die Kriege jetzt unendlich viel mehr Geld kosten als früher, die großen Massen, die man marschiren läßt, die Menge von Artillerie, die mobil zu machen ist, stehen in gar keinem Verhältniß zu den Kriegsmitteln früherer Zeiten. Einen dreißigjährigen Krieg vermöchte keine Macht mehr zu führen, wenn sie die Geldmittel dazu aus sich selbst entnehmen sollte, es würde schon sehr schwer halten, einen siebenjährigen zu führen. — Mancher andere Umstand kommt dazu, und der Satz scheint fest zu stehen, daß die Friedensperioden jetzt länger sein werden, daß für künftige Zeiten die Kriege große Ausnahme, der Friede die Regel sein werde.

Ein stehendes Heer nun, das viele Kriege geführt hat, ist ohne Zweifel für sehr brauchbar und tüchtig zu erachten. Es hat ja hinlängliche Gelegenheit gehabt, sich in Personen und Dingen stets zu verbessern und das auszumerzen, was für untauglich erkannt ist. Das ist nun freilich mit den Heeren des Friedens anders; es ist nicht leicht und sogar eine schwierige Aufgabe, eine solche Armee in einem tüchtigen Zustande zu erhalten. Man läuft stets Gefahr, seine Aufmerksamkeit auf das minder Wichtige zu richten und das Wesentliche zu versäumen. Ein langer Friede hat mehr als einmal Armeen in den kläglich-

sten Zustand versetzt, wenn das Auge des Herrschers nicht auf diesen Punkt gerichtet und die Behörden nicht aufmerksam und thätig gewesen waren. Nach dem siebenjährigen Kriege schickte der König von Preußen auf Verlangen der Krone Portugal den Grafen v. Lippe nach diesem Lande. Der Graf Lippe fand die portugiesische Armee in einem erbärmlichen Zustande; es ging so weit, daß dieselbe keine Pferde und Waffen mehr hatte und daß ihre Offiziere gänzlich unbrauchbar waren. Eben so war die spanische Infanterie einst der Schrecken Europa's, aber im Kriege gegen Napoleon erwiesen sich, wie man weiß, die spanischen regulairen Truppen als sehr wenig furchtbar; ihre Organisation fiel dem großen Wellington zu, der sie mit bewunderungswürdiger Einsicht vollführte. Er führte die Disciplin und militärische Ordnung der Engländer unter ihnen ein, er gab ihnen gute Waffen und erfahrene Offiziere und Generale. Der Erfolg war, daß diese Armee ihm gute Dienste leistete und vortrefflich gefochten hat.

Man kann nicht bezweifeln, daß es einer Armee zur größten Ehre angerechnet werden muß, wenn sie während eines langen Friedens sich einen solchen Grad kriegerischer Tüchtigkeit zu bewähren weiß, wie ihn die preußische Armee im ersten schlesischen Kriege zeigte, und der fünf und zwanzigjährige Friede, der den Kriegen des großen Friedrich voranging, bildet also einen sehr ehrenvollen Abschnitt der preußischen Heeresgeschichte. Es ist die Aufgabe der jetzigen Armeen, sich einen gleichen Ruhm zu erringen unter anderen Einrichtungen und anderen Weisen der Rekrutirung und Kriegführung. Das Reserve- und Landwehr-System wird seine Probe ablegen müssen; Europa wird bei dem nächsten Kriege erfahren, ob die Heere, welche aus jungen Soldaten bestehen und deren Offiziere den Krieg nur aus Büchern kennen, alten Soldaten werden widerstehen können. Die Frage ist in der That groß, um die es sich hier handeln wird, und unendlich viel hängt an deren Entscheidung. In der That erscheinen die Vortheile nicht geringe, welche

eine Armee von alten Soldaten vor den jungen voraus hat. Der militärische Geist, der viel berufene esprit de corps ist mehr als eine Phrase, er ist etwas sehr Wirkliches und Substantielles; Worte, Ermahnungen, selbst Beispiele genügen nicht, um ihn hervorzubringen. Das Wesen eines alten Soldaten ist eine durch Gewohnheit hervorgebrachte Verwachsung des individuellen Lebens mit den Verhältnissen des Dienstes, seine Gedanken, Erinnerungen und Wünsche bleiben innerhalb dieses Kreises, er erfüllt dessen Pflichten mit der Sicherheit und Peinlichkeit, welche Folgen langer Gewohnheit sind, Standhaftigkeit endlich und Dauerhaftigkeit des Körpers sind ohnehin Eigenschaften, welche nur alten Soldaten wie überhaupt den späteren Mannsjahren angehörig sind. Man kann nicht voraussetzen, daß diese für den Soldaten so wichtigen Tugenden sich bei unsern jungen Kantonnisten eben so zeigen würden; dies annehmen, hieße sich einer sehr gefährlichen Täuschung hingeben. Wenn man aber die Ueberlegenheit des gewiegten über den jungen Soldaten im Einzelnen zugeben muß, so liegt es nahe, nach den Mitteln zu fragen, durch welche wir unsern Kantonnisten die beste Ausbildung geben, durch die wir ihn am besten in den Stand setzen mögen, den von ihm gehegten Erwartungen zu genügen. Hier ist zuvörderst vom Exerzieren zu reden als eines Haupttheiles der militärischen Erziehung. Es ist vielfach in neuerer Zeit die Frage angeregt worden, ob nicht ein ganz neuer Modus und andere Mittel der Ausbildung nothwendig würden, da die Dienstzeit so kurz sei, die Intelligenz selbst in den unteren Klassen so steige und die Kriegführung einen wesentlich andern Charakter annehme. Kurz, das Exerzieren ist angefeindet und als ein Erbtheil aus der alten Zeit betrachtet worden, dessen man sich so bald als möglich entledigen müsse. Trotz dem ist noch in allen Armeen Europa's nach wie vor exerziert worden, und es hat sich die Ansicht festgestellt, daß diese Uebung nicht sowohl ihrer selbst willen unentbehrlich sei, als weil sie ein Haupt-

Stützpunkt der Disciplin sei. Man glaubt, die dem Soldaten nothwendige Dressur und den strengen Appell vorzugsweise nur durch Exerzieren herbeiführen zu können, und beruft sich dabei namentlich auch auf das Beispiel der alten Welt, der Griechen und Römer, die den militärischen Luxus nicht liebten und die doch viel exerziert hätten. Dies Letztere ist durchaus gegründet, die Armeen der Alten wurden von den Barbaren ihrer Exerzierfertigkeit halber eben so angestaunt, wie unsere Bataillone es nur von Persern oder Türken werden können. Der Gleichschritt nach dem Ton der Tuba, die Richtung, das Schwenken und Abbrechen, die Attaque in Masse mit gefällter Lanze und Kampfruf waren ihnen bekannte Dinge, ihre Bewegungen und Entwickelungen waren sogar minder einfach als die unsrigen. Es ist auch gewiß, daß es eine unumgängliche Anforderung an jede Truppe sein muß, daß sie sowohl den Gebrauch ihrer Waffen gründlich erlernt hat, als auch, daß sie sich in allen Formationsarten ruhig und sicher bewegen und aus der einen in die andere übergehen könne. Wenn ferner eine Truppe durch lange Märsche, Fatiguen oder durch zerstreute, ausgedehnte Kantonnirungen etwas locker geworden ist, wenn das Band der Ordnung etwas gelüftet erscheint, auch dann pflegen einige Tage tüchtigen Exerzierens Alles auf den alten Fuß zurückzubringen. Bei alle dem ist so viel gewiß, daß man die Exerzier-Uebungen als Mittel militärischer Ausbildung schon lange aus einem andern Gesichtspunkt zu betrachten angefangen hat. — Man erkennt an, daß es ein zu viel in dieser Beziehung giebt, und daß man wichtige militärische Interessen durch Einhaltung dieses „zu viel" beeinträchtigen kann. In dem vergangenen Jahrhundert war es Mode geworden, die Erfolge der Preußen im siebenjährigen Kriege aus der größeren Dressur ihrer Soldaten herzuleiten. Man weiß jetzt, daß diese Ansicht ein gefährlicher Irrthum war, der große Unfälle nach sich gezogen hat, man hatte das, was nur Mittel war, zum alleinigen Zwecke gemacht, und man warnt

jetzt häufig davor, auf diesen Weg zurückzukehren. Es ist nun eine Frage, wie man das „zu viel" zu erkennen und zu definiren habe. Ueber diesen Punkt ist viel gestritten worden, und wie denn gewöhnlich geschieht, die entgegengesetzten Meinungen sind beide zu weit gegangen und haben sich zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. So viel ist gewiß, unsere aus Konskribirten zusammengesetzten Bataillone und Schwadronen können die bewunderungswürdigen Parade-Manoeuvres früherer Zeiten nicht mehr ausführen; man wird in Richtung und Haltung, im Marschiren und Schwenken, in Griffen und Achtel-Wendungen nicht mehr die Sicherheit wie früher haben, der Sitz unserer Kavalleristen mag im Einzelnen Manches zu wünschen übrig lassen — wir müssen uns darüber beruhigen. Wir wollen die Genauigkeit und Regelmäßigkeit von früherhin nicht tadeln, aber wir können dieselben nicht mehr haben, die Verhältnisse des Krieges haben sich geändert, unsere Aufmerksamkeit hat sich neuen Gegenständen zuwenden müssen, und namentlich ist die

Uebung des Felddienstes

eine Seite der militärischen Erziehung, die zu immer größerer Anerkennung gelangt. Wenn es wahr ist, daß die Armeen, welche sich durch Konskription rekrutiren, mehr Bildung und Intelligenz in sich schließen als die aus geworbenen Leuten bestehenden, so glaubt man, daß namentlich für die jungen Truppen der Felddienst eine vortreffliche Uebung sei, und daß sie in der Ausübung desselben bald die alten Truppen übertreffen müßten. Man glaubt auch, daß ein Theil der Vortheile und militärischen Eigenschaften, die man bei unwissenden, rohen Völkern durch pedantisches Exerzieren zu erreichen strebt, bei gebildeteren und civilisirteren Völkern durch Felddienst-Uebungen würden zu erreichen sein, daß die Felddienst-Uebungen also an Wichtigkeit zunehmen würden, je höher die Kultur steige. Unter Felddienst wird hier freilich nicht bloß das formelle Aufstellen von Vedetten, Feldwachen und Piquets verstan-

den, eben so wenig wie die alleinige Uebung des Patrouillen-Ganges, mit der meist ganz unnöthigen Unterabtheilung in Visitir-, Schleich-, Rekognoszirungs- ꝛc. Patrouillen; wir verstehen unter dem Felddienst namentlich auch das Manoeuvriren in vier Abtheilungen nach gegebener Idee. Der Felddienst hat zwei sehr vortheilhafte Seiten für unsern jungen Soldaten: zuerst entwickelt er seine Intelligenz und giebt ihm eine Einsicht in den wirklichen Hergang eines Gefechtes, und sodann härtet er ihn ab. In der preußischen Armee hat man die wichtige Stellung der Felddienst-Uebungen für die jetzige Zeit richtig erkannt, und man legt auf dieselben einen vorzugsweise großen Werth. Man wird ohne Zweifel allerwärts, und je länger der Friede dauert, dem Beispiele Preußens zu folgen anfangen, und gewiß ist es das Beste, was man im Frieden thun kann, um nicht ganz kriegsungewohnt zu werden. Was that der berühmte Marius, den man an die Spitze von neu ausgehobenen Legionen gestellt hatte, um die schrecklichen Cimbern in Gallien zu bekriegen? Marius, der seine Truppen zwar einexerziert, aber verweichlicht und des Felddienstes unkundig fand, schlug in gehöriger Entfernung vom Feinde ein festes Lager auf und vermied jedes ernstliche Treffen; er übte seine Armee erst in Märschen, im Befestigen und Einrichten der Läger, er gewöhnte sie an Strapatzen und Entbehrungen, hierauf griff er die Barbaren an und schlug sie bei Aquae Sextiae. Solche Mittel, wie Marius, können wir jetzt vor dem Feinde nicht mehr anwenden, derselbe würde uns nicht Zeit lassen, unsere Truppen unter seinen Augen zu üben, die Sache soll dann schon geschehen sein. Es ist gewiß ein Irrthum, wenn man meint, daß Felddienst-Uebungen nur allein für die Offiziere belehrend seien, dieselben bereiten auch den Soldaten auf eine große Menge von Fällen vor, in die er bei ausbrechendem Kriege kommen kann. Ein durch wiederholte Felddienst-Uebungen instruirter Soldat ist sicherlich weit umsichtiger als der Soldat des Exerzierplatzes. Wenn Marius jetzt noch lebte,

würde er sicherlich die Manoeuvres auch so einrichten, daß sie geeignet wären, den Soldaten abzuhärten. Allzu kleine Felddienst=Uebungen entsprechen ihrem Zwecke nur auf halbe Weise, sie müssen einen gewissen Grad von Ausdeh=nung haben und die physischen Kräfte müssen dabei ange=strengt werden. Gewöhnlich verläßt den jungen Soldaten jedes geistige Element, sobald er anfängt müde zu werden, ihn ergreift gänzliche Apathie, aber ein solcher Soldat ist ein spottschlechter Tirailleur. Im Kriege wird dem Sol=daten nichts so leicht gemacht, jedes Gefecht muß unter erschwerenden Umständen durchgeführt werden. Zu den Bivouaks und Märschen gesellt sich noch der Mangel an Nahrung und Kleidung, Stürme und Unwirthbarkeit des Landes und des Himmels, Gefahren aller Art kommen über=dies dazu. Unverzagtheit und Geduld sind mithin Haupt=tugenden des Soldaten; aber wie schwer sind diese zu er=ringen! sie setzen eine Festigkeit des Willens, eine Beherr=schung des Körpers durch den Geist voraus, die weit ent=fernt ist, allgemein zu sein, die sogar nur wenigen eigen ist. Versuchte, in vielfachen Gefahren gewiegte Menschen, die sich in den verschiedensten Lagen schon befanden, die besitzen wohl eine solche Festigkeit, gewöhnlichen Menschen aber ist dieselbe fremd, bei diesen letzteren steigt der Muth und die Fröhlichkeit mit dem Grade der Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse. Dies ist es aber, was so unge=heuere Lücken in unsere Armeen reißt, die Ursache aller dieser bösartigen Fieber und der Krankheiten, welche so viele Tau=sende hinraffen. Wenn Muthlosigkeit und Traurigkeit die Stelle der Munterkeit einnehmen, dann unterliegen viele diesem bedauernswerthen Zustande. Und wird eine Armee, in der man nur hängende Köpfe sieht, in der kein Gesang mehr ertönt, so unverzagt beim Angriff, so wacker und rasch beim Scharmutziren und Plänkern sein können, wie sie sonst wohl gewesen wäre. Es würde thöricht sein, wenn man eine Abhärtung, die eine Folge langjähriger Uebungen und Anstrengungen ist, von unsern jungen Konskribirten

verlangen wollte, aber bekannt machen sollte man sie mit allem dem, was ihrer im Kriege wartet, mit allen Schwierigkeiten des Schützen-Gefechtes. Durch dick und dünn, über Berg und Thal, durch Wald und Feld sollte man mit unsern jungen Soldaten oft und gern ziehen, man sollte von dem Grundsatze ausgehen, daß das, was man von denselben verlangt, jenseits des Bequemen, Leichten und Zwanglosen ist. Dabei aber soll man auf Erhaltung der guten Laune wachen, und die Offiziere sollen dieselbe zu erhalten verstehen.

Man weiß, daß die Gefechte nicht immer mit der Ordnung im Einzelnen ausgeführt werden, die wünschenswerth ist. — Die Gefechtsberichte der Tageblätter haben oft schön berichtet von der Ordnung, mit der z. B. Gefechte durchgeführt oder abgebrochen, Defileen passirt, Dörfer geräumt sind; indeß, man braucht nur wenig Soldat zu sein, um zu wissen, daß die Ordnung in vielen der Fälle nicht so groß gewesen sein mag, wie die Berichte erzählen. Es liegt auch in der Natur der heutigen Fechtart mit ihren Schützen-Schwärmen, die wie Wolken sich weit über das Gefilde ausbreiten, und mit dem geringen Zusammenhange, den diese langen Linien haben, daß die Erhaltung einer vollständigen Ordnung viel schwieriger wird als sie früher war. Jeder sieht es ein, daß Bataillone, die in koupirtem Terrain, in Wald, Busch oder in Dörfern als Schützen aufgelöst wurden, schwer wieder zu sammeln sind. Aus dem Ganzen wird eine plänkelnde Linie, die mit einer Füsillade ohne Ende die Luft erfüllt, und die immer mehr den organischen Zusammenhang verliert, je länger das Gefecht dauert. Keine menschliche Macht und Anstrengung, weder Stimme noch Horn vermag eine solche Linie dann zu regieren, und daher kommen denn auch die Verluste an Verirrten, Nachzüglern, Abgeschnittenen und Gefangenen, die durch die Schützen-Gefechte herbeigeführt werden. Diese Verluste sind so bedeutend gewesen, daß sie wohl die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und uns zu dem Geständnisse

bringen könnten, daß das aufgelöſ'te Gefecht noch immer großer Vervollkommnung bei uns fähig iſt. Das raſche Railliren aufgelöſ'ter Bataillone und deren unverweilter Gebrauch in der Gefechtslinie ſollte ein Haupt-Geſichtspunkt der militäriſchen Ausbildung neuerer Zeit ſein, man würde dadurch einen großen Fortſchritt in der Taktik gethan haben. Aber dies Manoeuver wird bei uns nur ſehr langſam und unvollſtändig ausgeführt, die Leute zeigen dabei häufig eine Schwerfälligkeit und Unbeſinnlichkeit, die nur aus Mangel an Uebung zu erklären iſt. Wie viel Noth und Irrungen ſetzt es bei dieſem Sammeln noch ſo häufig, es fehlen oft viele Leute, die erſt ſpät nachkommen, man will Alles raſch machen, macht Alles verkehrt, und muß darum noch einmal wieder von vorn anfangen. Wer ſollte dergleichen nicht ſchon bei den Uebungen im Frieden geſehen und nicht bemerkt haben, daß der Mangel der Routine für ſolche Fälle ſich auch auf die Feldwebel und ſelbſt die Offiziere erſtreckt. Es ſind ohne Zweifel große Anforderungen, welche man an die Truppen des aufgelöſ'ten Gefechtes zu machen gewohnt iſt. — Zu dem Muthe, der in einem hohen Grade beim Schützen-Gefecht in Anſpruch genommen wird, geſellt ſich die größere Schwierigkeit der Ordnung, des Zuſammenhanges und der Verbindung. Das betäubende Schlachtgeſchrei, das rohen Völkern in dieſer Lage eigen zu ſein pflegt, wird bei den Truppen der civiliſirten Völker nicht geduldet, der Soldat ſoll bloß ſeine Augen und Ohren gebrauchen, um den Zuſammenhang zu erhalten, aber ſein Blick durchdringt nicht die Rauchwolken, die ihn umgeben, und die unaufhörlichen Detonationen um ihn her betäuben ihn leicht und machen ihn verwirrt; er kann die Winke ſeines Offiziers nicht ſehen und den Ton des Horns oft nicht mehr hören, in ſolchen Lagen kann ihn nur die eigene Intelligenz leiten und die eigene Mannhaftigkeit erhalten. Dabei ſoll denn der Soldat noch Aufmerkſamkeit auf ſeine Deckung verwenden und auf die heranſchleichenden Rotten des Feindes, er hat in

seinem kleinen Kreise den ganzen Aufwand von List, Reflexion, Kaltblütigkeit und Entschluß anzuwenden, den die Helden Homers vor Troja zeigten, und der würdig eines so beredeten Lobes befunden ward. — Man kann es als ein sicheres Zeichen ansehen, daß veränderte Ansichten über das ganze Exerzierwesen sich geltend machen, wenn der Vorschlag, mit dem leichten Dienst, als dem natürlichern, den Anfang zu machen und die Uebung des Linien-Dienstes zuletzt zu nehmen, so vielen Anklang gefunden hat. Auf jeden Fall folgt der Felddienst hinter beiden, denn er ist der umfassendste, schwierigste und für die intellektuelle Ausbildung wichtigste Theil der militärischen Schule. Man wird auch Exerzier-Uebungen in geschlossenen und aufgelöst'ten Abtheilungen mit kleineren Felddienst-Uebungen vereinigen können, und auf diese Weise läßt sich in kürzerer Zeit unendlich viel erreichen, wie dies auch z. B. die preußischen Truppen zeigen, deren Infanterie nur zwei Jahre und deren Kavallerie drei Jahre dient. Die Ordnung und Ruhe der Bewegungen der preußischen Armee wird selbst von solchen Offizieren anerkannt, die nur gewohnt waren, alte Soldaten exerzieren zu sehen, und im Felddienste thut diese Armee es den meisten anderen Truppen zuvor. Das macht aber auch, weil die preußische Armee mit hoher Weisheit, wie man wohl sagen kann, geleitet wird und ihr Offizier-Corps von einem musterhaften Geiste beseelt ist.

Wenn nun der Felddienst unter erschwerenden Umständen, auf schwierigem Terrain und unter allerhand Anstrengungen muß durchgeführt werden, so sollte man auch die manoeuvrirenden Abtheilungen so oft mit Patronen versehen als es nur irgend zulässig wäre. Die Manoeuvres ohne Patronen leiden an einer Unnatürlichkeit, die ans Absurde streifen kann, und gewähren dem gemeinen Manne und selbst dem Offizier wenig oder gar keinen Nutzen. Das Gewehrfeuer und respective auch die Detonationen der Geschütze sind eine Zugabe, die keinem wirklichen Gefechte fehlen, und sie bilden das wichtigste Orientirungsmittel über den Ver-

lauf des Gefechts. Wichtige Veränderungen, neue Verhältnisse kündigen sich gemeiniglich dem Ohre nicht bloß des Generals, sondern auch aller Uebrigen durch die zunehmende Heftigkeit und das Vor- oder Zurückgehen des Feuers an. Der Schall des Kleingewehrfeuers ist auch das Signal, nach welchem die langen Linien der Schützen sich dirigiren und richten können. Verläßt sie jedes Signal, so bleibt ihnen noch dies, aber nicht leicht ist es, sich nach demselben genugsam zu bewegen, es will seine Uebung, es bedarf dazu einiger Gewohnheit. Wir knüpfen hier noch die Bemerkung an, daß es gewiß gut wäre, jedes größere Manoeuvre mit allen drei Waffen und mit vollständigen kleinen Divisionen ausführen zu lassen. Dem steht mancherlei entgegen, zuerst die Schwierigkeit des Terrains. Einen großen Theil des Jahres hindurch sind die Felder besäet, das Holz in der Kultur, man ist mit seinen Kolonnen dann fast auf die Landstraßen beschränkt. Dann kommt noch die Art und Weise hinzu, wie die Heere Europa's in den Garnisonen vertheilt sind. Meistentheils hat man die Truppen regimenterweise in die einzelnen Städte quartiert, so daß die Kavallerie die kleinen Ackerstädte belegt und selten alle drei Waffen in derselben Garnison vereinigt sind.

Was nun die Schwierigkeit des Terrains betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß dieselbe die Manoeuvres sehr beschränkt, das Terrain ist indeß doch auch einen großen Theil des Jahres frei, man findet überdies noch manche Lokalität, wo sich ein Manoeuver recht gut ausführen läßt, und zudem sind die Uebungen im Frieden der Art, daß sie meistens nur die einleitenden Bewegungen und das Engagement eines Gefechtes enthalten können, die eigentliche Durchführung kann begreiflicherweise immer nur im Großen und Ganzen angedeutet werden, ein wesentliches Moment der Wirklichkeit, die Tapferkeit nämlich und die Kaltblütigkeit, fällt hier fort und kann nicht gemessen werden. Indeß die Einleitung und die vorgängigen Bewegungen

entscheiden sehr oft über ein Gefecht von vorn herein, und deshalb bleiben auch Friedens-Manoeuvres immer eine gute Schule für die Truppen, und man sollte dieselben, da die Lokalitäten oft so schwierig sind, so oft wiederholen als es nur angeht und sich thun läßt.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so würde eine Verlegung der Kavallerie-Regimenter ganz oder theilweise in die großen Städte dem Staate gewiß manche Bequemlichkeit der Verpflegung rauben und überdies noch manche Bedenken anderer Art hervorrufen. Die kleineren Städte haben ihre Kavallerie-Garnison in der Regel seit längerer Zeit, sie haben derselben oft auf eigene Kosten Stallung und Reitbahnen erbaut, eine Rücksichtsnahme hierauf scheint billig und angemessen. Ein Theil der Einwohner würde verarmen und in Schaden kommen durch plötzliche Entziehung ihrer Garnison, den größeren Städten aber ist häufig mit der Kavallerie-Garnison gar nicht gedient, die Preise des Korns und der Fourage würden dadurch höher und die Einquartierungslasten gesteigert werden, die größern Städte würden sich häufig wenig bereitwillig finden, die nöthigen Gebäude für eine Kavallerie-Garnison aufzuführen. Diese Schwierigkeiten sind da, zu denen noch manche andere kommen mögen, indeß, wenn ein Staat eine Sache für nützlich hält, so wird er die sich entgegensetzenden Bedenklichkeiten zu applaniren und die Ausführung herbeizuführen wissen. Wir glauben uns über das Nützliche der Sache nicht zu täuschen, hinsichtlich der erlangten größeren Vollständigkeit der Uebungen sowohl als auch noch in mancher anderen Beziehung; wir meinen die Stärkung des Gemeingeistes in der Armee und die Berichtigung mancher irrigen taktischen Ansicht, die sich so leicht in solchen Offizier-Corps bildet, die isolirt und von den andern Waffen getrennt stehen. — Die Regiments-Eintheilung ist in neuerer Zeit vielfach angegriffen worden, man ist aber hierin wohl zu weit gegangen. Kein Staat in Europa hat den Regimentsverband bis jetzt aufgelöst; außer der administrativen Bequemlich-

keit, die derselbe bieten mag, weihet ihn auch noch ein fast dreihundertjähriges Alter und so viele glorreiche Erinnerungen. Man fürchtet vielleicht mit Recht, durch Auflösung dieses Verbandes einen Hebel des Eifers und des militärischen Geistes der Armee zu nehmen, und man hat Bedenken getragen, die Tendenz der jetzigen Zeit, die jeder Individualität feind ist und Alles zu schematisiren strebt, in der Armee stark werden zu lassen. Wenn nun aber auch der Regimentsverband noch lange seinen Werth behalten wird, so begründet er doch keine taktische Einheit, und für die Felddienst-Uebungen in den Garnisonen wird es immer zweckmäßig bleiben, die taktischen Einheiten nicht zu sehr zu zersplittern. Der militärische Geist und die gute Haltung der Leute, so wie die Intelligenz der Offiziere, scheint es, können nur auf gleiche Weise gewinnen, wenn man die zu große Zersplitterung in kleinere Städte vermeidet, sondern die Truppen in größeren Massen zusammenlegt. Auch in das Heer kann Philisterthum sich einschleichen, dieses Uebel der Zeit kann nie gefährlicher und auflösender wirken als in einer Armee, und nur gute Beispiele und stets erneuete geistige Anregung können dagegen bewahren. Diese sind aber in größern Garnisonen am leichtesten zu erhalten. Das Militär sollte überhaupt ein Gegengewicht bilden gegen den kleinlichen Materialismus, der die Gesellschaft zu unterjochen anfängt. Gerade im Heere sollten die höheren Principe des Pflichtgefühls, der Vaterlandsliebe und der unbedingten Hingebung leben, und es sollte so ein Beispiel manchen andern Ständen geben, die auf Erwerb vorzugsweise angewiesen sind, und deren Sinn sich in diesem Bestreben leichtlich verfängt und damit die höheren Interessen der Menschheit und des Volkslebens vergißt. Deshalb soll der Soldatenstand geachtet bleiben in der Gesellschaft seiner Mitbürger, d. h. er soll sich diese Achtung durch Gesinnung und Benehmen zu erhalten wissen. Nur auf diese Weise ist die Militär-Verfassung der neueren Zeit durchführbar. Verliert der Stand des Kriegers seine hohe,

geachtete Stellung, wird er vom Volke und den Gebildeten gehaßt, trifft seine Offiziere allgemeiner und gerechter Tadel, versinken sie in das Gewöhnliche, wie wenig würde das Heer dann im Kriege seine Bestimmung erfüllen können, auf die ganze Nation organisirend einzuwirken, denn dazu bedarf es einer moralischen Würde, wir sagten gern: eines Uebergewichtes. — Wir schließen damit, daß wir noch einmal den großen Garnisonen das Wort reden und die Ueberzeugung aussprechen, daß das Beispiel, dieser große Hebel jeglicher Tugend und jeglichen Lasters sich hier am wohlthätigsten erweisen und auch die Trägen zum Guten mit sich fortführen werde.

Wir wollen hier vom Wacht-Dienste einige Worte sagen; ward derselbe früher mit einer Peinlichkeit versehen, die großentheils unnöthig gewesen sein mag. Man hat in diesem Punkte selbst das Lächerliche erreicht gehabt, jetzt aber ist dieser Theil des Dienstes sehr eingeschränkt gegen früher, was bei der Mannichfaltigkeit der sonstigen Uebungen auch als durchaus nothwendig erschien. Die Nützlichkeit des Wachtdienstes für die militärische Ausbildung und die Möglichkeit seiner Einschränkung sind schon der Gegenstand vielfacher Diskussionen gewesen. — Es läßt sich nicht mit Grund behaupten, daß der Wachtdienst für unsern jungen Soldaten eine durchaus verlorne Zeit sei, im Gegentheil erscheint derselbe fast als eine nothwendige Ergänzung zu jener rein militärischen Ausbildung, die man durch das Exerzieren zu erreichen sucht. Die Aufmerksamkeit, die Haltung, die Genauigkeit, die von einer Schildwache verlangt werden, sind nothwendige Eigenschaften, die durch den Wachtdienst ganz besonders sich mittheilen. Dagegen ist die Behauptung, daß der Wachtdienst „der Krieg im Kleinen" sei, doch nur in sehr beschränktem Sinne zuzugeben, und wenn man früherhin auf denselben so viel Gewicht legte, so geschah dies auch mit aus der Nothwendigkeit, die Soldaten zu beschäftigen und dieselben den verderblichen Folgen des Müssigganges zu entziehen. Jetzt

aber, wo wir kaum die Zeit haben, um unsern jungen Soldaten das Nothwendigste zu lehren, würde der Wachtdienst noch wohl größere Einschränkungen erfahren können zum Vortheil nothwendigerer Beschäftigungen.

Anders, als mit dem Wachtdienst, verhält es sich mit den Kompagnie-Schulen, die ganz ein Werk der neueren Zeit sind, und in denen die des Lesens und Schreibens unkundigen Soldaten in diesen Gegenständen Unterricht erhalten, andere darin vervollkommnet werden. Auch die Grundsätze der allgemeinen Sittenlehre und die Lehre der speziell militärischen Pflichten und Tugenden werden in einigen Armeen zweckmäßiger Weise in den Soldaten-Schulen gelehrt. Die Resultate, welche diese Schulen in Deutschland und Frankreich gehabt haben, sind sehr erfreulich zu nennen, und in der That, da die Wehr-Einrichtungen dieser Länder auf die Voraussetzung einer fortschreitenden Intelligenz der Bevölkerung basirt sind (denn nur bei einer solchen Voraussetzung kann die Idee einer National-Bewaffnung gedeihlichen Fortgang erwarten), erscheint es billig und schön, daß die Armee für die Entwickelung nicht bloß der militärischen, sondern auch der allgemeinen Ausbildung das Ihrige noch beitrage.

Noch wird die allgemeinere Einführung der gymnastischen Uebungen in den Armeen Europa's dringend gewünscht, und namentlich in denen, welche das allgemeine Reserve- oder Landwehr-System anerkennen, und die wir überhaupt die neueren Armeen nennen. Die gymnastischen Uebungen haben auch allerdings für jüngere Soldaten eine viel höhere Bedeutung als für ältere, und sodann auch noch für eine gebildete und dicht gedrängte Bevölkerung einen größeren Nutzen als für eine barbarische und zerstreut wohnende. Im Ganzen glauben wir, daß die Gymnastik eine große Zukunft im ganzen mittlern Europa haben wird und daß man sie als wichtiges Mittel der Jugend- und namentlich auch der militärischen Erziehung immer mehr anerkennen wird. Wie viel Vortheil zogen nicht die Grie-

chen von den gymnastischen Uebungen, welche, wie man weiß, unter ihnen so allgemein waren, wo hat es je eine blühendere Jugend und verständigere Männer gegeben als bei ihnen? Die Griechen waren aber auch der Meinung, daß mit dem Körper sich auch der Geist kräftige, und sie wußten über die Gymnastik des Körpers jene höhere Weihe zu verbreiten, die sie allem wahrhaft Bedeutenden und Sinnigen zu geben gewohnt waren. Ihnen waren die Spiele und Uebungen der Gymnastik heilige Kämpfe, und die Sieger waren Lieblinge der Götter und Gefeierte unter den Menschen.

„Groß ist" — singt der herrliche Dichter Pindar von einem Sieger der olympischen Kampfspiele — „der Ruhm dessen, der deinen glänzenden Preis errang o Mutter der viel bekränzten Kämpfe, Olympia! Die Sänger und die Kundigen des Wortes bereiten ihm viele herrliche Werke; Hymnen und bacchische Tänze sind bereit, um den Liebling der Götter zu ehren."

Wir leben allerdings in anderen Verhältnissen als die Griechen, unsere Sitten sowohl als unsere Ueberzeugungen sind ganz andere, aber es bleibt wahr, je höher unsere Kultur steigt, je mehr hat es sich herausgestellt, daß wir der körperlichen Ausbildung seit langer Zeit nicht das Gewicht beigelegt haben, das sie wohl haben sollte. Wenn wir der Gymnastik bei der bürgerlichen und militärischen Erziehung mehr Raum gönnten, so würden wir ohne Zweifel Jugend und Alter bald kräftiger, fröhlicher und glücklicher sehen, als sie jetzt sind, auch würden unsere Soldaten entschlossener, rascher und gewandter werden. Aehnliche Meinungen über die Gymnastik oder die Turn-Uebungen fangen an sich immer mehr zu verbreiten, und viele hochgestellte und erfahrene Offiziere theilen diese Ansichten, so daß aller Grund vorhanden ist, zu glauben, die Turn-Uebungen würden, bei aller Kürze der Zeit, doch in die Armeen eingeführt werden. Einstweilen hat man das Bayonettfechten in mehreren Armeen Deutschlands eingeführt, aber es ist zu bezweifeln,

ob es das Turnen ganz ersetzen könne und ob es eben so kräftigend auf den Körper und Geist des Soldaten wirke. Auch Uebungen im Schwimmen und Voltigiren bestehen in mehreren Armeen, letztere vorzüglich für die Kavallerie und Artillerie, jedoch scheinen auch diese Uebungen noch nicht die nöthige Allgemeinheit erreicht zu haben.

Es gab eine Zeit, wo sich ein roher Teutonismus der Turnplätze bemächtigt hatte, ein unsauberer Geist der Rohheit und des Frevels schien von ihnen aus sich zu verbreiten. Es war nöthig, dem vorzubeugen, um öffentliches Aergerniß zu verhüten. Aber man kann das Gute nicht seines Mißbrauches wegen verwerfen wollen, und wir dürfen einiger Schwärmereien halber, die längst vergessen sind, nicht aufhören wollen, an die Verbesserung der Grundsätze unserer militärischen Erziehung zu denken und uns zu bestreben, eine rüstige Jugend und ein kräftiges Mannsalter bei uns zu schaffen, die geeignet sind, dem Lande und dem Throne ein wahrer Schirm zu sein. Der Geist der Ordnung und der Bescheidenheit, der in unsern Kriegern herrscht, ist geeignet, dem Turnen eine neue und für die jetzige anspruchsvolle Zeit wichtige Tendenz zu geben, man mag auf den militärischen Turnplätzen einmal ersehen können, welche Weise des Verhaltens dem Turner wohlanständig und ziemlich ist.

Wenn das Turnen für die ganze männliche Jugend ein Zeiterforderniß ist, so erscheint dasselbe noch besonders wichtig für den militärischen Erziehungs-Kursus der leichten Truppen, die, wie man glaubt, in künftigen Kriegen eine so wichtige Rolle zu spielen bestimmt sind. Uebungen im Klettern, Springen, Schwingen und Recken, ferner im Laufen, Debandiren und Railliren, endlich im Schießen für die Infanterie und im Reiten für die Kavallerie mögen nächst den Uebungen des wirklichen Felddienstes das Wichtigste sein, was man mit den Füsilieren und Husaren unserer jungen Armeen vornehmen kann, um sie auf den Krieg vorzubereiten.

Vieles wäre hier noch zu sagen und mancher Meinung und Idee wäre noch zu gedenken gewesen über die große und wichtige Frage der militärischen Erziehung einer Nation und die geeignetsten Mittel dazu, wir schließen indeß hier, um im Wesentlichen noch einmal das zu wiederholen, was in dem Vorhergehenden erörtert wird. Wir sagten, daß sich fast überall in größerem oder geringerem Grade die neueren Ansichten Eingang verschafft haben, daß überall ein Bestreben sichtbar geworden ist, nicht stationär zu bleiben. Man hat eingesehen, daß Einrichtungen und Bestimmungen etwas Veränderliches sind und sich mit der fortschreitenden Zeit reformiren und entwickeln müssen, kurz, man hat die Herrschaft des Geistes über die todte Form anerkannt. — Hier nun hatte man zuerst zu untersuchen, welches die körperlichen und moralischen Eigenschaften und welcher Art die Fähigkeiten seien, welche im Kriege vornehmlich erfordert würden, oder die sonst geeignet wären, einem Kriegsheere Stärke und Zusammenhang zu geben.— Diese Fähigkeiten und diese Kräfte der ganzen Nation, so viel sich irgend nur thun ließ, mitzutheilen und einzubilden, das mußte als die große Aufgabe des neueren stehenden Heeres, als der Zweck des militärischen Dienstes erscheinen. Die großartige Entfaltung ferner, welche die Volksbildung aller Orten nahm, mußte den Heeren neue Mittel und neue Elemente der Stärke, aber dadurch auch andere Richtungen der Ausbildung geben. Das militärische Friedens-Leben der älteren Zeit pflegte sich in der Wachtstube, dumpfigen Kasernen und eng abgegränzten Exerzierplätzen abzuwickeln, das Individuum galt damals nur als Zahl und Maschine — jetzt sucht man durch die Intelligenz des Einzelnen die Ausbildung des Ganzen zu heben, man hat andere Wege und neue Theater der Thätigkeit sich erschaffen. Im Instruktions-Saale und durch Uebungen in der freien Natur soll der Soldat jetzt die Formen und Verhältnisse des Krieges im Allgemeinen kennen lernen. Außerdem will man den Soldaten auch noch in moralischer Beziehung gehoben und

gefestigt zu seiner Familie und in die Verhältnisse der Bürgerlichkeit zurücksenden. Deshalb sind die Pflichten des Kapitäns jetzt viel ausgedehnter als früher, und die Kompagnie erscheint in der neueren Armee als ein pädagogischer Verband von hoher sittlicher Bedeutung. Wenn nun so die Zwecke der militärischen Erziehung immer mehr als auf die Entwickelung der Moral und der individuellen Intelligenz gerichtet sich erwiesen, wenn es sich herausstellte, daß der Felddienst in doppelter Beziehung diesen Zwecken in die Hände arbeite, indem er sowohl die allgemeine als die speziell militärische Intelligenz des Soldaten fördere — dann war es natürlich, daß das System der Handgriffe und die Peinlichkeit der Detail-Ausbildung, weil sie diesen Zwecken fern zu stehen schienen, den heftigsten Angriffen der militärischen Reformers und Neuerer ausgesetzt war. — Nichts desto weniger schienen diese Angriffe nicht durchaus begründet, und das Exerzieren hat, wie wir gesehen haben, dieselben bis jetzt siegreich bestanden. Man hat zuletzt allgemein zugeben müssen, daß das militärische Exerzitium mehr als eine traditionelle Wichtigkeit habe, daß es noch zu etwas Anderem diene als zu einem überflüssigen Luxus und Pomp, man hat in ihm eine Schule der Disziplin, des Appels, des militärischen Geistes erkannt. — Dennoch ist diese große und interessante Frage weit entfernt, definitiv entschieden zu sein, dieselbe hat sich, wie wir gesehen haben, unter anderen Losungsworten nur aufs neue formirt. Exerzieren oder Turnen bezeichnet einen neuen Fortschritt in dieser Frage, nachdem der frühere Gegensatz Exerzieren oder Felddienst als geschlichtet zu betrachten ist. Viele sind der Meinung, daß das Exerzieren nur als ein Theil eines größeren Ganzen, der Gymnastik nämlich, zu betrachten sei, welche noch andere, für den Soldaten nicht minder wichtige, Theile umfasse; sie glauben, daß die Erfolge für den militärischen Geist, welche man durch die Peinlichkeit in den Handgriffen erziele, sich auch durch gymnastische Uebungen anderer Art erreichen ließen, und

daß man in Zukunft das Exerzieren nach einem erweiterten Plane betreiben und dasselbe mit der Gesammt-Gymnastik vereinigen werde. Dadurch endlich würde, wie sie meinen, den militärischen Detail-Uebungen eine neue Tendenz, eine allgemeine, nationale Theilnahme gesichert werden, ein neues Band würde sich zwischen Volk und Heer knüpfen und die Aufgabe der stehenden Armee würde sich den Zwecken der allgemeinen Volkserziehung auf eine schöne und einfache Weise anschließen.

Veränderte Verhältnisse des Offizier-Standes.

Wenn man die Frage aufwirft, wie soll der Staat seine Offiziere wählen und nach welchen Gesetzen soll er sie halten und leiten, so kann man sich hier nicht zu sehr auf Vergangenes berufen und etwa sagen wollen: „Macht es so, wie ihr es früher machtet". Das würde heißen, sich dieser Sache etwas zu leicht entziehen, vielmehr sind wir genöthigt, uns nach manchen neuen Wegen und Maßregeln umzusehen, denn Armeen wie Feldherren und Grundsätze der Kriegführung scheinen im Laufe dieses Jahrhunderts andere werden zu sollen als sie es früher waren. Eine Friedensperiode von der Dauer wie die gegenwärtige hätte früher für einen sehr exzeptionellen Zustand gegolten, aber für die Zukunft kann man wohl glauben, daß ein solcher Zustand nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel darstellen werde, und diese Lage der Dinge muß wiederum sehr auf das Personal und auf die Verhältnisse künftiger Kriege zurückwirken. In früheren Zeiten bestanden, wie man weiß, die Offiziere einer Armee größtentheils aus geprüften Männern, die Generale, im höheren Mannsalter stehend, hatten ein Leben voller Chancen und Begebenheiten in Krieg und Fährlichkeit aller Art durchlebt; man konnte damals von Veteranen sprechen, von großen Kapitänen und Meistern des Krieges, die im Lager geboren, erzogen und alt gewor-

den waren, denen das Getöse der Feldschlacht nichts war als ein Schall, den sie kannten, und der durch die Macht der Gewohnheit zu einem befreundeten selbst ihnen werden konnte. Man sehe Hannibal, dessen Leben Kriegesmühe und Arbeit war; Cäsar, der Siege in Gallien, Britannien, Italien, Spanien, Macedonien, Aegypten, Numidien und Vorder-Asien zu erfechten wußte; den eisernen Tilly endlich, der in funfzig größeren Gefechten und Schlachten Truppen geführt hatte, und dem die Freuden der Liebe und des Weins unbekannt geblieben sein sollen. — Napoleon endlich und Wellington sind ähnliche Gestalten, wie sie nur durch die stürmischen Bewegungen eines großen fünf und zwanzig-jährigen Krieges möglich wurden. Das nun wird gewiß von Jedem leicht zugegeben werden, daß solche Feldherren nicht in den Perioden der Gemächlichkeit, der Industrie und der Philosophie erwachsen. Die Eigenschaften eines großen Feldherrn sind mannichfacher Art, die Klarheit und Kraft des Geistes, die ihm eigen sein müssen, sind nicht durchaus Geschenke der Natur, sie sind auch Folgen der Routine und der kriegerischen Gewohnheit. Man kann nicht glauben, daß diese großen Eigenschaften denen gleicher-weise einwohnen sollten, die zum ersten Male des Mars blutige Werke vollbringen; selbst der größte Reichthum an Ideen, so haben erfahrene und nachdenkende Generale uns berichtet, pflege bei Unerfahrenen zu stagniren, die größte Energie, ihres Leitsternes, der Vernunft und ruhigen Klarheit entbehrend, pflege sich schwach zu erfinden vor der Gewalt der Verhältnisse. Man kann am Ende auch kaum glauben, daß an unbekannter Küste unter Klippenreihen und Seesturm der unerfahrene Schiffer sich dem alten Seemanne gleich benehmen werde. Würde seine Stimme wohl das Gebrüll der zornigen Wogen zu übertönen vermögen, würde eine ungeübte Hand das Steuer kräftig und gewandt zu führen wissen im erschrecklichen Kampf der Elemente, würde er endlich allein gefaßt bleiben, wenn Alles umher verzagt? Das Ungewohnte pflegt mit einem erdrückenden Gewicht

auf uns schwachen Erdensöhnen zu lasten, zumal, wenn es in furchtbarer Größe und Gewaltsamkeit uns entgegen tritt; die Gewohnheit dagegen ist die Freundin der menschlichen Natur, sie beherrscht unsere ganze Seelenthätigkeit; unsere Weisheit, unsere innersten Gedanken und Kräfte sind ihr gleicherweise unterthan.

Nun ist aber, wie bekannt, ein Zustand gänzlicher Kriegs-Ungewohnheit kein ganz imaginärer mehr, eine nicht sehr entfernte Zukunft kann ihn in vielen Armeen herbeiführen. Nicht genug, daß unsere Soldaten jung sind, so gehört auch der bei weitem größte Theil unserer Offiziere einer Generation des Friedens und der Industrie an, ferner kann man nicht jeden Offizier für einen versuchten halten, der eine oder zwei Kampagnen in großer Jugend und sehr subalterner Stellung mitmachte; die Erfahrungen, die er auf diese Weise machen konnte oder wollte, wiegen oft nicht schwer und sind nicht geeignet, für sich allein eine Befähigung zu verbürgen. Die Zeit ist also nahe, wo die Führer unserer Divisionen den Krieg dann zuerst, wenigstens in selbstständigen Stellungen, ausüben werden, wenn sie zugleich denselben zu leiten berufen sind. Diese Generale also sollten, wenn es sonst je dahin kommen sollte, eine Kunst ausüben, die rein empirischer Natur ist, wie alle Künste, und doch hätten sie nur theoretische Anschauungen und eine Weisheit, wie man sie aus Gesprächen und dem eigenen Nachdenken gewinnt, dazu mitgebracht. Die Frage, ob und in wie weit eine solche Reflexions-Weisheit des Friedens die durch den Krieg selbst erworbene Natur-Weisheit ersetzen könne, muß durch diese Lage der Dinge zu einer sehr wichtigen und viel berathenen werden. In anderen Künsten, das ist unzweifelhaft, würde man sich ziemlich verloren geben, man würde bezweifeln, daß man je Meister werden könnte, ohne als Gesell und Lehrling in eines Meisters Werkstube gesessen zu haben. Die Maler, die Bildhauer, selbst die Dichter würden an eine improvisirte Meisterschaft nicht glauben, und das gewiß mit einem

unzweifelhaften Recht. Die grauen Generale der vorigen Jahrhunderte glaubten eben so wenig an improvisirte Imperatoren und an eine logistische Krieges-Weisheit; sie waren der Ansicht, daß der Krieg durchaus und nur allein die Praxis erfordere, und deshalb gingen junge Leute, welche diese zugleich glänzende und dornenvolle Laufbahn sich erwählten, in die Läger der großen Kapitäne ihrer Zeit, und lernten als Volontäre die Pflichten und Beschwerden dieses Berufes kennen. Vielleicht kann man nicht sagen, daß man heut zu Tage ganz anderer Meinung über den Werth der militärischen Verstandes-Weisheit sei, jedenfalls fehlen aber die Mittel, den Thatsachen der Geschichte zu widerstehen und kriegerische Ausbildung zu erlangen, wenn die Thüren des Janus-Tempels in ganz Europa verschlossen sind. So werden also große Kapitäne und Lenker der Feldschlachten, wie sie die Vorzeit kannte, am Ende aus unserer modernen Welt verschwinden, man wird sie einst vielleicht in unsern Pantheen und Geschichten, in den großen Registern der Vergangenheit nur noch antreffen, diese großen klassischen Persönlichkeiten der Wahlstatt wird man im wirklichen Leben dann nicht kennen. Dies kann natürlich und dem Gange der Welt ganz angemessen erscheinen; im Fortgange der Zeit und der Ideen wechseln nicht allein die Geschlechter der Menschen, auch der Typus der Individualität und der Charaktere wird ein anderer, ganze Klassen großer Persönlichkeiten verschwinden, um nie wieder gesehen zu werden. Es hat Zeiten gegeben, wo auf Einzelne ungemein viel ankam, wo es der Tapferkeit und der Weisheit Einzelner gelingen konnte, die gesellschaftlichen Zustände ganzer Völker zu ändern. Dies waren die Zeiten der Heroen der Vorzeit, wo Männer wie Herkules, Theseus, Minos, Numa Pompilius ꝛc. das Land von wilden Thieren reinigten, oder dem rohen Volke Ackerbau, gute Sitten und wohlthätige Einrichtungen lehren konnten. Die dankbare Nachkommenschaft hat die Thaten dieser Männer durch sinnreiche Mythen und Poesieen verewigt, aber auf die Heroen-

Zeit folgte eine andere Zeit, das war die Zeit der geordneten und befestigten Staats-Verhältnisse. In dieser kann die Persönlichkeit kein eben so weites Feld mehr haben; für Landplagen und wilde Thiere existirt alsdann eine Polizei, der Ackerbau ist allgemein bekannt und die Gesetzgebung ist nicht die Sache mehr, die einem Einzelnen allein überlassen werden könnte, die individuelle Thätigkeit also wird in ihrer höheren Potenz verdrängt durch die Thätigkeit der Behörden und Kollegien. Es erscheint hiernach auch nicht gerade unnatürlich, daß die Zeit der großen Schlachten-Generale ihr Ende so gut erreichen könnte, wie die Heroenzeit dasselbe erreichen muß. Aber diese Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit zugegeben, so liegt in denselben noch etwas Weiteres, das zu einer Fülle von Betrachtungen führt und für den Offizier-Stand sehr wichtig werden muß. Wenn der Modus des modernen militärischen Lebens sich immer mehr der rein bürgerlichen Existenz nähert, wenn es von seiner früheren und traditionellen Physiognomie täglich mehr einbüßt, wenn es kein Kampagne- und Lager-Leben mehr giebt und sonach das soldatische Gepräge sich aus der jetzigen militärischen Generation etwas verliert — dann kann man sich wohl fragen: sind diese Aenderungen rein äußere und wenig wesentliche, erstrecken sich dieselben bloß auf die militärischen Sitten und äußere Darstellungsweise? oder tragen sich dieselben auch auf Ansichten und Bestrebungen, auf die ganze innere Bewegung der großen militärischen Körperschaft Europa's über? machen sich auch neue Maßnahmen und Mittel nothwendig? — Diese Fragen sind zur Entscheidung noch wohl nicht völlig reif; das Gebiet derselben ist die Zukunft, welche so sehr interessant, aber auch eben so ungewiß ist. Daß die Krieges-Gewohnheit und praktische Kunde bis auf ein Minimum verloren gehen kann und daß dies neue Zustände und Lagen herbeiführen muß, ist unzweifelhaft, weniger ausgemacht aber, wohin und zu welchen Maßregeln

die Krieges-Ungewohnheit und praktische Unkunde uns führen und veranlassen wird.

Für den Augenblick nun scheint der beste Trost der zu sein, daß dies Verhältniß in allen Armeen Europa's gleicherweise besteht; wäre dies nicht der Fall, dann würde allerdings, das muß man sich gestehen, unsere Lage eine sehr ernste und bedenkliche werden. Nun werden aber die Waffen Europa's nur gegen barbarische Völkerschaften geschwungen, und es ist noch nicht ausgemacht, ob der Krieg in Afrika und Tscherkessien mit Recht oder Unrecht eine Schule auch für den europäischen Krieg genannt werden kann.

Das Resultat endlich aller dieser vielen Gedanken, Betrachtungen und Einfälle über improvisirte Generale, Friedens-Offiziere und gelehrte Feldherrnschaft hat nicht allein den alten Streit der Theorie und Praxis vielfach wieder neu belebt, sondern auch zu einer neuen Theorie und einem neuen militärischen Glauben geführt, der die alten Gegensätze versöhnen zu können sich rühmt. Die Lehre von der Macht der Persönlichkeit an der Allgewalt des militärischen Genius lag den Umständen der Gegenwart zu nahe, als daß man sie nicht sollte erfunden haben. Diese Lehre hat man nicht bloß in die Wissenschaft eingeführt und hat einige leere Blätter derselben hierdurch auszufüllen gesucht, man hat diese Theorie mit allen aus ihr nothwendig sich ergebenden Folgerungen auch auf das Gebiet der Thatsachen übertragen und hat aus ihr die Nothwendigkeit eines neuen Beförderungssystems nach dem Grade des Genie's hergeleitet. Das Genie soll nun etwas sein, was sich nicht genau definiren läßt, was aber nichts desto weniger etwas sehr Wirkliches und Mächtiges sei, und die Eigenschaft habe überall das Wahre zu ahnen und das Rechte zu thun; die Macht dieses Genie's, so meinen seine Lobredner, sei das Einzige, was uns noch bliebe und was geeignet sei, die Erfahrung, welche verloren gehe, zu ersetzen. Ohne diese Macht müsse man allerdings glauben, daß die Quellen des Rathes und der Hülfe einmal gänzlich versie-

gen würden und daß große, furchtbare Katastrophen unvermeidlich werden würden. Aber die Ressourcen des menschlichen Geistes seien unerschöpflich und groß, und die Macht des militärischen Genius finde seine vollste Bewährung und sein beredetes Zeugniß in der Geschichte der Kriege. Oft habe die Unerfahrenheit selbst über die Erfahrung gesiegt, man habe gesehen, daß eine in die Geheimnisse der Kunst nicht eingeweihete Jugend es gewagt hätte, der Inspiration und den dunklen Eingebungen eines feurigen Geistes sich blindlings anzuvertrauen, und der Erfolg davon sei der Sieg über das bewährte Alter gewesen, das ein Leben voller Erfahrung und belehrender Eindrücke durchwandert habe. Man könne nun wohl allerdings sagen, diese alten Feldherren hätten zu sehr den hergebrachten Systemen sich hingegeben und dadurch der Freiheit und des vollen Gebrauches ihres Geistes freiwillig sich begeben, die Erfolge der unerfahrenen Jugend über das Alter bilde mithin nicht die Regel, sondern die Ausnahme; aber hingegen, so meinen die Verehrer des Genie's, ließe sich ganz im Allgemeinen sagen, daß überhaupt die Inspiration der Erfahrung und der durch Reflexion erworbenen militärischen Kunst gegenüber bedeutende Vortheile für sich habe, sie glauben, daß die erstere dem unmittelbaren, raschen Erkennen und Erfassen der jedesmaligen Zustände und Momente näher stehe, sie sind geneigt, dieselbe die Weisheit des Augenblickes zu nennen, welche durch ein dunkeles Naturgefühl getragen werde und derjenigen Verstandes-Weisheit vorzuziehen sei, die immer den Ereignissen folge, anstatt ihnen voranzugehen.

Man kann von vorn herein schon glauben, daß eine Lehre, die so weit verbreitet ist, viel Wahres enthält, es ist unbestreitbar, daß die Anlagen der Menschen unendlich verschiedener Art sind. Trotz dem muß man dieser Lehre doch in manchen Stücken mißtrauen, und es würde mißlich sein, die Persönlichkeits-Theorie zu weit ausdehnen zu wollen. Man muß sich gewiß hüten, die Macht des Ge-

nie's zu überschätzen, auf dasselbe zu große Hoffnungen zu bauen und ihm zu große Opfer zu bringen, d. h. es zu sehr zu begünstigen gegen die Mittelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit, welche doch am Ende nichts weniger ist als die Nationalität mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Falsch ist es ferner gewiß, das Talent der Erfahrung gegenüber stellen zu wollen als etwas absolut Verschiedenes. Wenn das Talent häufig der Erfahrung ohne Talent gegenüberstand, so ist dies doch keineswegs immer der Fall gewesen, und die Inspiration ist wohl etwas Anderes, aber darum noch nichts spezifisch Unterschiedenes von demjenigen Takt, der aus der kriegerischen Gewohnheit geboren ist, beide scheinen vielmehr dieselben psychischen Grundlagen zu besitzen.

Uns bleibt also schließlich nur übrig, unser Heil mehr in weisen und allgemein wirkenden Maaßregeln als in den Naturgaben Einzelner zu suchen, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß man trachten muß, das Genie an die Spitze der Massen zu stellen, um dem Ganzen erst seine volle Kraft zu geben. Ein Privilegium des Talentes muß existiren, aber man müßte mit seiner Ertheilung wohl sparsam und vorsichtig sein, damit es seinen Zweck nicht verfehle, der militärischen Kraft einen neuen und bedeutenden Zuwachs zu geben.

Es hat also für die Verhältnisse und die Tendenz des Offizier-Standes eine neue Aera erst vor Kurzem begonnen und bereitet sich theilweise auch noch vor. Viele Offiziere unserer heutigen Armeen haben die Uebergangs-Periode noch mitgemacht, wenn sich diese auch schon seit viel längerer Zeit vorbereitet hat. Wir mögen allerdings unsere Zeit deshalb preisen, daß sie noch so manche dieser Männer besitzt, welche im Wechsel großartiger politischer Ereignisse und des Glückes der Schlachten ihre Einsichten bilden konnten; gewiß stehen sie über die Vorurtheile der Gegenwart und wissen die Wahrheit vom Scheine zu unterscheiden. Man möchte behaupten dürfen, daß nicht leicht eine Pe-

riode mehr wahre politische und militärische Intelligenz in seinen Staatsmännern und Generalen vereinigt gesehen hat, als die gegenwärtige, denn was läßt die Wahrheit der Dinge leichter und unverschleierter erkennen, als wenn man sich in der Mitte von vier Extremen befunden, wenn man den Kreisen und Katastrophen beigewohnt hat, welche zwei wesentlich verschiedene Perioden zu scheiden pflegen. Hat man das Unrechte und Uebertriebene in beiden Extremen selbst mitgemacht, gesehen und erkannt, dann pflegt ein richtiges praktisches Urtheil und hohe geistige Klarheit die Früchte eines so reich bewegten Lebenskreises zu sein, der nur den Glücklicheren der Menschen zu Theil werden kann. Dieser Vielseitigkeit der militärischen Notabilitäten gegenüber existirt bereits eine Generation, welche in den etwas monotonen Verhältnissen des Friedens und der subalternen Stellung zu den kräftigsten Mannesjahren gediehen ist. Diese Generation kennt nur die neuere Zeit und ist in ihrem Geiste erzogen worden. In der That beginnt die soziale Stellung des Offizier-Corps eine wesentlich andere zu werden, und die Gründe davon sind einestheils wieder die vorwaltende Friedens-Politik in ganz Europa und anderntheils die veränderte Organisation der Armee, die man aus nationalen Elementen formirt und in den Staatsverband mehr verwebt hat. Auch die wissenschaftliche Bildung des Offizier-Standes hat so sehr zugenommen, daß derselbe jetzt als ein integrirender Theil der gebildeten bürgerlichen Gesellschaft zu betrachten und die Fusion des Militärs und Civils dadurch sehr erleichtert ist. Das Offizier-Corps der neueren Armee bildet nicht mehr eine getrennte Kaste, sondern einen angesehenen Theil des großen sozialen Körpers, aus welchem heraus das ertönt, was man wohl die öffentliche Meinung nennt. Es ist durch seine Bildung in den Stand gesetzt, auf diese öffentliche Meinung wesentlich einzuwirken, und seine Bestimmung soll von jetzt ab nicht bloß die sein, die Soldaten auszubilden oder das Vaterland zur Zeit der Gefahr männlich

zu vertheidigen, sondern auch die, einen moralischen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben durch ihre neu gewonnene soziale Stellung. Dieses Ziel hat der Offizier-Stand der Gegenwart mit aller Sicherheit des Bewußtseins und der Ueberzeugung zu erstreben und dadurch jegliches Vorurtheil zu entfernen, welches frühere Zeiten durch Uebermuth und selbstgefällige Absonderung gegen sich erwecken mußten. Hierbei tritt uns ein nicht geringes Bedenken entgegen. Darf die Fusion des Wehr-Standes mit den übrigen Theilen der Bevölkerung eine so vollständige sein? Giebt es nicht verderbliche Lehren und Doktrinen der Unordnung, welche den Geist des militärischen Gehorsams untergraben können? — Das ist nicht allein möglich, es ist auch thatsächlich geschehen und wir können die Beispiele dazu aus der alten und aus der neuen Zeit uns entnehmen. Wir nehmen hier z. B. die römische Welt; wo gab es je eine schönere Wehr-Verfassung, wo eine strengere Militär-Disziplin als hier? Der Ungehorsam wurde ja, wie man weiß, mit dem Tode unwidersprechlich bestraft, und doch haben diese Einrichtungen keine schönen Früchte für die spätern Zeiten getragen, die römische Verfassung ist durch Soldaten-Revolutionen mehrfach gewaltsam geändert, römische Kaiser sind von der Leibgarde ein- und abgesetzt worden. Es scheint nicht uninteressant, nach den Gründen dieser Erscheinung zu forschen. Wie konnten weise Heeres-Einrichtungen zu so schlechten Resultaten führen? war es denn unmöglich, das Heer zu bewachen vor dem Geiste der Emeute, der sich in der Stadtbevölkerung Roms allerdings kund gab? und muß die Fusion des Wehr-Standes und des Volkes nothwendigerweise zu so traurigen Folgen führen?

Ueber die Ursachen des Verfalles der römischen Kriegeszucht.

Es ist hinlänglich bekannt, daß die allgemeine Wehr-Pflicht bei allen alten Völkern, und namentlich bei den Römern, schon bestand; bei den letzteren war auch namentlich die Verbrüderung des Offizier- und Civilbeamten-Standes so vollständig und organisch wie nur irgend möglich. Abgesehen davon, daß Civil- und Militär-Gewalt in den Provinzen fast immer in dieselben Hände gelegt war, so sehen wir auch dieselben Personen abwechselnd bald militärische, bald rein bürgerliche Stellen bekleiden und bei jeder sich mit gleichem Geschick benehmen. Die Einrichtungen des alten Roms können in der That von uns nicht aufmerksam genug betrachtet werden, denn vielleicht ist es der modernen christlichen Zeit vorbehalten, das, was das Alterthum würdig anfing, zu einer endlichen Vollendung zu bringen. Eine innige Verbindung des Nähr- und Wehr-Standes, so daß der eine dem anderen zur Ergänzung und zum Vorbilde in mancherlei Tugend diene, ist ohne Zweifel ein vielgefühltes soziales und politisches Bedürfniß. Die römischen Heere waren in den alten guten Zeiten das, was jedes Heer sein sollte, eine Pflanzschule guter Bürger und Beamten. Die Thaten dieser tapferen Heere waren in dem Munde der jungen und alten Römer, sie waren eine Mahnung zur Tugend und zum Nacheifer beim ganzen Volke.

Aber wie viel Bescheidenheit besitzen die römischen Soldaten bei ihrer Tapferkeit! wie viel Achtung für das Wohl des Gemeinwesens! ein wie strenger Gehorsam gegen die Anordnungen der Staatsgewalten! wie genau kannten Feldherren und Soldaten die Gesetze und Bräuche des Volkes! Wir sehen sie aus den Legionen austreten und ohne gehässige Anmaßung zu dem werden, was die andern waren, zu gewissenhaften Bürgern und fleißigen Landleuten. Die ältere römische Geschichte füllt ein überaus schönes Blatt der Menschen-Geschichte aus, möchte auch uns die Zukunft eine solche Zeit herbeiführen! aber sie reift heran, und ihre Möglichkeit ist um Vieles jetzt näher gerückt.

Man könnte nur wünschen, daß aus so lobenswerthen Einrichtungen auch ganz die schönen Resultate hervorgegangen wären, die man sich leichtlich davon versprechen mag. Indessen beweis't leider die Geschichte, daß dem nicht so war, und daß das neue Rom überall nur Unordnung, Auflehnung und Gewissenlosigkeit in seiner militärischen Welt zeigt. Theilweise lag die Ursache davon in den vielen Sklaven, die seit den Zeiten des Marius in den Heeren dienten, und in der Entfernung der angesehenen römischen Bürger von den militärischen Geschäften, aber auch die enge Verschmelzung der militärischen und bürgerlichen Sachen sowohl in Personen als in Einrichtungen wirkte verderbend und auflösend. Die Schwelgerei, die Nichtswürdigkeit, der Parteigeist waren die Erbtheile, welche die Armee des jungen Roms von der Bürgerlichkeit erhielt; lange hatte sich noch Tugend in den Lägern der Truppen erhalten, als sie schon der Metropole ganz fremd war, aber das Beispiel, die vielfache Berührung verschaffte dem Laster den endlichen Sieg. Diese Folge wäre überall kaum zu verhindern gewesen, die Fusion des Heeres mit einer so entarteten Bürgerschaft, wie die römische es war, hätte überall ihr Mißliches gehabt, hier aber kam noch das hinzu, daß die militärischen Angelegenheiten auf eine Weise mit der Verfassung und den Funktionen der Civil-Gewalt verbunden

waren, die anfangs vielleicht unschädlich war, in der Folge aber zu einem großen Mißverhältnisse und der Disziplin wie der Kriegführung gleich nachtheilig ward. Wir meinen hier das in Rom wie in Athen geltende Gesetz, die Feldherren und die höheren Offiziere durch das Volk wählen zu lassen. Dieser merkwürdige Fehlgriff war indeß nur eine nothwendige Konsequenz der ganzen politischen Verfassung dieser Reiche, in denen, nach langen Partei-Kämpfen, die entscheidende und legislative Gewalt größtentheils in die Hände des Volks gefallen war. Die Alten haben ohne Zweifel Vieles gesagt und gethan, was unübertrefflich ist, aber ihre politischen Einrichtungen können wir nun und nimmermehr nachahmen wollen, denn eine Verfassung, die für eine Stadt gut ist, wie es die ursprüngliche römische Staats-Organisation war, taugt darum noch nicht für ein großes Reich. Wir sehen hier überhaupt, daß eine republikanische Regierungsform den militärischen Institutionen nicht gerade günstig ist, und daß die Disziplin und Ordnung in Gefahr sind, ihren Untergang zu finden. Die letzten Zeiten der Republik zeigen uns in den römischen Heeren feile Banden, und in den Offizieren neben gedienten, benarbten Centurionen doch eine überwiegende, tonangebende Zahl von Intriganten, kühnen Abenteurern und Parteimännern, die nicht dem Vaterlande dienten, sondern ihrem General, durch dessen Einfluß und Sieg sie Grundbesitz, Aemter, Gold und Ueppigkeit sich zu erringen hofften. Das Heer muß eine monarchische Verfassung haben, und die Heereszucht scheint da schwer aufrecht erhalten zu werden, wo die bürgerlichen Verhältnisse täglich den umgekehrten Stand der Dinge zeigen, abgesehen davon, daß noch Verwickelungen unmittelbarerer Art unvermeidlich sind. Das Erste ist hier der Mangel eines Staats-Oberhauptes, das die höchste ausübende Gewalt in Händen hat und das die Häupter und Beamten des Heeres ernennt. Wo kein Oberhaupt existirt, da wird die Ernennung eine Sache der mehr oder minder

zahlreichen Kollegien oder Komité's, welche an der Spitze der Geschäfte stehen. Aus den Blättern der Geschichte selbst aber mag man ersehen, wie weitläufig und ungewiß die Entscheidung solcher persönlichen Fragen im Schooße einer vielgliedrigen Versammlung zu sein pflegt, wie leicht sich hier jene verrufene systematische Opposition ausbildet und überall geltend macht, und wie wenig Mittel oft vorhanden sind, sich über die fragliche Persönlichkeit genauer zu unterrichten. In Athen, und zu Zeiten selbst in Rom, ward die Wahl der höheren Civil- und Militär-Beamten sogar durch die ganze Volksversammlung ausgeübt, in der Art, daß dem Feldherrn die Ernennung der unteren Offizier-Chargen blieb. Selbst bis auf die Würde des Krieges-Tribun herab (die Befehlshaber dee Kohorten, die unsern Bataillonen ungefähr entsprechen) konnten in der Volksversammlung die Offiziere vorgeschlagen und erwählt werden. Dieses Recht, obwohl es dem Volke unzweifelhaft zustand, ist jedenfalls in den besseren Zeiten Roms nur selten ausgeübt, sondern nur dem Principe nach reservirt worden, um der Autokratie der Generale und der Militär-Despotie, welche den Republiken von jeher so drohend erschienen ist, durch ein gesetzliches Mittel begegnen zu können. Sonderbare Erscheinung in der Geschichte, die Demokratie, in der die Freiheit der Persönlichkeit so gesichert erscheint, stets in der Schwebe zu sehen zum Uebergange in die unerträglichste der Gewaltherrschaften, in jene Militär-Despotie, die Sulla, Antonius und Napoleon ausübten! Es war gewiß eine Lächerlichkeit, den einfachen Bürger in einer Sache zum Suffragium zuzulassen, von der er nichts verstand und über die er zu gar keiner Ansicht gelangen konnte, die Wahl der Generale. Wie war es möglich, fragen wir erstaunt, daß das Wohl des Heeres durch solche Einrichtung konnte gut berathen werden; konnten Tüchtigkeit und wahrer Beruf hierbei eine würdige Vertretung finden, und mußten sie nicht vor dem Partei-Interesse in den Hintergrund treten? — Bei dem allen hat, sonderbarer Weise, Rom so

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

tüchtige Feldherren gehabt, wie je nur ein Staat; es bleibt uns nur übrig, hier zu sagen, daß es diese Feldherren hatte nicht wegen, sondern trotz der erwähnten Einrichtungen. Sehr lange hat sich in Rom ein gutes Theil jener ursprünglichen Tugend und Unbescholtenheit erhalten, die den unverdorbenen, an der Brust der Natur noch liegenden Völkern inne zu wohnen pflegt, und Tugend ist allerdings eine Bedingung jeder Demokratie. Diese Tugend erlag aber endlich den glänzenden Lastern Griechenlands und Asiens, und sogleich wird die Demokratie ein Unding, und Rom selbst der scheußlichste Pfuhl des Lasters. Das militärische System Roms zeigt alsbald auch die größten Blößen allenthalben. Jedem Reichen und Einflußreichen ist es nun möglich, sich durch die Menge seiner Klienten und die Stärke seines Anhanges zu hohen, ja den höchsten militärischen Würden, zum Legaten, Präfekten, Prätor u. s. w. wählen zu lassen. Mit Erstaunen erfahren wir, wie des Krieges ganz unkundige Männer an die Spitze großer Armeen gestellt werden, und wären nicht die Römer um diese Zeit schon Herren des größten Theiles der bekannten Erde gewesen, hätte sich nicht in Hauptleuten und Soldaten eine traditionelle Tapferkeit noch lange erhalten, ihre Sachen wären gewiß schlecht besorgt worden. Cicero war z. B. ein herrlicher Redner, aber gewiß gab es nie einen jämmerlicheren General, nichts desto weniger hatte er eine Armee in Cilizien kommandirt, und die selbstgefällige Art, mit der er von seinen vermeintlichen Thaten redet, ist in hohem Grade belustigend. Crassus war nichts als ein verächtlicher Schlemmer, aber man gab ihm ein Militär-Kommando in Syrien, wo er seine Legionen von den Parthern vernichten ließ; des Lepidus, des Dolabella und vieler Anderer Untüchtigkeit war eben so groß. Der größte Krebsschaden indeß für die Heere Roms, der indeß mit dem herrschenden Wahl-System der Generale zusammenhängt, ist die Entsittlichung und moralische Verworfenheit, die mit Riesenschritten zunimmt. Hätte sich die Armee von dem

Geiste des Frevels, der über die ganze römische Welt kam, entfernt halten können, vielleicht wäre der Staat noch zu retten gewesen. Aber das Unwesen des Parteigeistes und der verrätherischen Verbindungen schlich sich hier ein, wurde an großen und berühmten Generalen geflissentlich genährt, und Tugend und Zucht schwanden alsobald. Das Heer hätte den Bürgern ein gutes Beispiel des Gehorsams und der Sittenstrenge geben sollen, aber Marius schon that den ersten Schritt, dasselbe zu entnationalisiren und die Quellen der Tugend aus demselben abzuleiten, indem er in die Legionen Sklaven aufnahm, welche blinde Werkzeuge jeglicher Unbill wurden. Das Verderben ward vollständig durch das Eindringen des Geistes der politischen Faktionen und Verbindungen in die Läger; keiner konnte damals mehr zu einer Stelle gelangen, wenn er nicht ein eifriger Anhänger der politischen Partei seines Feldherrn war oder schien; die Männer der Ränke und der Doppelzüngigkeit mehrten sich rasch. Der Faktionsgeist überhaupt wird leicht zu einem Geiste der Lüge und der moralischen Nichtigkeit, sein inneres Wesen erhält sich selten rein von dem gröbsten Eigennutz, und alsdann pflegt seine Form und äußere Darstellung Kriecherei zu sein, gleisnerisches Wort und Heuchelschein. An einem solchen Orte ist die Insinuation an ihrem Platz und ein günstiger Boden ist daselbst für jenes System des persönlichen Patronates und der Klientel, das aus dem Faktionswesen emporzuwachsen pflegt, und das sich, je mehr nach unten, um so ärger zu einem unsaubern Nepotismus ausbildet und zu einem Wesen der Horcherei und Angeberei, das im Dunkeln schleicht und den biedern Männern so gehässig und verächtlich ist. Hier ist auch der günstige Boden für die rapiden und brillanten Karrieren solcher Geister, die für das Wagen und Unternehmen geschaffen sind und die auf einem glatten Fußboden sich im Gleichgewicht zu erhalten wissen. Aber man darf nicht glauben, daß Waffenbrüderschaft, Ehre und Vertrauen unter den römischen Offizieren

dieser Zeit geherrscht habe; wie war dies auch möglich, wenn die höchsten Behörden aufhörten Gerechtigkeit zu üben, und wenn die Beförderungen weniger nach Verdienst als nach Favorisation und politischen Gesinnungen bestimmt wurden. Dieses Princip aber ward von den römischen Feldherren mit Absicht befolgt, und diesem großentheils ist die schnelle Verbreitung einer niedrigen, unehrerbietigen Gesinnung zuzuschreiben. Der Geist der Ehre, welcher in der ganzen Armee, namentlich aber in dem Offizier-Corps leben muß, ruht, seinem Wesen nach, auf geistigen und idealen Basen, er entweicht vor dem Eigennutz, der Servilität und vor dem Erstarken der Niederträchtigkeit, und mit dem Geist der Ehre geht auch die Zucht, der Gehorsam, jeder Zuverlaß auf das Heer verloren, es ist der Herrschaft der Sünde verfallen, und dient Jedem, der ihm zu schmeicheln oder zu bieten vermag. Was erwartet denn ein Staat von seinem Heere? Ist es bloß die Ehre und Unabhängigkeit nach Außen hin und den Fremden gegenüber, die es wahren soll? oder soll nicht vielmehr das Heer auch Bürgschaft für andere nothwendige Interessen darbieten? für das Walten der Ordnung nämlich und für die Stärke des Gesetzes? Das unbedingte Festhalten an das rechtmäßige Staatsoberhaupt und an die von ihm eingesetzte Regierung, die strengste Einhaltung des Eides, Gehorsam mit einem Worte, uneingeschränkter, unbedingter Gehorsam, das ist die heiligste und erste Pflicht, das ist die Ehre und die Tugend des Heeres — verletzt es diese Pflicht einmal, so hat es sich gebrandmarkt, und die unabwendbare Strafe ist noch stets dem Verrathe gefolgt und auf das Haupt der Eidbrüchigen gefallen; die Unwürdigkeit, der Ungehorsam, der Zwist sind die Strafen, welche über ein solches Heer zu kommen pflegen, es ist aller wahren Stärke los und ledig. Die Kriegesschaaren des jungen Roms wußten sich, wie wir wissen, über ähnliche Ehrenpunkte hinauszusetzen, sie hatten wohl der Republik Gehorsam geschworen, aber Marius, Sulla, Cäsar und manche Andere vermochten sie doch, ihre

Waffen gegen die Regierung zu erheben, weil dieselbe nichts tauge und schwach sei. Das war sehr wahr, aber was würden die Legionen des alten Roms, der großen Scipionen, des Aemilius Paulus und des Metellus wohl auf ähnliche Argumente geantwortet haben?

Wir kommen zu den Folgen und Resultaten, die wir aus dem Gesagten ziehen wollen. Die Geschichte enthält ohne Zweifel die weisesten Lehren, und was beweiset die römische hier? Nichts, so weit uns bedünkt, gegen den urkräftigen, organischen Verband aller Klassen der Römer zu einem schönen Wehr-Systeme. Wir können nicht daraus die Lehre ziehen wollen, daß es vortheilhaft wäre, unsere Offiziere und Soldaten abzusondern von den übrigen Theilen der Gesellschaft durch Erziehung und traditionelle Sitten, um dadurch ihrer moralischen Ansteckung durch Apostel der Unordnung vorzubeugen. Eine solche Absonderung würde unseren Heeren eine Kraft entziehen, die sie nicht aufgeben darf, die Sympathieen des ganzen Volkes, aber sie ist auch in der neueren Armee gar nicht mehr durchzuführen, Volk und Heer haben zu viele natürliche Berührungspunkte, als daß es möglich wäre, dieselben zu trennen.

Was schützt uns nun aber vor der Militär-Despotie, dem brutalsten aller politischen Zustände, in dem es kein Recht und kein Gesetz mehr giebt, sondern Alles außerhalb des Gesetzes gestellt wird? Diese Frage scheint der Gegenwart um so näher gerückt zu sein, da wir in der modernen Geschichte ähnliche Scenen gesehen haben, wie sie sich in dem römischen Reiche zutrugen, und auch also ähnliche Folgen eintreten könnten. Man hat vielfach von Verschwörungen und unerlaubten politischen Verbindungen gehört, in Frankreich, in Rußland, selbst in Würtemberg hörte man von Konspirationen, an denen Unteroffiziere und Offiziere Theil genommen hatten. Wo sie nun entdeckt und mit gebührender Strenge bestraft worden sind, da sind der Gerechtigkeit ihre Opfer gebracht worden, aber es hat auch ärgerliche Beispiele gegeben für das ganze waffentragende Eu-

ropa, man hat die Militär-Emeute triumphiren, man hat eidbrüchige Soldaten mit Ehre und Lob überhäuft werden sehen. Die bewaffnete Nationalgarde hat der Regierung Bedingungen diktirt, Soldaten haben ihre Offiziere ungestraft insultirt, verjagt, getödtet; spanische Soldaten sind mit den Waffen in der Hand bis in das Schlafgemach der Königin gedrungen und haben ihr mit Gewalt eine Verfassung abgedrungen. Was würde aus der Ruhe Europa's, aus der Privat-Wohlfahrt und Sittlichkeit werden, wenn ein ähnlicher Geist der Emeute sich verbreitete, wenn er die Mittel fände, ungestraft sein Haupt erheben zu dürfen! Ganz Europa ist gleicherweise bei der energischen Unterdrückung dieses schändlichen Unfuges interessirt. Der Parteigeist im Heere zeigt immer einen gewissen Verfall der militärischen Zucht an, und ist ein eben so großes öffentliches Unglück als gefährliches Beispiel; Komplotte, Verschwörungen, Emeuten folgen demselben auf dem Fuße nach, und wohin diese endlich führen müssen, sollten sie auch im Kleinen unterdrückt werden, das ist deutlich aus der römischen und aus der neueren Geschichte zu ersehen; sie führen zum Bürgerkriege, zu großem, gewaltsamen Umstürzen der Landesverfassung durch Soldaten, die von jungen unternehmenden Roués angeführt werden, die nichts zu verlieren haben. Dies ist die Militär-Despotie, welche ihrerseits nichts ist, wie die Reorganisation des erschütterten Staates, welche mit der Suspension des bestehenden Rechtes anzufangen pflegt, und welche, sonderbarer Weise, den Ungehorsam, dem sie selbst ihre Entstehung verdankt, durch ein eisernes Regiment wieder auszurotten sich bestrebt. — Dies ist die Politik, welche Sulla, Cäsar und alle Führer des römischen Bürgerkrieges befolgten; das Protektorat Cromwells, das Kaiserthum Napoleons waren eben solche Soldaten-Gewaltherrschaften, und in Spanien scheint zur Zeit fast ein ähnlicher Stand der Dinge zu sein.

Es giebt Zustände, in denen die durch die Waffen ausgeübte Gewaltherrschaft zu einer Nothwendigkeit und,

mehr als das, zu einer Wohlthat werden kann; das sind die Zustände, in welchen die Revolution allgemein, die Unordnung auf gewöhnliche Weise nicht mehr zu unterdrücken ist, diese pflegen mit der soldatischen Gewaltherrschaft zu enden, ein geordneter Zustand der Dinge pflegt darauf zu folgen. — Vielleicht war das Kaiserthum in Rom wie in Frankreich eine Nothwendigkeit, und vielleicht bereitet sich auch auf der schönen pyrenäischen Halbinsel eine bessere Zukunft vor. Nichts weniger gewiß ist es aber, daß der Regel nach durch die Theilnahme der bewaffneten Macht an den politischen Händeln der großen Parteien die Verhältnisse nur noch mehr verwirrt und unheilbares Unglück über ein Land gebracht werden kann.

Die allgemeine Tugend und die Stärke der Regierung bleiben ohne Zweifel die sichersten Bürgschaften für die Ordnung des Ganzen. Es kommen indeß Zeiten, die Geschichte lehrt es, wo Nationen dem Irrthume sich hingeben können, wo auch die Regierung die Elemente der Einigkeit und Stärke nicht zu gewinnen vermag — in solchen Zeiten richten sich die Blicke aller Freunde der Ruhe auf die bewaffnete Macht. Aber sie werden dies umsonst thun; weder in der Menge der Truppen, noch in der Krieges-Gewohnheit der Offiziere wird man eine Sicherheit finden, wenn der Geist der Ehre, der Sitte und Pflichttreue aus denselben verschwunden sein sollte. Die Frage nach den Mitteln gegen die Soldaten-Gewaltherrschaft ist also die Frage nach den Mitteln zur Aufrechthaltung der militärischen Zucht. Die Geschichte und die militärischen Ereignisse der Republiken geben zur Lösung dieser Frage nicht unwichtige Beiträge.

Drei Dinge scheinen es vor allen zu sein, welche die militärische Zucht stützen und tragen: Gerechtigkeit, strenger Gehorsam, von dem die Offiziere das Beispiel geben, und Aufklärung. Diese großen moralischen Substanzen hängen alle drei mehr oder weniger nahe zusammen, aber

in der römischen Welt fehlten sie alle, und deshalb konnte die Sittlichkeit in derselben keinen Boden gewinnen.

Die Gerechtigkeit ist eine so große Tugend, daß die Alten sie als den Inbegriff aller guten Eigenschaften anzusehen gewohnt waren. In der That ist sie die schönste Blüthe einer humanen christlichen Gesinnung und einer weisen Einsicht auch noch jetzt; sie ist der Grundpfeiler unsers ganzen sozialen Gebäudes und die Voraussetzung der militärischen Mannszucht und Sittlichkeit. Gerechtigkeit ist die höchste Zier der im Leben Hochgestellten, sie ist eine große Stärke für den Staat, der sie handhabt; man kann wohl sagen, daß die Gerechtigkeit der Wächter des militärischen Gehorsams sei, denn das Gegentheil davon, die Ungerechtigkeit, wirkt demoralisirend und schwächend. Jedes wahrhafte Streben wird entmuthigt, das innere Element eines Offizier-Corps niedergedrückt durch die Berücksichtigung und die Favorisation; das Vertrauen und der moralische Gehalt der ganzen Armee wird gefährdet, wenn man mit Offizieren und Soldaten Zwecke und Absichten hat, welche das Licht scheuen und welche im Dunkeln schleichen. Jeder krumme Weg ist ein gefährlicher, Alles muß mit rechten Dingen zugehen. Eine vollkommene Gerechtigkeit ist in irdischen Verhältnissen nicht möglich, aber je mehr man sich derselben nähert, um so mehr wird die Gesinnung der Menge gehoben und gekräftigt.

Die Aufklärung ist eine der wichtigsten Bürgschaften der öffentlichen und der militärischen Ordnung, sie ist die beste Beförderin einer loyalen Gesinnung, je mehr ein Staat dieselbe befördert, um so mehr Konsistenz und Stärke giebt er seiner Armee.

Der Gehorsam endlich ist der Träger der Disciplin und der Zucht, die steigende Aufklärung und der humane Geist der Gewalten sollen ihn immer mehr befestigen in der neueren Armee. Es giebt freilich Leute, welche aussprechen, die Zeit des blinden Gehorsams sei vorüber, der Gehorsam

werde für die Zukunft nur ein bedingter sein, und sei nur durch Ueberzeugung und moralische Ueberlegenheit des Befehligenden zu erreichen. Die, welche so sprechen, mögen aber lieber erklären, daß sie an die allgemeine Anarchie glauben, denn ein bedingter Gehorsam ist bekanntlich gar kein Gehorsam mehr. Es ist freilich immer schön, wenn Handlungen und Ueberzeugungen Hand in Hand gehen, aber es ist schon im Privatleben unmöglich, dies immer zu erreichen, wie viel mehr im administrativen und militärischen Leben, jedenfalls darf der geschworene Eid keine Wahl lassen, was zu thun sei. Unserer Zeit fehlt allerdings, wie früher der römischen Welt, der Geist der Ehrfurcht und des Gehorsams vielfach, aber schon fängt man an, diese Mängel sehr zu empfinden, und man wird dieselben zu verbessern wissen. Schon oben sagten wir, daß die Aufklärung die beste Bürgschaft der Ordnung und des Gehorsams sei, und es ist wohl zu glauben, daß im Fortschritte der Zeit und des menschlichen Geistes, die Nothwendigkeit des Gehorsams vom ganzen Volke werde eingesehen und derselbe werde geübt werden, nicht weil er gesetzlich geboten, sondern weil er zum Bestehen des Ganzen unerläßlich ist. Es giebt einen unendlich weisen Ausspruch über die Religion, den man auch auf den Gehorsam anwenden kann: Wenig Nachdenken, würde man hier noch sagen können, führt vom Gehorsam ab, viel Nachdenken führt zu ihm zurück. In der That, den Gehorsam an die Ueberzeugung knüpfen zu wollen, ist ein großer Irrthum, denn welche Mittel hätte man wohl, um zu bewirken, daß der moralisch Ueberlegene allemal zu befehlen und der an Kenntnissen und Gaben Untergeordnete zu gehorchen hätte; häufig genug wird das umgekehrte Verhältniß Statt finden, und das ist durch keine menschliche Macht und Vorkehrung zu verhüten.

Je mehr also die neuere Armee eine Gestalt annimmt, die den sozialen und geistigen Bewegungen der Zeit sich anschließt, um so unbedingter muß die Forderung des Gehor-

sams gestellt werden, ja, man mag sagen, daß derselbe der Hauptzweck der ganzen militärischen Erziehung sein muß und das Maaß der militärischen und sittlichen Ausbildung anzeigt, das eine Nation erreicht hat. Unabhängig aber soll die militärische und auch die politische Ueberzeugung bleiben, denn dieselbe ist die Frucht der Verhältnisse und persönlicher Eigenschaften, die sich der Mensch nicht geben noch nehmen kann. Die Politik bildet in der heutigen Welt das Tagesgespräch, sie wird in dem Heere ihren Wiederhall finden, und man muß Niemanden seiner politischen Meinung wegen verfolgen oder benachtheiligen wollen. Es ist eines starken und aufgeklärten Staates nicht würdig, aus seinen Offizieren und Beamten zelotische Anhänger einer gewissen politischen Meinung machen zu wollen, dies ist auch unmöglich und würde nur zur politischen Heuchelei führen. Wenn aber der Staat Jedem seine Meinung zu haben erlaubt, so kann er doch mit Grund von seinen Offizieren und Beamten Vorsicht und Schicklichkeit in ihren Aeußerungen fordern. Man kann mit den Maßregeln der öffentlichen Gewalt vielleicht nicht einverstanden sein, aber man soll dann seine Meinungs-Verschiedenheit auf eine Weise ausdrücken, die nicht anstößig, und an einem Orte, der dazu passend ist.

So war der Fortgang der Zeiten, das römische Reich fiel, weil in ihm keine Rechtlichkeit und kein Gehorsam mehr war; im Mittelalter suchte man den Gehorsam durch Furcht und durch die Menge der Aufseher zu erzwingen, die neuere Zeit will, daß der Gehorsam wenigstens theilweise auf den Grundlagen der Sittlichkeit und Einsicht ruhe, sie glaubt, daß derselbe die Frucht der Ueberzeugung, der Wahrheit und Gerechtigkeit sein könne.

Die Leiden des Friedenslebens.

Kein Gegenstand existirt wohl, der in der militärischen Welt mehr Besprechungen veranlaßte und mehr Herzeleid verursachte, als die pekuniären Bedrängnisse und das durchgehends schlechte Avancement. Wer sollte auch nicht alle die Jeremiaden und alle die üble Laune kennen, welcher man eben so oft begegnet als man nur von Avancement spricht. Auf jeder Resource, in jeder Militär-Réunion hört man Palinodien auf die Leiden der Friedens-Armeen, die wohl schon früher oft mögen gesungen worden sein, aber schwerlich je mit solcher Wiederholung, wie in unserer Zeit, die so viele Mittel des Genusses und der Zerstreuung zu bieten scheint. Man seufzt z. B.: die oft gehörten Worte: „Jeder Soldat trage den Marschallsstab in seiner Tasche" seien zu nichts als einer schönen Phrase geworden; derselbe Stand, welcher ein so drückendes Dienstverhältniß habe, der die ermüdende Arbeit des Exerzierens und Dressirens täglich wiederholen, der seine Gesundheit nicht selten exponiren müsse, dieser Stand sei von aller Gemächlichkeit, allen schöneren und erhebenderen Genüssen faktisch ausgeschlossen und nur auf die nothwendige, kahle Existenz beschränkt. Nicht Theater, nicht die Freuden des Gastmahls und des Weins, nicht das beglückende Gefühl der Familie und des eigenen Heerdes seien für die Mehrzahl dieser Offiziere, die so viel leisten müssen und von denen die Nation so viel erwarte.

Man erschöpft sich auch wohl in Berechnungen, wie viel glücklichere Chancen jede andere Karriere böte, und fragt, was es dem Offizier nütze, daß er einen so hohen Rang in der Gesellschaft einnähme? Alle Menschen beugten sich doch nur vor dem Gelde, und das könne ein Offizier ja nie erwerben.

Solche Klagen hört man, wie Jeder weiß, vielfach, man darf auf dieselben allerdings kein zu großes Gewicht legen und kann sie vielmehr für Ausbrüche des Unmuthes halten, die nur ihre Weile dauern und einer anderen Stimmung Platz machen werden. Wie man nun aber auch darüber denken mag, zu läugnen ist nicht, daß es in den militärischen Verhältnissen Uebelstände und Leiden giebt, die Einzelne oder vielleicht auch die Gesammtheit bedrücken. Wen sollte es aber nicht in der Seele schmerzen, brave und tapfere Männer in nutzlosem Harm sich verzehren zu sehen, die Lebensfreude flieht sie, und dieser schöne Ehrenstand, der sie vor allem zu weisem und frohem Genusse der Gegenwart auffordern sollte, der wird ihnen ein Gegenstand des Grams! Manches Wackern Gesundheit selbst erlag diesem thörichten Grollen mit dem Unabänderlichen, und das Angesicht Anderer, welches vor wenig Jahren Geist und Gedeihen athmete, verkündigt jetzt nur Trübsinn und düstere Lebensmüdigkeit. — Ihr braucht auch nicht nach den Gründen erst zu forschen; es sind stets dieselben, theilweise schon oben bezeichneten: „das schlechte Avancement, welches uns in die ganz subalternen Grade festbannt; die schlechten Aussichten für die Zukunft; die Monotonie; die Prosa, die Oede der Existenz; der Mangel an Komfort im äußern und häuslichen Leben, der aus beschränkten Geldverhältnissen herkommt und der den Werth des Lebens sehr verkümmert;" das sind, werden sie euch antworten, die Ursachen unsers gealterten Antlitzes.

Wir stehen hier einer Thatsache gegenüber, die recht betrübend, aber nichts desto weniger gewiß ist; ja, ohne Zweifel, es giebt Mißklänge in diesem Waffen-Leben, das

einen so lockenden Anstrich hat, es giebt eine Schattenseite neben dieser glänzenden Außenseite, die Wehen der gebärenden Zeit lasten mit erdrückendem Gewichte auf unsern tapfern Kriegern. Wenn wir aber die Gründe der vielfachen Verstimmungen genauer erforschen, so finden wir dieselben nicht ausschließlich in einer ungünstigen pekuniären Lage. Ursachen mancherlei Art, offene und versteckte, mehr oder weniger erkannte Dinge wirken zusammen zu demselben traurigen Produkte. Wir können nicht hoffen alle diese Gründe aufzufinden und zu entdekken, noch auch etwas wesentlich Neues in dieser Sache sagen zu können, wir begnügen uns, das oft schon Gesagte aufs Neue zu beleuchten.

Wenn Uebelstände irgendwo vorhanden sind, so ist die nächste Frage, wie ihnen kann abgeholfen werden. Kann in diesem Falle der Staat helfen durch ein bestimmt anzugebendes Gesetz oder eine namhafte Bewilligung? kann er das langsame Avancement irgendwie beschleunigen? Im Einzelnen würde ohne Frage Manches noch besser eingerichtet werden können als es jetzt ist, manche Erleichterungen im Kleinen würden möglich sein, im Allgemeinen kann bei dem jetzigen Stand der Dinge keine menschliche Macht etwas Wesentliches ändern. Die Staaten haben bereits die beträchtlichsten Zuschüsse zum Pensionsfond gezahlt, um dem Avancement Platz zu verschaffen und die körperlich nicht mehr ganz rüstigen Individuen in den Ruhestand versetzen zu können. Man befördert die Anstellung von gedienten Offizieren bei allen Zweigen der Landes-Administration auf jede Weise; keine erledigte Stelle wird vakant gelassen, die größten Opfer sind für das Avancement der Offiziere gemacht worden, von dieser Seite her ist durchaus nichts mehr zu erwarten. Man spricht viel von Dienstalters-Zulagen, und diese wären in der That eine sehr wünschenswerthe Einrichtung; aber Manche mögen sich eine übertriebene Vorstellung von der Ausdehnung und dem Betrage machen, in dem diese Zulagen gewährt

werden könnten. Man wird indeß wohl einsehen, daß jeder Staat Bedenken tragen muß, seinen Militär-Etat um ein Bedeutendes zu vermehren, da das allgemeine Bestreben und Verlangen vielmehr auf Einschränkungen gerichtet ist, und die vielfachen sonstigen Pläne, die so häufig von spekulirenden Köpfen ausgeheckt und vorgeschlagen sind, mögen sich wohl auch in den Hauptsachen als unausführbar erwiesen haben.

Die Frage ist aber gewiß vielfach zu einseitig betrachtet worden, man hat nicht emsig genug nach den letzten Gründen der herrschenden Unbehaglichkeit gespürt, und hat nicht erwogen, daß es in der menschlichen Gesellschaft Gebrechen und Elend giebt, in denen Geld nichts hilft und auch durch Dekrete und legislative Akte der Regierung keine Aenderung herbeigeführt wird, deren Abhülfe vielmehr eher von moralischen als von politischen oder administrativen Reformen erwartet werden muß. Wo solche Gebrechen existiren, da ist der Sitz des Leidens tief und liegt in den Elementen des individuellen Lebens. Gerade unsere heutige Zeit ist es auch, der manches Andere mehr Noth thut als Schätze des Mammons, die oft nur den Durst reizen, statt ihn zu stillen, und man kann diesen Satz als einen allgemein anerkannten betrachten.

Dies vorausgeschickt, so glauben wir auch, daß die Unbehaglichkeit, die im Innern des Offizierstandes unläugbar existirt, durch ein größeres Gehalt nur zum Theil würde gehoben werden, weil dieselbe noch andere Gründe hat als pekuniäre Beschränkung. Diese Behauptung mag Manchem ungerecht und übertrieben erscheinen, aber wir sind von der Richtigkeit derselben fest überzeugt. Eine oft gehörte Klage z. B. ist die, daß die Möglichkeit zu heirathen erst in so späten fast abgelebten Jahren eintrete. — Man gebe nun den am meisten Klagenden 100 bis 150 Thaler mehr, was hinreichen würde, um ihnen, wenn auch unter der Bedingung großer Einschränkung, die Möglichkeit, sich zu verheirathen, zu ge-

ben, werden dieselben jetzt beruhigt und zufrieden sein? — Viele derselben ganz gewiß! man hat gar keinen Grund, an dem gesunden Sinn und der Bescheidenheit der Mehrzahl zu zweifeln. Viele dieser Männer, oder der größte Theil derselben, werden also mit der erwähnten Zulage zufrieden sein, sie hatten nur den billigen Wunsch gehegt, sich in angemessenen Jahren verheirathen zu können, sie waren keine Phantasten — aber ein großer Theil der Klagenden auch, und vielleicht gerade die Lautesten — greifen diese in ihren eigenen Busen und sagen sie, ob ihre eigentlichen Ansprüche nicht viel weiter, nicht bis zum Höchsten gehen? ob ihre Klage nicht im Grunde nur die ist, daß sie keine glänzende Laufbahn, daß sie nicht die große Karriere gemacht haben? ob ihre Lage ihnen nicht deshalb besonders unerträglich erscheint, weil ihr eigenes Loos ein gewöhnliches und kein außergewöhnliches ist? Gekränkte Eigenliebe und übertriebene Ansprüche sind es also, die diesen Männern das Leben verbittern. Man lobt in militärischen Kreisen häufig so sehr die Karriere der Civil-Verwaltung und des Handels, auch bisweilen die der Künste und der Wissenschaften, kurz, wie es der Unzufriedenheit zu ergehen pflegt, alles das, was nicht ihr eigen ist. Aber betrachten wir dieselben! Finden wir in ihnen die gerühmte goldene Zufriedenheit? Nein, im Gegentheile, wir finden physisches und moralisches Mißbehagen vielfach und vielleicht oft am stärksten hier. „Bald soll der Nepotismus der Behörden unerträglich sein, bald die Konkurrenz der Aspiranten so groß, daß kein Fortkommen mehr möglich ist; dann kommt auch die Trivialität des Alltagslebens und der Arbeit, und die wenige Ermunterung von außerhalb und von oben her zur Sprache.“ — Ein Theil dieser Plagen und Uebelstände ist gewiß nicht ungegründet; aber sind es nicht vielfach dieselben, die uns in dem Kreise des Waffenlebens begegnen?

Dies deutet allerdings auf einen gemeinschaftlichen inneren Grund, es führt uns klar darauf hin, die Ursachen dieser Thatsachen in den Grundlagen des geselligen Lebens,

in den sittlichen Richtungen der Zeit zu suchen, ohne deshalb läugnen zu wollen, daß auch äußere ungünstige Zustände hier vorlägen. Wir werden der Sache näher kommen, wenn wir aufmerksamer das innere und gesellige Leben der Vergangenheit betrachten, wenn wir diese Verhältnisse mit den jetzt herrschenden vergleichen.

Man kann dem vergangenen Jahrhundert keine allzu große Lobrede halten, man kann nicht blind sein wollen für seine Schwächen, aber das scheint thatsächlich: mehr Frohsinn, mehr Leichtigkeit des Lebens, mehr Poesie besaßen diese Generationen als die jetzige. Man wird sich darüber nicht länger im Zweifel befinden, wenn man die Sitten, das Familien- und Geschäftsleben dieser Zeiten näher untersucht. Heitere Geselligkeit und Harmlosigkeit bildeten die Grundlagen des Familienglücks, Spiel, Tanz und heiterer Scherz aller Art waren ohne Frage viel häufiger als jetzt, wo sie aus unsern Zirkeln zu verschwinden scheinen. Was sehen wir in unserer jetzigen Zeit trotz unserer Lebens-Künste und Lebens-Philosophien, trotz des Komforts und des Raffinements in unseren Genüssen? Sehen wir nicht vor Allem Prosa, Reflexion, Kalkül, Unbefriedigtheit? Wir wiederholen es, Heiterkeit und die Grazien des Lebens sind nicht Eigenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, und wo sie es noch sind, wo noch solche Länder existiren, da sind die Tendenzen und Ideen der Neuzeit noch nicht eingedrungen. Der Jakobinismus in seiner nackten Form ist todt, niemand läßt sich durch seine Lehren mehr bethören, aber Spuren seiner früheren Existenz hat er uns doch genugsam zurückgelassen. Das neunzehnte Jahrhundert hat etwas von der Frivolität behalten, die den Jakobinismus bezeichnete, die Sucht, die ganze Gesellschaft zu egalisiren, nicht etwa durch die sittliche Erhebung des Niedrigen, sondern durch die Herabziehung des Hohen und die Profanirung des Erhabenen — diese Sucht findet man bald umherschleichen, bald kräftigen Schrittes als positive Lehre umhergehen. Die Revolutionen im Gebiete des

Eigenthums und des Familienverbandes sind zu Lächerlichkeiten geworden, aber der Geist, von dem ähnliche Versuche ausgehen, der ist überall thätig. — Man weiß, wie sehr der Geist der Kritik und des Zweifels über die ganze Gesellschaft ausgegossen ist, woran hat man nicht schon gezweifelt? Man hat geläugnet, daß es Verdienst, daß es Tugend, daß es Genie und Persönlichkeiten gäbe, beinahe wagt man zu behaupten, daß der Todtschläger noch eben so achtungswerth sei wie der rechtliche Mann.

Diese Keckheit und dieser Cynismus der Gedanken mag in diesem Grade immer nur in Einzelnheiten sich zeigen, allgemeiner verbreitet aber ist der Mangel an Respekt und Bescheidenheit in unserer Generation, welcher eine Folge ist des Durchganges der revolutionären Ideen durch Europa, und der wieder zur Folge hat die Störung des Glücks in vielen Familien und ganzen Völkern. Der Mangel an Bescheidenheit bringt sehr leicht übertriebene Ansprüche an das Leben hervor, und dieser Geist der Anmaßung ist leider durch die verallgemeinerte wissenschaftliche Bildung in unserer Zeit oft noch unterstützt worden; wir haben so auch die nachtheilige Seite der wissenschaftlichen Bildung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die wissenschaftliche Bildung sollte aber, billiger Weise, nur dazu dienen, die nationalen Sitten zu mildern und das innere Glück der Einzelnen zu begründen, nicht aber ein Heer von Ansprüchen auf Glanz und Auszeichnung hervorzurufen. Die stürmischen Zeiten, die Erschütterungen und Kriege haben zu außerordentlichen Karrieren, zu einer Fusion gewisser, sonst getrennter, Klassen der Gesellschaft Veranlassung gegeben, aus Journalisten haben wir Minister, Präsidenten, aus gewöhnlichen Soldaten Generale oft in kurzer Zeit werden sehen. Diese Thatsachen haben der prätentiösen Richtung der Menge Beispiele geliefert, die sie nicht verfehlt haben, in ihrem Sinne auszubreiten. Aber zu Ministern und Generalen können es nur Wenige bringen, und eine Zeit, wo Jeder glaubt das Höchste erwarten zu dür-

fen, und wo man glaubt, einige Schulbildung gebe Anspruch auf Glanz und Würden — die Zeit kann keine glückliche sein. Wie leicht überschätzt unter solchen Umständen der Mensch seine Kräfte, macht sich unverständige Hoffnungen und glaubt endlich, wenn er sich getäuscht sieht, in dem Gange der Welt nur eine Kette von Bosheit und Erbärmlichkeit zu erblicken; er überredet sich, Alles gehe mit unrechten Dingen zu, und oft sieht er Patronat und Nepotismus da, wo nur Billigkeit war. Was die üble Laune der Einzelnen noch vermehrt, ist der gesteigerte Luxus und die Ueppigkeit des heutigen Lebens. Der Reichthum fällt immer mehr in die Hände Einzelner, und diese treiben einen Aufwand, welchen der gewöhnliche Privatmann mit Neid betrachtet. In früheren Zeiten war der Menge eine größere Genügsamkeit eigen, die Ansprüche der Einzelnen richteten sich mehr auf das Wahrscheinliche und Erreichbare als auf das bloß Mögliche. Die verschiedenen Klassen des Volkes blieben damals in ihrer Sphäre; nicht etwa, daß außerordentliche Laufbahnen etwas Unerhörtes gewesen wären, aber man war gewohnt, das Leben wie ein Glücksrad zu betrachten (und in der That ist es ein solches), aus dem nur Wenige Gewinnste, und die Mehrzahl Nieten erhalten, wobei es thöricht sein würde, einer solchen Niete wegen zu grollen. Das war die ruhige und die wahre Anschauung des Lebens, und wir hoffen, daß die moderne Welt zu ihr zurückkehren werde. Der Egoismus, die Genußsucht, der Materialismus der modernen Zeit bieten sehr besorgliche Erscheinungen dar, und sind, in ihrem Fortgehen, als der endliche Ruin jeder Tugend und Wahrheit zu betrachten. Das Gute will um seiner selbst willen geübt sein, wenn man aber nur Verdienste erwerben will, um in der Welt zu glänzen, wenn man nur so lange tugendhaft sein will, als die Tugend anerkannt und belohnt wird, dann mag der Werth der so geübten Tugend allerdings nur klein sein.

So mißlich sind vielfach die inneren Verhältnisse der modernen Gesellschaft, die Anmaßung und die übertriebenen Ansprüche der Menge geben allerdings vielen Stoff zur Disharmonie — doch äußere ungünstige Umstände thun sehr Vieles, um diese Disharmonie noch zu vergrößern. Man muß übertriebene Ansprüche von billigen Hoffnungen zu unterscheiden wissen; es giebt deren beide, und wenn man die erstern tadelt, so kann man sich das Dasein der letzteren nicht verhehlen. Die Leiden des Friedens-Lebens, die das ganze bewaffnete Europa drücken, sind vielfach auch nichts Anderes, als das Verlangen nach einer Verfassung des Offizier-Standes, die zukünftig, die aber bis jetzt noch nicht gefunden ist. Diese Verfassung muß auf die Voraussetzung langer Friedens-Epochen gegründet sein, und mit ihr wird eine große That der allgemeinen militärischen Entwickelung sich vollenden. So ist diese Frage, und sie verdiente eine weniger oberflächliche Behandlung, als ihr hier ohne Zweifel zu Theil werden wird. Zunächst ist von der Kompetenz der Lebensalter zu reden, als einem Gegenstande, der die Natur der ganzen Frage aufzuklären geeignet ist.

Es giebt Naturgesetze, die jedem Stadium des menschlichen Alters ein gewisses Verhalten und einen bestimmten Lebenskreis vorzuschreiben scheinen, und wenn nun die äußern Umstände hier störend einwirken, wenn einzelne Lebens-Epochen von dem, was ihnen angemessen und natürlich ist, getrennt werden durch die Ungunst der Verhältnisse, so sind solche Zustände gezwängt und schwer. Die Organisation der Offizier-Corps, die Zahl der unteren und oberen Stellen, die dienstlichen und die pekuniären Verhältnisse sind im Wesentlichen dieselben geblieben, die sie in früheren Zeiten waren. Aber damals führte man häufiger Kriege, damals traten viele Begüterte bloß ein, um einige Jahre die Welt kennen zu lernen, so machte man damals die unteren Stellen rascher durch. Aber bereits ist es mehr als wahr-

scheinlich, daß die Zukunft nur wenige und kurze Kriege kennen wird, und man fragt sich, wie es mit dem Fortkommen und dem Vorrücken in den Stufen der militärischen Hierarchie künftig werden wird. Dies schlechte Fortkommen aber führt seine Uebelstände mit sich, die man allerwärts bereits zu fühlen beginnt, viele begabte Individualitäten gehen dabei unter, die, etwas rascher poussirt, der Armee zur Zierde und Stärke gereicht hätten. Es werden Reformen in dem hierarchischen Systeme des Waffen-Lebens sich nothwendig machen, in der Art, daß dabei der Friedens-Stand und nicht der Krieges-Stand als die Basis und als das Vorauszusetzende angenommen wird. Durch solche Maaßregeln würde den verschiedenen Lebensaltern ihr Recht widerfahren, das Glück der Einzelnen und das Beste des Ganzen würde dadurch gefördert werden. Es ist unzweifelhaft, jedes Entwickelungs-Stadium des menschlichen Lebens hat seine besondere Physiognomie, seine besonderen Kräfte und Ansprüche, seine Vorzüge und Fehler. Was scheint so mannichfaltig zu sein wie das Wesen dieses Menschen, was so vielgestaltig wie die Individualität, und doch hat die Natur dem ganzen Geschlechte und den Einzelperioden seiner Geschichte den Typus des Gesetzes aufzudrücken gewußt. Man kann die Gränzen der menschlichen Entwickelungsperioden nicht mathematisch genau abgränzen, man kann den Verhältnissen ihren Einfluß auf Denkweise und Charakter nicht abdisputiren wollen, nur im Großen und Ganzen ist der Verlauf des Lebens Naturgesetzen unterworfen, diese aber sind bestimmt, und man übertritt dieselben nicht ungestraft. Es hat allerdings Zeiten gegeben, die sich von dem Wege der Natur entfernten und die sich den Leidenschaften oder dem Irrthume anvertraueten, aber dieselben hatten weder Kraft noch Freude. Daher muß der Staat das Volk in der Art zu leiten suchen, daß den Gesetzen der Weltordnung, sie beträfen nun rein geistige oder äußerliche Dinge, allenthalben Folge und Anerkennung gegeben werde. Der Staat sollte bei der Ein-

richtung seiner Aemter dahin streben, daß jedes Alter das thue, was seinen Kräften das angemessenste ist, er sollte die Besoldungen so stellen, daß billigen Ansprüchen durch dieselben ein Genüge geschehen könnte.

Welches sind nun diese Perioden des Lebens, welches sind ihre Gaben und ihre Ansprüche und in wie weit kann der Staat dieselben berücksichtigen?

Wir haben zuerst das Alter des Jünglings und des jungen Mannes.

Unser Göthe sagt an einer bekannten Stelle einfach und schön: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.“ Man hat diesen Ausspruch angefochten, aber, wenn es unzweifelhaft ist, daß es gerade die Wünsche sind, welche den Charakter eines Jünglings am meisten wiedergeben, so ist es auch wahr, daß nicht alle Wünsche der Jugend auf das Rechte gehen, daß vielmehr nur die Begabteren von Hause aus das Rechte und für das Leben Entscheidende zu wünschen verstehen, daß aber auch diese Letztern ihre Wünsche dann zu erreichen pflegen. Man weiß, auf wie viel Nichtiges und Unbestimmtes sich der Sinn der Jugend richtet, unklare Ideen von Glanz, Ruhm, Wohlleben und Sorglosigkeit erschienen vielfach als die Leiter ihrer Wünsche und Bestrebungen; Leichtsinn, Muthwillen, selbst Uebermuth werden so zu Fehlern der Jugend. Während sie das Höchste erstrebt, vernachlässigt sie nicht selten ihre nächsten Obliegenheiten, und trüber Erfahrungen bedarf es, ehe sie sich entschließt, Menschen und Ereignisse in richtigerem Lichte zu sehen. Das Jünglingsalter kann nur subalterne Posten in der Armee und dem Civil bekleiden, es muß erst lernen, was es später thun soll. Der Jüngling muß durch das Gehalt, was ihm seine Stellung verschafft, auf Sparsamkeit angewiesen sein; Sparsamkeit, Ordnung und Mäßigkeit sind Schwestern, alle drei sind für einen jungen Beamten Tugenden von unendlichem Werthe.

Wir kommen zum Stadium des kräftigen Mannes-Alters, es umfaßt einen großen Zeitraum, das vierte und das fünfte Jahrzehnt des männlichen Lebens, und es ist die Periode der Entscheidung der Geschicke. — Der Mann ist von den Abwegen und Unbesonnenheiten der Jugend zurückgekommen, fortan sieht er in der Thätigkeit sein Glück, in Berufspflichten und im amtlichen Fleiße; er ist dem süßen Nichtsthun der Jugend abhold. Doppelt regen sich nun Eifer und Ambition, doch nicht auf unbestimmte und nebelhafte, sondern auf bestimmte und praktische Zwecke liebt er seine Thätigkeit zu richten. Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Ueberlegung in Geschäften, Unerschrockenheit in Gefahr sind Tugenden des Mannes. Horaz nennt ihn: justum ac tenacem propositi virum.

Es giebt allerdings Individuen, denen die Erfahrungen des Jünglingsalters zu nichts dienten, es giebt geckenhafte, wollüstige und unverständige Männer leider genug; wir bedauern es, aber wir reden von den bessern. Was begehrt nun der Mann? Einen eigenen Wirkungskreis zuvörderst, Anerkennung seiner Stimmfähigkeit sodann und Selbstständigkeit seines Votums, er perhorreszirt jene Abhängigkeit, die aus Mißtrauen in seine Kräfte hervorgeht und die ihn von der Verantwortlichkeit ausschließt. — Der rechte Mann liebt die Verantwortlichkeit und die Geltendmachung seiner Person, seine Sphäre mag beschränkt sein, aber man soll ihn darin gewähren lassen, so lange er sich nicht als unfähig erwiesen hat. Das sind seine Wünsche für das Geschäftsleben, aber er hat deren auch für das Privatleben. Eine bestimmte Gewohnheit des Lebens fängt an beim Manne mächtig zu werden; das in der menschlichen Natur begründete Gefallen an der Wiederkehr eines bestimmten Kreises von Verhältnissen und Zuständen beginnt seine Lebensweise zu reguliren; auch die Annehmlichkeiten des Umganges und der Lektüre, so wie die Genüsse der schönen Künste liebt er wohl in seinen Mußestunden — eins aber fehlt doch noch immer seinem Glücke,

es ist die liebende Gattin und Gefährtin des Lebens. Schon Hesiod singt:

„Nicht viel vor dreißig oder nicht viel nach dreißig Jah=
„ren, dann führe ein liebliches Weib heim"

und es wäre eben so grausam als nutzlos, das Heirathen im Offizier=Stande hintertreiben zu wollen. Kann man in der That in einem freien und geistig erhobenen Volke für die Bravour der Familienväter Besorgnisse hegen?

Was soll also der Staat in Beziehung auf dieses Le=bensalter thun? Der Staat soll den Kräften dieser Alters=Klasse Vertrauen schenken, ihren Hang zur Selbstständigkeit berücksichtigen und durch Bewilligung eines angemessenen Gehaltes derselben ein so sehr erlaubtes häusliches Glück sichern; man sollte also Männern und Jünglingen nicht die=selben Posten anweisen. Was ist aber die Folge, wenn der Thätigkeit der Männer keine entsprechende Sphäre ange=wiesen wird? Eine milzsüchtige Apathie, eine krankhafte Gleichgültigkeit, die aus Mangel an Anregung besteht, kurz, alle Symptome der Modenkrankheit der modernen Welt.

Die Stellung eines Beamten von mittleren Jahren kann keine glänzende sein; die Diener des Staats werden aus öffentlichen Kassen besoldet, man darf sie nicht ver=schwenderisch bedenken. Das Familien=Leben eines Beam=ten wird manche Entbehrungen mit sich führen müssen, aber was erträgt man nicht bei rüstigen Jahren und bei der frohen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Diese Hoffnung darf man aber auch dem Beamten= und Offizier=Stande nicht rauben; die Aussicht auf zunehmenden Einfluß in der dienstlichen Stellung und auf ein Steigen des Einkom=mens, so daß dasselbe nicht bloß das Nothwendige, son=dern eine heitere, vernünftige Gemächlichkeit ver=stattet, dies sind Einrichtungen, welche das Glück in un=serm Offizier=Stande sehr befördern würden. Man wird dies leicht zugeben, aber das „wie beschaffen" bleibt der stets wiederholte schwierige Punkt, indeß müssen sich die Mittel für das, was wahrhaft gut und nothwendig ist,

immer finden, wenn man sie am rechten Flecke zu suchen wagt.

Es kommt das höhere Mannesalter, welches das dritte Stadium des Waffenlebens ist, und das sechste, zum Theil auch noch das siebente Jahrzehnt begreift. Es ist die Zeit der Ernte, wo die Geschicke sich erfüllt haben, Keinem kann mehr zweifelhaft sein, welches Loos ihm gefallen ist. Der Aufregung früherer Jahre folgt jetzt eine ernste Ruhe, die Leidenschaften schweigen und die Ergötzungen und rauschenden Freuden haben ihren Reiz verloren. Es giebt Individuen, deren körperliche Struktur vorzugsweise dauerhaft ist, ihre Organisation bietet so glückliche Verhältnisse dar, daß die Kräfte des Körpers und die Sinne nur im allerhöchsten Alter ihre Dienste versagen, dann, wenn auch der Geist, lebensmüde, sich zum Hafen der Ruhe wendet. Aber nur der geringere Theil ist von der Natur also begünstigt. Kränklichkeit und die Anfänge chronischer Leiden sind den Jahren des höheren Mannes-Alters vorbehalten. Man hat namentlich in unserer Zeit bemerkt, daß der Körper bei den Meisten früher zu erliegen pflege als der Geist, indeß muß der letztere die Leiden des ersteren mit tragen, unter den Schmerzen der Glieder beugt sich die eisernste Kraft des Geistes, wankt, welkt und sinkt dahin.

Ein harter Zeitpunkt tritt jetzt ein in der Laufbahn der Waffen, die Invalidität, der Moment, wo das äußere Leben beendet ist und man der jüngeren Generation Platz macht. Oft ist des Lebens Lust und Kraft noch groß, während doch der Körper schon gebrechlich ist, vielleicht überrascht auch dieser gefürchtete Zeitpunkt den Mann an der Spitze einer zahlreichen unversorgten Familie. Er ist gezwungen, während er sich noch zur Thätigkeit befähigt glaubt, das Greisenalter zu antizipiren, den bürgerlichen Tod zu ertragen und seine Gedanken mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart zu wenden. Aber häufig wird er nur den Stoff zu Trübsinn aus dieser Vergan-

genheit entnehmen, er wird umsonst das Geschehene beklagen und viele Gewalt wird es ihm kosten, seine Stimmung den Lehren der Weisheit und Religion anzupassen. So harte Seiten hat das Leben, aber keine Macht kann daran etwas ändern; diese Männer haben dem Staate treu gedient, aber ihr körperlicher Zustand erlaubt es nicht, daß sie ihm noch weiter dienen können. Erfreulich jedenfalls ist es, hierbei den Fortschritt der Zeiten zu beachten und zu sehen, wie sich Humanität und Milde immer mehr in den Maaßregeln der öffentlichen Gewalt kund giebt. Es gab eine Zeit, wo man es über sein Herz bringen konnte, alte verwundete Soldaten sich selbst zu überlassen, die Armen durchzogen denn als Krüppel und bettelnd das Land! Mit welchen Gesinnungen mußten sie es thun! Jetzt sorgt der Staat für seine Invaliden und Altersschwachen, er weiß es, was die Tendenz der kräftigen Jahre ist, was ihr Glück, ihre Tugend, ihre Treue im Beruf verbürgt, es ist die Gewißheit eines ruhigen, würdigen Alters. Das otium cum dignitate bildet den schönen Hintergrund eines Lebens, das dem öffentlichen Wirken sich widmet. Die Ausgedienten sollen, so will es die Gegenwart, ein harmloses und vor Sorgen gesichertes Leben führen, und sie sollen hoch geehrt dastehen unter ihren Mitbürgern. Man hat so die Pensionen bedeutend erhöhet und nach gerechten Grundsätzen regulirt, es ist gewiß, daß in den Augen der Mitwelt ein Staat sich durch nichts mehr ehren kann, als durch seine Fürsorge für gealterte Diener, obwohl die ganze Invaliden-Angelegenheit allerdings als eine solche zu betrachten ist, in der das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, in der es noch neue Ideen und Ausführbarkeiten giebt.

Wir erwähnten jener festen Konstitutionen, die sich durch den Einfluß der Zeit nicht abzunutzen scheinen, die im sechsten und siebenten Dezennium zuweilen noch die Fülle und das Feuer der Jugend zu zeigen vermögen, deren körperliche und geistige Kräfte in einem bewunderungswürdigen Ebenmaaße stehen. Dies sind die Auserwählten unter den

Menschen, die zu den höchsten Würden und zur Leitung der Menge von der Natur gemacht wurden. Viel wird ihnen gegeben, aber viel auch wird von ihnen gefordert werden, und wohl denen, die, auf ein langes ereignißreiches Leben zurückschauend, in demselben die Vorschriften der Gerechtigkeit und Religion wiederfinden, welche dem Gemüthe des im Leben Hochgestellten jeden Augenblick vorschweben sollten.

Nur weniges ist hier von dem Alter des Greises zu sagen, wenn es auch nicht das am wenigsten reiche ist. Zu allen Zeiten hat das graue Haar des Greises seinen Platz im Rathe gehabt, sei es in jenen majestätischen Senaten, in welchen es sich um die Angelegenheiten großer Nationen handelt, sei es in den unscheinbaren Versammlungsorten der Gemeindevorsteher. Zu den Füßen des hohen Alters treibt ein zweites, oft ein drittes Geschlecht schon sein Wesen, aber es lächelt ihrer Geschäftigkeit, denn es kennt die Schwerkräfte des Lebens; es zweifelt keineswegs an der sittlichen Freiheit des Menschen, aber ihm erscheint zu klar die Macht der Verhängnisse, oder, was dasselbe ist, der Finger des Allmächtigen in den Ordnungen und Geschicken der Welt. Die Erfahrungen von achtzig Jahren sind ihm eben so viele Zeugnisse einer maaßlosen regierenden Weisheit, und diese Erkenntniß beruhigt tief das Gemüth des Greises und verklärt seinen Sinn.

Welches sind nun, nach dem Gesagten, die Bedingungen des Wohlbehagens eines Standes oder eines besondern Theiles der Gesellschaft? Daß alle rein menschlichen und erlaubten Neigungen in den Pflichten und Beschäftigungen dieses Standes und andererseits auch in seinen Emolumenten oder Vortheilen ihre Befriedigung finden.

Von der Stellung und Kompetenz der verschiedenen Stadien des militärischen Lebens gehen wir jetzt zu der Benachtheiligung eines besonderen Lebens-Abschnittes, des vierten Jahrzehnts nämlich oder der Jahre von dreißig bis vierzig über, welche durch die Verhältnisse der Gegenwart herbeigeführt ist. Dieses Jahrzehnt hat

man auch wohl die goldene Zeit des Mannes-Alters genannt, es liegt in der Mitte zwischen der Frische der Jugend und dem höheren Ernst der Jahre; aber jetzt hat es Ursache sich in Trauer zu gürten, denn es unterliegt allzu sehr in der Konkurrenz mit den höheren Alters-Klassen, und ist allzu sehr ausgeschlossen vom militärischen Einfluß und Lebens-Annehmlichkeit, unverdient gewiß und kaum zum Wohl des Ganzen. Wir schlagen die Geschichtsbücher auf, und finden fast nur Zeichen des Vertrauens und der Anerkennung, die es sonst erhielt. Rom gab diesem Alter die Berechtigung im Senate zu sitzen und als Konsul und Prätor Armeen zu kommandiren, und die Neuzeit hat es gleichfalls überall für reif gehalten zu selbstständigem Wirken. Welche Denkmale endlich hat sich diese Epoche des menschlichen Lebens gesetzt in den Thaten der großen Männer, in den Kriegen der Vorzeit und Gegenwart. Es ist ohne Zweifel, jeder Stand hat seine eigenthümlichen Jahrzehnte der Kraft und Blüte. Die Künste mögen ein früheres, die Gelehrsamkeit ein späteres Dezennium für das begabteste halten, aber im militärischen Leben scheint das vierte keinem anderen nachzustehen an Unabhängigkeit und Reichthum der Entwickelung. Man sehe das, was Agesilaus, was Sulla, Cäsar, Gustav Adolph in diesem Lebensalter vollbrachten, der große König Friedrich schlug in demselben die Schlachten von Hohenfriedberg und von Soor, und den Kaiser Napoleon endlich sehen wir in seinem vierten Jahrzehnt auf den Feldern von Marengo, Austerlitz, Friedland und zuletzt noch von Wagram, es war der Zeitraum des höchsten Aufschwunges seines Genius.

So überliefert die Geschichte, in der die ganze Physiologie des Menschen enthalten ist, aber die Verhältnisse der Neuzeit haben diesem Alter seine natürlichen Berechtigungen verkürzt und entzogen. Die strengere Ausbildung des hierarchischen Systems in der ganzen Beamten-Welt, in den Würden und Gewalten, hat ohne Frage in der zwingenden Macht der Zeiten gelegen, und war in sofern nothwendig

und vernünftig. In der Natur der Hierarchie ist es begründet, daß innerhalb derselben viel Licht und viel Schatten sich befindet, Glanz in ihren höchsten und Beschränktheit des Auskommens in ihren niedrigsten Stufen. Die strenge Einhaltung des allmäligen Durchschreitens aller Rangstufen, die lange Zeit der Lehre und der Vorbereitung in den subalternen Stellen vermittelst der Stellvertretung sind auch Eigenschaften der hierarchischen Einrichtung, die indeß vielleicht mehr traditionell als absolut nothwendig erscheinen. Die neuere Zeit ficht dieselben, wie wir gesehen haben, offen an und wünscht eine Reform derselben. — Wenn die an sich schon so lange Zeit der Vorbereitung noch ausgedehnt wird durch eine übermäßige Konkurrenz, dann ist es zu begreifen, daß die Zeit der reinen Stellvertretung in dem militärischen Leben eine unerträgliche Länge erreicht. In dem kirchlichen Leben früherer Zeit mag eine lange Probezeit recht gut gewesen sein, wenn aber das militärische Noviziat (denn so könnte man die Lieutenants-Jahre und die Zeit bis zur Kompagnie-Führung mit einem traditionellen Namen billig nennen) zwei Jahrzehnte dauert, so war es sicherlich viel zu lange. Vielfach bringt erst das fünfte Jahrzehnt seines Lebens, seltener nur das vierte, den Offizier zur Kapitänswürde und zur Kompagnie-Verwaltung, und doch ist erst mit diesem Standpunkt das Noviziat beendigt und eine selbstständige Stellung erreicht. Aber ist nicht diese Zeit dem Alter der Grämlichkeit schon so nahe? und die aus jungen Soldaten bestehenden Heere, die neuere Armee, erfordert sie nicht vorzugsweise rasche Kapitäne in der Blüthe der Manneskraft? oder wären vielleicht gerade die bedächtigeren Jahre, die viri magni consilii hier recht an ihrem Orte, um ein Gegengewicht gegen die Jugend der Soldaten zu bilden? Diese Frage bleibt zu entscheiden; aber ist es nicht jedenfalls unnatürlich, daß in dem Waffenleben des Friedens der aufsteigende Ast des Lebens ganz eine Zeit der Vorbereitung und Vorläufigkeit, und nur der niedersteigende Ast die Zeit der Wirksamkeit und

der Würden ist. Aber so hat das moderne Leben die einfachsten, natürlichen Verhältnisse verkehrt.

Indeß, man möge wohl bedenken, was man thut. Die Fähigkeiten der Menschen, die nicht geübt werden, pflegen zu verdumpfen, und man kann die Kraft ganzer Generationen brechen, wenn man ihrer Thätigkeit das genügende Feld vorenthält, eben so wie der Körper unentwickelt bleibt, wenn man ihn nicht übt. Man möge bedenken, ob nicht bei diesem Modus der Hierarchie, grämliche Lieutenants, gealterte Kapitäne und stumpfe Ober-Offiziere mehr herauskommen, als wünschenswerth wäre; ob nicht die beste Zeit für die Wirksamkeit mancher Rangstufe dann gerade aufhöre, wenn man in dieselbe eintritt. Erbt nicht jede Epoche des menschlichen Lebens von der vorhergehenden ihre Tugenden sowohl als ihre Fehler, und kann man auf die Entwickelung aller Kräfte der Männer-Klasse von vierzig bis funfzig Jahren rechnen, wenn man ihr viertes Jahrzehnt in Unselbstständigkeit hat vergehen lassen. Wir wollen unsere Meinung klar aussprechen, wir halten einen 29jährigen Lieutenant für besser als einen 39jährigen, einen 39jährigen Kapitän für thätiger als einen 49jährigen, und wir sind geneigt zu glauben, daß ein 49jähriger Stabs-Offizier einen 59jährigen an Entschluß und Raschheit übertreffe. — Laut erheben wir unsere Stimme, um zu appelliren an die Gerechtigkeit der Gewaltigen und an die Ueberzeugungen des militärischen Gesammt-Publikums. Haben wir nicht Recht, wenn wir suppliziren für die Emancipation eines begabten kräftigen Jahrzehnts, das lange umsonst geseufzt hat unter der Last überkommener Verhältnisse? Können wir nicht das übermäßig lange Noviziat anklagen als bedrückend für den Einzelnen und schädlich für das Ganze? Haben wir nicht Grund, zu wünschen, daß es jedem Alter erlaubt sein möge mit seinem Funde zu wuchern und das zu werden, wozu es von der weisen Natur bestimmt ist?

Ungleich schwieriger, als das eben Gesagte zuzugeben, ist es zu bestimmen, wie es auszuführen, wie den vielen Uebelständen abzuhelfen sei. Es handelt sich hier in der That um eine weite und fundamentale Reorganisation. Wir sprechen von derselben als von einer Sache, die nicht über Nacht auszuführen ist, sondern die nur allmälig ins Leben treten kann und die mehr als ein Geschlecht brauchen möchte, um vollendet zu sein. Die folgende, etwas sonderbar erscheinende, Thesis ist aber doch der Punkt, um den es sich hier handelt:

„Man soll den inneren Organismus einer Armee in so viele Theile von selbstständiger Wirksamkeit und ausreichendem Einkommen zerfallen lassen, als ausgebildete Männer, nach den Berechnungen der Wahrscheinlichkeit, in der Armee dienen."

Oder umgekehrt:

„Man soll suchen, Anstalten der Art zu treffen und gesetzliche Beschränkungen der Aufnahme in den Offizier-Stand in der Weise eintreten zu lassen, daß man, nach Wahrscheinlichkeit, nur so viele ausgebildete, zur Selbstständigkeit berechtigte Männer in der Armee hat, als Stellen von der bezeichneten Eigenschaft vorhanden sind."

Aber wie will man dies beschaffen, wie will man eine Ausgleichung des Alters der Beamten, das sich ändert, und der Würden, die bleiben, möglich machen?

Wir würden hier den Berechnungen zu folgen haben, die so häufig angestellt sind. Die Wahrscheinlichkeits-Berechnungen des Avancements würden in der That eine kleine Literatur aufweisen (man hat hier z. B. gefunden, daß in preußischen Regimentern die Zahlen der Offiziere unter dreißig und der über dreißig Jahre sich ziemlich balanziren; man weiß, daß sich das Durchschnittsalter der aktiven Offiziere hauptsächlich bestimmt nach den Gesetzen der Pensionirung und nach dem durchschnittlichen Alter des Eintritts in den Offizier-Stand, welcher letztere wieder von den Examens-Bedingungen dependirt); kurz, man hat viele

ganz richtige Bemerkungen in dieser Beziehung gemacht, wir übergehen sie aber, um nur bei dem einen Resultate stehen zu bleiben. Daß es zwei Punkte giebt, durch welche das Avancement verbessert, das militärische Noviziat verkürzt und die Möglichkeit zu veränderten Gehalts-Verhältnissen dargeboten würde, und diese Punkte sind die Verminderung der etatsmäßigen Subalternoffizier-Stellen und eine Beschränkung der Konkurrenz zum Offizier-Stande.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so hört man unendlich viel von ihm reden, namentlich von den Laien des Militärwesens, die eine kleine Dosis Menschenverstand oft für hinlänglich halten, um über Alles zu urtheilen. Es geht aber hier wie bei manchen andern Reform-Projekten; was beim ersten Anblick unwidersprechlich, unbedenklich und sonnenklar erscheint, das ist bei näherer Erwägung dem Verständigen oft keinesweges mehr so einleuchtend, und wird ihm vielmehr immer zweifelhafter, je ernster er es erwägt. Es ist ohne Widerrede zuzugeben, daß für den Dienst und die geringe Stärke der Kompagnien im Frieden ein Theil der jungen Offiziere bei der Infanterie und Kavallerie (die Artillerie pflegt verhältnißmäßig die wenigsten Offiziere zu haben) zu entbehren sein würde. Wenn nun die neuere Armee eine größere Anzahl von Offizieren zählt, so ist dabei der Fall eines Krieges berücksichtigt, wo an die Landwehr, an die Ersatz- und Reserve-Bataillone und Geschwader Offiziere, und zwar möglichst viele, müssen abgegeben werden. Man wendet wohl ein, daß bei plötzlich ausbrechendem Kriege eine große Anzahl Mitglieder der gebildeten Stände zu Offizieren könnten befördert werden; auch hat man wohl die Ansicht gehört, daß die Zahl der Offiziere und Avancirten in dem Maaße verringert werden könnte, als der eigentliche Zweck des stehenden Heeres und der militärischen Erziehung, die Verbreitung eines Geistes der Ehre und des Gehorsams nämlich in der Nation erreicht werde. — Mag es nun allerdings seine Richtigkeit

haben, daß durch die militärische Erziehung auf eine Verringerung des Offizier-Corps kann hingewirkt werden, so bleibt es doch mehr als fraglich, ob bei dem jetzigen Stand der Kultur und der Dinge vier bis fünf Offiziere per Compagnie irgend zu entbehren sind. Die Strapatzen des Krieges machen den jungen Soldaten leicht muthlos, und nur der stete Hinblick auf das Beispiel seiner Vorgesetzten vermag ihn dann wohl aufzurichten. Das Alterthum und das Mittelalter hatten allerdings in ihren Heeren viel weniger Offiziere als die neueren, aber die Disciplin ist auch früher schlecht genug gewesen, die Truppen waren ihren Offizieren oft ganz aus den Händen, und wir müssen uns vor Mustern dieser Art verwahren. Wenn wir aber von den Offizieren des Aufgebotes, d. h. denjenigen sprechen, die bei ausbrechendem Kriege aus der Zahl der Dienstpflichtigen und Freiwilligen entnommen werden, so ist hier allerdings ein Bedenken vorhanden, das nicht ganz abzuweisen ist. — Ohne Zweifel giebt es eine äußere militärische Haltung und Würde, die ein Erforderniß des Offiziers ist und deren Wichtigkeit nur von Nichtkennern in Zweifel gezogen werden kann. Diese militärische Würde ist Einigen wie angeboren; wo dies aber nicht der Fall ist, da kann sie doch noch erlangt werden durch die Gewohnheit des Dienstes. Aber den Offizieren des Aufgebots würde diese äußere Seite größtentheils fehlen und damit ein wichtiges Mittel, sich das Vertrauen der Soldaten zu erwerben. Man fragt auch wohl, ob diese Offiziere für die Bedürfnisse ihrer Leute würden sorgen, ob sie den Kapitän würden unterstützen und nöthigenfalls vertreten können. Die Wahrheit ist wohl, daß das ganze Landwehr-System noch ein junges Insiitut ist, dem es an Erfahrungen über manche Dinge fehlen muß, daß aber, ehe diese festgestellt sind, man sich wohl hüten muß, unüberlegte Reduktionen zu machen, und daß es noch nicht an der Zeit sein möchte, durch Verminderung der aktiven Offiziere dem militärischen Geiste des Volkes und der Befähi-

gung der Offiziere des Aufgebots ein Vertrauens-Votum zu geben, das sich noch nicht auf positive Resultate basiren kann.

Auf jeden Fall ist das Institut der Landwehr- oder Aufgebots-Offiziere ein solches, welches eine große Zukunft haben wird, und das alle nur mögliche Aufmerksamkeit verdient, und wenn über ihre militärische Befähigung und ihr Leistungsvermögen sich bei den Offizieren des stehenden Heeres immer noch viele Zweifel regen, so ist andererseits auch nicht zu übersehen, daß die große Zahl älterer Offiziere, die noch subalterne Posten bekleiden, zu einem traditionell hergebrachten Mißtrauen in die Leistungen der jüngeren Offiziere geführt hat und vielleicht führen mußte. Ein solches Mißtrauen aber kann der Ausbildung der jüngeren Offiziere selbst sehr nachtheilig werden. An einigen Orten ist man gewohnt, zu allen, selbst einfacheren, Kommando's nur ältere Offiziere zu nehmen, und es wird dann leicht zur Gewohnheit, den sogenannten jüngeren Offizieren (die bisweilen gar nicht mehr so jung sind) so wie den Unteroffizieren gar nichts Selbstständiges anzuvertrauen. Dies ist, gottlob! nicht überall so, und es würde auch das beste Mittel sein, alle unsere Unteroffiziere und Offiziere in möglichst langer geistiger Unmündigkeit zu erhalten, aber man trifft es doch noch häufig genug. Es ist eine in der Physiologie des Menschen hinlänglich begründete Erfahrung: „durch nichts werden die von der Natur uns verliehenen Fähigkeiten rascher und vollständiger entwickelt, als wenn möglichst hohe Ansprüche an unsere Leistungen gemacht werden." Schwierige Verhältnisse zwingen den Menschen zu außerordentlichen Anstrengungen, und wer früh daran gewöhnt wird, aus sich selbst Rath zu holen, wird später um so viel weniger rathlos sein. Junge Offiziere kommen viel zu selten dazu, selbstständig zu agiren und den Kapitän wirklich, nicht bloß nominell, zu vertreten. Unteroffiziere andererseits würden mit großem Nutzen für ihre intellektuelle Ausbildung manchen Dienst ausfüh-

ren, zu dem man Offiziere für unumgänglich nöthig anzusehen sich gewöhnt hat. Eine Steigerung der Ansprüche an die Subaltern-Posten im Ganzen würde vielleicht ein Mittel bieten können, um die Lösung der angeregten militärischen Frage näher zu bringen, und die Befürchtungen über die Leistungsfähigkeit der Landwehr-Offiziere möge aus den angegebenen Gründen auch etwas übertrieben sein.

Was die gesetzliche Beschränkung der Konkurrenz zu den Offizier-Stellen anbetrifft, so ist der übergroße Andrang, der sich in allen Partieen des Staatsdienstes fühlbar macht, ein Ergebniß der Denkweise der neueren Zeit. Die untergeordneten Klassen der Gesellschaft verlassen jetzt ihre Sphäre und drängen sich zu den Posten des öffentlichen Dienstes, welche ihnen den Eintritt in die gebildeten und höheren Klassen verschaffen sollen; das feste Gehalt auch lockt, verglichen mit dem ungewissen Einkommen, welches die Gewerbe und der Handel gewähren. Man sagt, die Konkurrenz fange in der letzten Zeit schon an abzunehmen, aber noch bis zur Stunde erschwert sie das Fortkommen außerordentlich. Nicht unbillig erscheint es und sogar nothwendig, daß diesem Andrange durch entschiedene Gesetze ein Ziel gesteckt werde zum Wohle des ganzen Beamten-Standes und der exkludirten Individuen selbst. Diese letzteren würden von einer Laufbahn zurückgehalten, die sie nicht unter vortheilhaften Auspizien beginnen könnten, sie würden andere Fächer der Thätigkeit ergreifen, der Landbau, der Handel, die Seefahrt würden ihnen Beschäftigung und Nahrung gewähren.

Was ist also hier zu thun? Alters-Bestimmungen erscheinen vor Allem nothwendig; gesetzliche Begränzung desjenigen Alters, das noch Anrechte auf die Offizierswürde verleihen kann, die Festsetzung eines Maximums der Jahre, über das hinaus ein Vorschlag zum Offizier nur bedingungsweise Statt finden könnte. Eine ähnliche Alters-Bestimmung scheint eine nothwendige Ergänzung aller der Gesetze zu sein, durch die man die Lage der Offiziere zu ver-

bessern sich einst bestreben wird. Man kann die Anzahl der überzähligen Offiziere beschränken, aber ein gutes Theil Porte=Epee=Fähnriche wird stets auf Offizier=Vakanzen warten, und sie werden bei diesem Warten älter werden, als es dem Staate wünschenswerth sein muß. Eine Bestimmung, wie die angegebene, würde sie bei Zeiten abhalten, eine Laufbahn zu verfolgen, die für sie wenig verspricht. Nach wenigen Jahren würde schon die Konkurrenz von selbst sehr nachgelassen haben. Freilich sind Alters=Bestimmungen in der Regel des Inhalts gewesen, daß sie für höhere Alter Vorrechte begründeten, aber nicht Nachtheile und Exklusionen zum Vortheil des geringeren Alters; indeß auch für diesen letzten Fall ließen sich wohl Vorgängigkeiten nachweisen, und wenn man diesen Bestimmungen Härte für Einzelne vorwerfen könnte, so wären sie doch gewiß für das Ganze des Offizier=Standes ersprießlich und wohlthätig.

Dies sind die Erscheinungen, dies die Leiden des Waffenlebens im Frieden, vielfach in ihren Ursachen, aber wichtig auch ohne Zweifel in ihren endlichen Folgen. Diese Zustände, an sich weder neu (denn wenn liebten wohl je Soldaten das lange Friedensleben), noch auch unnatürlich (denn das Fortkommen muß im Frieden langsamer sein), haben doch erst in neuerer Zeit angefangen, die allgemeine Aufmerksamkeit näher auf sich zu ziehen. Je fester die Grundlagen des Friedens werden, um so augenscheinlicher tritt die Nothwendigkeit entgegen, in den traditionellen Ordnungen und Verhältnissen der militärischen Gesellschaft einiges zu ändern und dadurch die neuen Lagen Europa's zu berücksichtigen. Die Uebel pflegen ihre Heilmittel mit sich zu führen; einst wird man im Stande sein, zu übersehen, daß es der Prüfungen und der Uebelstände bedurft hat, um zu wichtigen Entdeckungen und neuen Stadien der militärischen Entwickelung zu gelangen.

Die Privilegien des Talentes und die Berechtigungen der Gewöhnlichkeit.

„Wer soll eigentlich herrschen?“ das ist eine eben so alte als wichtige Frage. Die Geburt, das Lebensalter, das Talent, endlich die geistige Bildung und der Reichthum, alle diese Eigenschaften haben ihre besonderen und, wie es scheint, nicht ungegründeten Ansprüche auf das Principat unter der Menge. Die verschiedenen Verfassungen und Staaten hatten in dieser Beziehung auch ihre gesonderten Principien; in dem einen führte dieser, in dem andern jener Weg zum Ruhm und Rang, das aber, was überall als vorzüglich berechtigt hat erscheinen müssen, war das entschiedene Talent. Was nun aber auch früher für Grundsätze der Beförderung gegolten haben mögen, sie sind alle entweder ganz außer Gebrauch gekommen, oder doch nicht mehr in der Ausdehnung wirksam. Vornehme Eltern geben bekanntlich nur noch in einigen Staaten ein offizielles Anrecht auf Berücksichtigung bei der Beförderung; das unbedingte Vertrauen auf die Erfahrungen des Alters und der grauen Haare existirt nicht mehr, die wissenschaftliche Bildung ist häufig nur in Worten weise, und selbst der Reichthum soll die Elemente der wahren Aristokratie nicht in sich schließen. Das Talent allein blieb hier übrig, nur dies allein verdient, darin stimmen Alle überein, herausgehoben, befördert, zum Regieren bestimmt zu werden. Ideen zu einer

gänzlichen Reform des üblichen Beförderungssystems wurden aufgestellt; es ist ein Gegenstand angeregt worden, der für unser ganzes geselliges Leben unendlich folgenreich zu werden verspricht. Viele fanden es nothwendig, daß die Beförderung außer der Tour nach dem Grade der Befähigung in allen Branchen der Verwaltung, in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes eingeführt werden müsse, als die allein vernünftige und zeitgemäße. Jeder sollte, so meinten diese, das thun, wozu er von der Natur bestimmt sei, die Begabtesten sollten befehlen, die minder Ausgezeichneten gehorchen. Dies ist die Herrschaft der Fähigkeiten (gouvernement des capacités), die in Frankreich so viel von sich reden gemacht hat. Indessen war es nicht gerade das Verdienst der Neuheit, welches ähnliche Gedanken anspre-
chen konnten. Die beste Form der Aristokratie haben schon Aristoteles und Polybius so verstanden, daß sie eine Verfassung sei, in der nicht die Geburt, sondern die Tugend den Rang gebe, und in der das Gute und Rechte allein Befähigungen ertheile. Es war kein Wunder, daß man in einer Zeit, die sich von so vielen Vorurtheilen losgemacht hatte, ähnliche Ideen mit Begierde hervorsuchte und kultivirte; die größeren Ansprüche auch, die man in neuerer Zeit an die Führer der Heere und der Divisionen, so wie an die Leiter der Angelegenheiten zu machen sich gezwungen sieht, mußten es nothwendig erscheinen lassen, bei der Besetzung dieser Stellen nur Personen von entschiedenem Talent zu nehmen.

Hier nun trifft man auf eine Bedenklichkeit, die der Art ist, den Werth der ganzen Erfindung des neuen Beförderungssystems sehr zu verkleinern. Dies ist die Schwierigkeit, den militärischen Genius zu erkennen, den äußeren Typus desselben zu entdecken. Begriffe, wie Talent und Genie, sind rein subjektiver Natur, ihre eigentliche Werkstätte ist in die Tiefen der menschlichen Brust verlegt, und ihr äußeres Hervortreten, ihr „sich zu erkennen geben", ihre Manifestation in den Thatsachen ist sehr un-

vollkommen und unvollständig. Es ergiebt sich hieraus eine große Mißlichkeit der Beurtheilung und die Möglichkeit, daß man das falsche Talent für das wahre und den lok=kenden, aber unnützen Schein für das Wesen nehmen kann. Wäre es möglich, das Talent mit Sicherheit zu erkennen, dann würden auch seine Ansprüche und Privilegien unbe=stritten sein; aber bei dem bestehenden Stande der Sachen macht sich gegen die bloß arrogirte Superiorität eine nach=drückliche Reaktion bemerkbar. Die Gewöhnlichkeit ist es hier, die Mittelmäßigkeit, oder, was dasselbe ist, die große Menge der Betheiligten, welche Reklamationen er=hebt gegen die Ausdehnung der Privilegien des Talents.— Es ist eine Eigenthümlichkeit unsers neunzehnten Jahrhun=derts, daß man über den Werth und die Geltung dieser Gewöhnlichkeit zu ganz anderen Begriffen gekommen ist. In dem vorliegenden Falle nun behauptet die Gewöhnlich=keit etwa Folgendes: Die überwiegend große Mehrzahl der militärischen Stellen sei von der Art, daß man sie eben mit dem gewöhnlichen und allgemeinen Maaße von Natur=gaben durchaus versehen könne. Ueberhaupt möge es wohl noch zweifelhaft sein, ob die sogenannten Genie's nicht eben so viel Verwirrung als Nutzen stifteten; wo viel Licht sei, sei auch viel Schatten, und außerordentliche Gaben pfleg=ten stets im Bunde mit außerordentlichen Fehlern zu sein. Hier sei die außerordentliche Weisheit der Weltordnung ersichtlich, welche Mittel zu finden gewußt habe, um eine Art von Gleichgewicht zwischen den Vorzügen und Nach=theilen der Menschenkinder herbeizuführen, und die Mittel=mäßigkeit brauche sich ihres Namens nicht länger zu schä=men, und könne sich sogar unverhüllten Antlitzes neben das glänzende Talent hinstellen, denn jedes sei in seiner Art gut. Der Nebenbegriff des Beschämenden falle also ganz weg, wenn Jemand von sich sage: „ich gehöre zu den gewöhnlichen Menschen"; ja, diese große, zahlreiche Klasse von Individuen sei nicht allein an Zahl die überwiegendste, die unentbehrlichste und nützlichste, sondern nicht selten auch

die tugendhafteste und weiseste, indem große Eigenschaften auch häufig zu Fehlern und Irrthümern die Veranlassung gäben. Fast sei es, als wenn man die Frage aufwerfen könne, ob nicht die Angelegenheiten dann gerade am besten geleitet werden würden, wenn man diese großen Talente ganz davon ausschlösse; wenigstens zeige die Geschichte, daß Staaten sich oft dann am besten befunden hätten, wenn sie von Männern gewöhnlichen Schlages seien regiert worden. Zugegeben indeß, daß in den höchsten Sphären der menschlichen Thätigkeit es Lagen und amtliche Stellungen geben könne, welche ungewöhnliche geistige und körperliche Eigenschaften erforderten, so würde es doch eben so unbillig als unweise sein, von den übrigen Posten Männer bloß deshalb entfernt zu halten, weil sie keine höheren Ansprüche hätten, als die der Gewöhnlichkeit.

Hernach hat sich die Frage über die Privilegien, welche man dem Talente zu bewilligen hat, in die andere vorläufige aufgelöst: „über die Möglichkeit und die Mittel, das Talent zu erkennen", oder in die damit zusammenhängende: über den Werth und die Gränzen der Menschen-Kenntniß, denn diese letzteren Gegenstände müssen erledigt worden sein, ehe man mit Sicherheit den ersteren praktisch entscheiden kann. Je mehr es aber scheint, daß die Haupt-Frage zuvörderst noch in einem provisorischen Stadium der Entwickelung bleiben muß, je mehr formirt sich die Zeit-Polemik über die Neben-Fragen, und diese Polemik wird natürlich um so hitziger, je mehr Interessen hier kollidiren, je dunkler und vieldeutiger dieser Gegenstand an sich ist und je mehr die Muße eines ungestörten Friedens diesen Erörterungen Nahrung giebt. Aber beide Theile gehen, wie gewöhnlich, hier zu weit; die Anhänger der Beförderung nach Dienstalter möchten die Möglichkeit, das Talent mit Sicherheit zu erkennen, geradezu läugnen, und ihre Gegner kommen zu ähnlichen Uebertreibungen. Wir gehen auf diese Polemik etwas näher ein, weil sie zur Geschichte der Zustände unserer Friedens-Epoche mit gehört.

Die Partisane des alten Systems, oder der Beförderung nach Anciennetät, weisen hier z. B. auf den in diesem Principe herrschenden Geist achtungswerther Gerechtigkeit hin, und deuten an, daß die Einhaltung solcher Ordnung das Einzige sei, wodurch das dem Menschen natürlich innewohnende Billigkeitsgefühl in keinem Falle verletzt werde, was doch geschehen müsse, wenn Männer ausnahmsweise befördert würden, deren Talent nicht hervorragend sei und nur vermuthet werde. Indem sich diese laudatores temporis acti gegen die Privilegien und Prärogative des vermutheten Talents sträuben, gestehen sie dieselben doch dem wirklichen Verdienste der positiv bewährten Befähigung zu. Wirkliche, dem Staate geleistete, Dienste berechtigten zu außerordentlichen Belohnungen, diese möchten nun in schnellerer Beförderung, oder worin sonst nur immer, bestehen; es hieße aber die Belohnung und Beförderung anticipiren, wenn man dieselben schon eintreten lasse, wenn die dem Staate geleisteten Dienste noch gar nicht vorhanden seien, sondern nur als möglich oder wahrscheinlicher Weise künftig eintretend, gesetzt würden. Es sei aber nur in außerordentlichen und schwierigen Lagen, in Zeiten des Krieges und der Gefechte, wo sich positive militärische Verdienste und Berechtigungen erwerben ließen, und hier auch nur sei es, wo sich der oft gemißbrauchte Name des Talents unverschleiert und unzweifelhaft zeige. Hier allerdings könne sich der militärische Genius zeigen, sei es im Rathe der Häupter, durch Entfaltung jenes durchdringenden Geistes, der aus wenigen gegebenen Daten die Sachlage des Ganzen richtig und sicher zu erkennen vermöge (eine Gabe, die daheim Viele zu haben scheinen möchten, die in Zeit der Noth aber nur wenigen Sterblichen gegeben sei), oder sei es endlich in den Vorderreihen der Braven durch Vorgang in Kühnheit und Stärke. Nur in der Stunde der Gefahr, beim Umschlage der Geschicke und beim Rollen der eisernen Würfel sei es, wo der Schein verschwinde, die Wahrheit erfunden und das Talent erkannt

werden könne. Deshalb habe man nicht allein in neuer, sondern auch in alter Zeit Beispiele, daß Leute ohne Geburt und vornehme Gönner sich zu hohen, ja den allerhöchsten Stellen hinaufgeschwungen hätten, wenn sie auf den Schlachtfeldern selbst und durch den Beweis positiver Thatsachen ihre wirkliche geistige Ueberlegenheit außer Zweifel gestellt hätten. Marius, der Römer z. B., sei von sehr niederer Geburt gewesen, Johann von Werth, der große Parteigänger des dreißigjährigen Krieges, habe als gemeiner Reiter seine Laufbahn angefangen, mit dem Feldmarschall Dörflinger und manchen anderen berühmten Generalen verhalte es sich nicht anders.

Keinesweges sei es also ein absoluter Unglaube an das Talent und an die Verschiedenheit der Gaben, in dem sich die Vorzeit bewegt habe, sondern nur ein Zweifel an der Möglichkeit, hinreichende Beweise und Indizien für das Hervorragende in solchen Zeiten beizubringen, in welchen die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fehle. Man habe damals geglaubt, daß in Kriegeszeiten nach dem Verdienst und in Friedenszeiten nach dem Dienstalter befördert werden müßte. Man spreche viel, meinen sie weiter, von Prüfungen und von Probezeiten, welche diejenigen bestehen müßten, auf die man für die Zukunft größere Hoffnungen setze, aber diese Prüfungen böten nicht die Bürgschaften dar, welche man von ihnen erwarte, ihr Nutzen würde in vielen Fällen illusorisch sein und mithin gefährlich, sich auf dieselben zu sehr zu verlassen. Die praktische Befähigung sei das, was man von den ausgezeichneten Offizieren verlange, und über dies Können, nicht in diesem oder jenem einzelnen Falle, sondern über das absolute Können auf dem ganzen vielgestaltigen Gebiete der Möglichkeiten und der Fügungen sollten diese Prüfungen Ausweis geben. Aber alle Prüfungen, Probejahre und Ausführungen des Friedens seien von der Art, daß sie immer nur mehr über die theoretische als die praktische Befähigung entscheiden könnten, denn gerade das Schwierigste und Haupt-

sächlichste, was im Kriege zu überwinden sei, das ganze Element, welches man die Friktion genannt habe, das Heer von Uebelständen und Ungewißheiten aller Art, das sei bei den Aufgaben und Manoeuvres des Friedens entweder ganz eliminirt oder auf ein Minimum wenigstens reduzirt. Weil man den Krieg bei den Manoeuvres überhaupt nur fingire, so müßte man sich in vielfacher Beziehung doch nur auf dem Felde des reinen Gedankens halten, vergebens suche man sich hinter Suppositionen zu verschanzen, die ganze Sache werde stets etwas Unnatürliches behalten, dem man durch Nichts zu steuern vermögend sein werde. Auf keinen Fall endlich könne man durch Aufgaben der Art ein sicheres Urtheil gewinnen, ob die handelnden Personen Männer seien, welche über den Verhältnissen des Augenblickes stünden, welche das Plötzliche und Unvermuthete zu beherrschen wüßten, und ob sie von solchem Thon geformt seien, um unter den Schrecken und Bedrängnissen der Umstände noch fortzureißen, statt fortgerissen zu werden.

So weit von der Sprache der Verfechter der absoluten Anciennetät. Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um zu bemerken, daß in Behauptungen und Aufstellungen, wie sie eben nacherzählt wurden, bei vielem ganz Richtigen auch viele Keime des Irrthums verborgen liegen. Es ist wahr, daß es schwer und nicht Jedem gegeben ist, aus der äußern Darstellungsweise eines Menschen auf seinen geistigen Gehalt sicher zu schließen, aber es ist absurd, behaupten zu wollen, daß es unmöglich ist. — Es ist ferner ausgemacht und braucht nicht mehr bewiesen zu werden, daß die Ausführung der militärischen Manoeuvres über viele, wenn auch nicht über alle, Feldherrn-Eigenschaften ein gewichtiges Zeugniß ablegen kann, und daß dieselben eine tüchtige Vorschule des Krieges für Heer und Generale abgeben können.

Wir könnten hier nun die andere Partei, die Lobredner der Beförderung nach Talent, redend einführen, welche natürlich zu ganz anderen Resultaten kommen und in den

Argumenten ihrer Gegner nur eitel Spitzfindigkeit und leeren Wortschwall sehen wollen. Sie halten eine Taxation und Schätzung der Befähigungen, so wie eine Klassifizirung und Registrirung derselben nach ihrem Grade und ihrer Natur nicht nur nicht für unausführbar, sondern sogar für nothwendig. Schon der gemeine Soldat wisse seine Offiziere meist sehr richtig zu beurtheilen, er wisse den wenig begabten Vorgesetzten von dem mehr begabten, ja selbst ungewöhnliche Anlagen aus der Masse des Gewöhnlichen heraus zu unterscheiden, um wie viel mehr folglich müsse eine ähnliche Fähigkeit älteren, versuchten Offizieren, den Generalen und Kommandeuren inne wohnen, welche den Gang der Welt und die Natur der Menschen so lange beobachtet hätten. — Man brauche sich, zum Beweise dieses Satzes, nur auf die Geschichte zu beziehen, und auf die ganze Zahl der hochgestellten Personen, welchen durch Aufmerksamkeit und Uebung die Kunst erschlossen gewesen sei, die Menschen schon nach kürzerer Beobachtung zu durchschauen und in ihrem Inneren zu lesen. Es ändere an dieser Sache nichts, daß man Beispiele entgegen setzen könne, daß selbst Männer wie Cäsar und Napoleon sich geirrt hätten, es gäbe allerdings versteckte und unergründbare Charaktere, aber die bildeten die Ausnahme.

Wir verfolgen indeß diesen Streit und diese Hin- und Wiederreden nicht weiter, die doch nur oft gehörte und wiederholte Allgemeinplätze zu enthalten pflegen. Wir suchen dem Wesen der Sache selbst um einen Schritt näher zu treten, wir nehmen das Dasein der Menschenkenntniß als eine Unwidersprechlichkeit an, und fragen zunächst nach ihren Mitteln; wenn die Geschichte lehrt, so sagen wir uns, daß große Männer des praktischen Lebens die Talente, deren sie bedurften, überall herauszufinden verstanden; wie gingen sie dabei zu Werke?

Die Menschenkenntniß überhaupt ist dem Einen eine unerklärliche, geheimnißvolle Ahnung der den Menschen innewohnenden Kräfte, Andere sehen darin nur eine natürliche

Geschicklichkeit, die nichts Wunderbares und Außerordentliches enthalte. Sie wäre sonach eine aus Erfahrung hervorgegangene tiefere Einsicht in den Charakter, die Leidenschaften und Fähigkeiten der Menschen, und um dieselbe auszuüben, müßte man sich erst selbst eine gewisse Universalität und Kenntniß der Welt, der Menschen und der Dinge angeeignet haben. Diese Physiognomik oder Geschicklichkeit, das Wesen eines Menschen nach seiner natürlichen Bildung zu beurtheilen, scheint in der neueren Zeit dadurch allerdings schwieriger zu werden, daß die assimilirende Macht der Mode immer mehr die Originalität und urkräftige Individualität verdrängt und gewisse soziale Schemata und typische Erscheinungen an deren Stelle setzt. — Vielleicht möchte man aber auch die Folgerung daraus ziehen können, daß die modernen Zustände der Entwickelung des wahren Genie's überhaupt nicht günstig wären, und daß dieselben seltener werden oder, was dasselbe ist, die Menschen nicht allein in ihren Sitten, sondern auch in ihren Kräften und Neigungen sich immer ähnlicher werden würden. Wie dem nun aber auch sein möge, jedenfalls hat die Beurtheilung Anderer, wie sie großen und hochgestellten Männern eigen gewesen ist, einen besonderen Charakter gehabt, und zwar durch den unabhängigen, vorurtheilsfreien Standpunkt, welchen sie der Welt und ihren Verhältnissen gegenüber zu behaupten wußten. Unabhängig war ihr Standpunkt, weil sie sich nicht imponiren ließen durch gewisse glänzende und bestechende Eigenschaften, welche die Natur verleiht, die aber weit entfernt sind, eine absolute Brauchbarkeit für wichtige militärische Stellungen zu bedingen; aber eben so wenig wie sie konnten bestochen werden durch die Gefälligkeit gewisser Formen, eben so wenig konnten sie abgeschreckt und abgestoßen werden durch die Ungefälligkeit und Abnormität dieser Formen. Vorurtheilsfrei waren sie auch, indem sie mit ihrem Urtheil nicht vor der Beobachtung fertig waren, sie verfuhren nicht wie diejenigen, welche für ihre Beurtheilung einige oder gar

nur ein einziges Schema bereit haben, paßt nun der zu Beurtheilende in diese strenge Form, nun gut! paßt er aber nicht, so kann er auch wohl wenig Werth besitzen. So verfuhren die Großen und Weisen unter den Menschen nicht; diese wußten, daß Welt und Menschen eine unendliche Mannichfaltigkeit darbieten, und sie nehmen beide wie sie sind und nicht wie sie wünschten, daß dieselben wohl wären. Sie suchten also auch nicht alle übrige Menschen bloß allein nach sich selbst zu beurtheilen und ihre eigene Subjektivität als maaßgebend anzusehen für Alles, was bedeutend und des Hervorziehens würdig sei. Die Menschenkenntniß großer Generale war auch nicht die des schlauen Hofmannes, dem der Mann nur so viel gilt, als er sich eine Stellung in der Welt zu verschaffen weiß, und der in Minen und Geberden, in Haltung, Blick und Witzwort sein Terrain findet, eben so wenig, wie die des gelehrten Psychologen, welche, um den Menschen zu ergründen, ungeheuer tief ins Innere gehen und häufig Alles da suchen, wo nichts zu finden ist, denen die geheimsten und unerschlossensten Eigenschaften der Seele die wichtigsten sind. Diese Weise, die Menschen zu beobachten und zu studieren, ist den großen Feldherren nicht eigen gewesen, sie blieben weder in der persönlichen Erscheinung stecken, noch auch beim denkenden Analysiren und dem abstrakten Gebiete der Möglichkeit, sie wollten von den Individuen nichts als ihre praktische Brauchbarkeit; welchen Platz sie in der Welt einnehmen könnten, das begehrten sie zu wissen, und alles Sonstige wurde ihnen hierüber zur Nebensache. Deshalb haben auch praktische Männer von jeher decidirte und ausgesprochene Persönlichkeiten geliebt, feste unwandelbare Ansichten, dreiste Antworten, ein sicheres Benehmen waren eben so viele Mittel, sich ihre Gunst zu erwerben, und auf die Verbindung des geistigen und körperlichen Elementes haben sie auch in vielen Fällen gehalten, denn beide Potenzen wirken gleich stark in der Welt. Aber nichts desto weniger sind aufmerksame Beobachter der Menschen weit

entfernt gewesen, typische Bedingungen als Ausweis der Befähigung für höhere Stellen aufzustellen; die Welt glaubte, sie müsse durch Kräfte und Bestrebungen der verschiedensten Art regiert werden, und deshalb könnte man Personen von der verschiedensten Art zum Wohle des Ganzen gebrauchen. Eine Hauptbedingung nun, andere Menschen zu verstehen, ist, daß man selbst eine tüchtige Kenntniß seines Faches besitzt, und in der That kannten diejenigen, welche die Kunst der Menschenkenntniß besaßen, auch die Pflichten, die Erfordernisse und Verhältnisse der höheren und der subalternen Stellungen ihres dienstlichen Kreises genau. — Ein ganz guter Brigade-General wird nicht immer eine Division mit Glück und Einsicht zu führen verstehen, und diejenigen, welche im Rathe sehr brauchbar sind, wissen oft nichts mit Geschick auszuführen. Es kommt also darauf an, die verschiedenartigsten Eigenschaften und Fähigkeiten jede an ihren rechten Platz zu stellen und ihnen eine Thätigkeit anzuweisen, die ihre Kräfte nicht übersteigt, denn der Krieg und die Armee sind nicht gerade Dinge, welche Menschen nur von einerlei Art und eine geistige Entwickelung nur nach einer Richtung hin wollten, im Gegentheil, alle Richtungen, welche im Volke existiren, sollten sich auch in der Armee zusammenfinden, und man muß jeder dieser Richtungen eine Karriere zu eröffnen suchen, damit der Eifer für dieselbe nicht erlahme.

Diese Grundsätze erscheinen von so großer Einfachheit, daß wir uns wundern müssen, sie nicht immer und zu allen Zeiten in Kraft zu sehen, und doch waren sie es nur selten. Wir haben schon erörtert, daß die Verhältnisse z. B. in Rom der Art waren, daß nur die zu höheren militärischen Stellungen gelangen konnten, welche Talent für die politische Intrigue hatten; in andern Perioden der Geschichte ist es die Gewohnheit des Hofes, die chevalereske Sitte, die Manieren der großen Welt, welche Bedingungen werden eines rapiden Avancements, oft ohne die mindeste Rücksicht auf weitere Kenntniß und Befähigung, und auf

diese Weise haben die französischen Heere oft mit so großem Unglück gefochten, weil ihre Führung Höflingen anvertraut war, welche von der Kriegeskunst nichts verstanden und welche den größten Theil ihres Lebens in Vorzimmern der Großen und Boudoirs zugebracht hatten; selbst die Religion und die Religiosität ist schon oft Staffel des Avancements gewesen, eben so wie Ahnen, Reichthum und die geheimen Künste der Insinuation, welche, fein angelegt, selbst den Gerechtesten berücken und ihn in eine für den Kandidaten günstige Stimmung versetzen können. So war die Welt gestern und so ist sie noch heute, die Verhältnisse sind stärker als die überwiegend größere Anzahl der Menschen; was hilft es da, daß man Erfahrungen macht, und daß die Blätter der Geschichtsbücher mit weisen Lehren beschrieben sind, die großen Bedingungen und Träger des menschlichen Handelns bleiben, und Alles geht wie es früher ging. Wird die heutige Zeit so viele und offenkundige Lehren der Vergangenheit benutzen? O möchte sie es thun, und möchte das Nützliche und Wahre, was zugleich auch das Schöne und Große ist, immer mehr sich Bahn brechen und Raum gewinnen in den Kreisen des Befehlens und des Gehorchens! Viel Schönes und Bedeutendes ist geschehen, möge das Werk der Entwickelung und des Weitergehens auch nicht gehemmt werden durch Einwand, Befürchtung und Leichtsinn!

Wenn wir die Stellung großer Generale gegen ihre Untergebenen dadurch bezeichnet haben, daß sie sich unabhängig und vorurtheilsfrei gegen dieselben verhielten und daß ihre Beobachtung und Erfahrung der Menschen nur den Zweck hatten, die Fähigkeiten und Talente sich aufzusuchen, welche sie zur Realisirung ihrer Zwecke, zur guten Führung und Verwaltung ihrer Armee bedurften, so müssen wir auch sagen, daß, einmal erkannt, sie auch nicht säumten, diese Talente in Wirksamkeit zu setzen, unbekümmert um die übrigen, der Individualität vielleicht noch anklebenden unbequemen Eigenschaften. Unbestreitbar ist es

dabei, daß es überhaupt nur solchen Männern, die selbst fähig und universell gebildet sind, gelingen kann, das Genie in seinen vielfachen Schattirungen aus der Masse der Gestalten heraus zu erkennen; denn wie will man das verstehen und würdigen können, was man selbst nicht besitzt und kennt? In einem gewissen Grade wenigstens beurtheilt jeder Mensch alle übrigen nach sich selbst, alle Urtheile, Ansichten und Muthmaßungen hängen mit der Individualität des Urtheilenden zusammen, und nur die universelleren Menschen bringen es dahin, bei der Beurtheilung Anderer von ihrer eigenen Persönlichkeit in etwas zu abstrahiren. Die meisten Menschen halten das für das Gute, was ihnen gefällt oder mit ihnen übereinstimmt, und das für das Schlechte, was ihnen ungefällig erscheint. Aber in dieser Thatsache, die aus einem natürlichen Gefühle des Menschen entspringt, liegt die Ursache so vieler Fehlgriffe bei der Wahl der Persönlichkeiten, es ist weder alles gut, was gefällt und einnimmt, noch auch alles gefallend und einnehmend, was gut und brauchbar ist. Alle Menschen haben ihre Neigungen, und auch die hochgestelltesten und begabtesten Männer haben Sympathie für diese und Antipathie gegen jene Erscheinung gehegt, aber nur kleine Geister haben diesen subjektiven Empfindungen einen übermäßigen Einfluß auf ihr praktisches Handeln und Urtheilen eingeräumt. Große Männer hatten ihre Günstlinge allerdings, wie deren jeder hat, aber sie haben sich wohl gehütet, diesen Günstlingen darum, weil sie ihnen gefielen und sie sich selbst gewissermaßen bei ihnen wiederfanden, auch größere Fähigkeiten und Geschicklichkeiten als Anderen zuzutrauen. Die großen Männer hatten eine höhere Idee von ihren Pflichten für das Gemeinwohl und von ihrer Stellung, welche ihnen auferlegt, ihre Persönlichkeit von ihrem amtlichen Charakter zu trennen. Hervorragende Männer wußten also das, was ihrer Person lieb und angenehm war, streng von dem zu trennen, was für das Ganze brauchbar war. Der große Friedrich, dessen Leben und Thun fast durchgehends ein Katechismus

der Regenten= und Feldherrn=Tugend ist, dieser große Kö=nig war nichts weniger als indifferent in der Wahl der Personen, die er zu seiner näheren Umgebung und Freund=schaft zuließ, aber seine Freunde, Vertrauten und Adjutan=ten haben bei weitem nicht alle die große Karriere gemacht, und sind von denen überholt worden, die dem Könige we=der persönlich nahe standen, noch überhaupt angenehm wa=ren. Dasselbe finden wir bei Napoleon; er liebte mehrere seiner größten Marschälle nicht, z. B. Davoust und Berna=dotte, aber er gebrauchte sie und ehrte sie deshalb. — Wenn wir also sehen, daß selbst Männer wie Cäsar, Gu=stav Adolph und selbst Napoleon Günstlinge von minderer Fähigkeit hervorzogen und aus Begierde, ihre Karriere zu begründen, ihnen Posten ertheilten, denen sie nicht gewach=sen waren, so müssen wir dies als einen der menschlichen Schwachheit gezahlten Tribut ansehen, von dem selbst die größte geistige Kraft nicht eximirt ist; im Allgemeinen sind diese Fälle nur Ausnahmen. Es würde sehr lehrreich sein, wenn man näher untersuchen wollte, sowohl welche Arten von Gaben und Eigenschaften berühmte Feldherren für die verschiedenen militärischen Stellungen gebrauchten, als auch, wie sie die Befähigten aus der Menge erkannten und wie sie dieselben zu prüfen pflegten. Im Kriege und in der Feldschlacht, wenn irgendwo positive Erfolge errun=gen und Beweise gegeben sind, da haben sie Belohnungen und Beförderungen auf der Stelle eintreten lassen, das ist gewiß; denn obwohl nicht alle große Thaten von großen Geistern sind ausgeführt worden, indem auch der Zufall seinen Antheil dabei gehabt hat, so hat man im Praktischen doch stets so verfahren müssen, als ob der Erfolg den Be=weis des Talentes führe. Dem wahren Talente ist es aber eigen, daß es auch fern von den Schrecknissen des Krieges ein anderes Talent noch zu erkennen vermag, eine Art gei=stigen Seherblickes ist ihm eigen für alles Wahlverwandte und Aufstrebende, und es weiß aus Wenigem viel zu ent=nehmen. Einsichtige Militärs verstehen schon im Gespräch

und Umgang ihre Umgebung zu sondiren, noch mehr dienen die Uebungen und Manoeuvers ihnen zu diesem Zweck; da wissen sie schwierige Verhältnisse herbeizuführen, in denen sich die Inkapazität in ihrer ganzen Blöße als Unkunde und Unentschlossenheit zeigt, wo aber die Befähigung glänzende Triumphe erringen kann. Alsdann schweigen diejenigen oft, welche sonst viel zu reden lieben, die geistige Leerheit wird zu Schanden vor dem Beweise der Thatsachen, und das Talent besteht seine Feuerprobe. Solche Situationen aber voll eigenthümlicher Schwierigkeit festzustellen und sie zur Kritik der Geister zu benutzen ist nicht leicht, und kann nur denen gelingen, in welchen der Geist der Ordnung und Klarheit selbst waltet. Man muß die Schwierigkeiten, die man erschaffen hat, auch selbst zu lösen wissen, wenn man die Maaßregeln Anderer mit Sicherheit beurtheilen will, man muß selbst klar sein, mit eigenen Augen sehen und in die Ideen Anderer einzugehen vermögend sein, wenn man Klugheit von Finsterniß, unsicheres Umhertappen von einem ruhigen, entschiedenen Gange bei Anderen unterscheiden will. Es kann für das künftige Wohl des Ganzen nur vortheilhaft sein, wenn die Umgebung der Ober-Generale ein schlüpfriger Boden ist, auf dem die Gelegenheit zu straucheln fortwährend vorhanden ist, und wo diejenigen unwiederbringlich der Vergessenheit anheim fallen, welche selbst nach längerer Uebung das Gleichgewicht nicht zu behaupten wissen. Schon Xenophon sagt sehr schön von dem älteren Cyrus: „er habe geliebt, der vornehmsten und geachtetsten jungen Perser etliche in seinem Gefolge zu haben, damit sie seiner Sprache lauscheten und der Reden, die er mit den Reichs-Beamten und Räthen etwa zu halten pflegte. Oft auch habe er im Kriege, oder wo es sonst gewesen sei, sie aufgefordert, ihre Meinung zu sagen über das, was zu thun sei und wie sie es anstellen würden; denn Cyrus habe geglaubt, daß die Gedanken von den Göttern kämen und daß alle gehört zu werden verdienten. Wenn nun aber — fährt Xenophon fort — einer der Jüng-

linge etwas Treffliches gesagt habe, oder Etwas, das sich als weise und richtig später erwiesen, dann habe Cyrus denselben vor Allen geehrt und vornehmlich hochgeachtet."

Diese Worte, die aus der Feder eines gedienten Kriegesmannes flossen, der in der Cyropädie seiner Zeitgenossen das Ideal eines Königs und Feldherrn in der Person des Cyrus schildern wollte, sind, trotz ihrer zweitausend Jahre, noch jetzt der Beachtung nicht unwerth, und Niemanden wenigstens wird es zweifelhaft sein, daß durch die praktische Schule, welche Cyrus in seiner Umgebung hier einrichtet, er sowohl die Tüchtigsten zum künftigen Regieren leicht herausfand, als auch sich selbst in der schwierigen Kunst, die Wahrheit zu erkennen, immer mehr befestigte, denn nichts macht uns in der That vielseitiger und wahrhaft weiser, als die Gewohnheit, verschiedene Ansichten mit gleicher Aufmerksamkeit zu hören.

Doch hinlänglich wohl ist von dem die Rede gewesen, was die großen Männer und Helden der militärischen Geschichte zu thun pflegten. Man muß zu einigen Anwendungen für die Gegenwart übergehen. Es ist, wie wir gesehen haben, eine sehr schwierige und delikate Sache um die Frage der Beförderung nach dem Grade des Talentes. Vielleicht wird einst eine Zeit kommen, wo sich die Mittel und die Beobachtungen vermehrt haben, und wo man die Talente und die in einem Menschen schlummernden Kräfte mit mehr Sicherheit wird erkennen können, dann wird man der Lösung dieser großen Frage näher getreten sein, aber für jetzt bleibt sie noch sehr in suspenso. Was hat man unter solchen Umständen zu thun? Es giebt Gegenstände, bei denen es mißlich ist, den Anmahnungen der Anhänger des Fortschrittes um jeden Preis nachzugeben. Der vorliegende ist ein solcher Gegenstand, und da wird man besser thun, zu wenige Fortschritte zu machen, als Schritte zu thun, die noch nicht ganz auf Resultaten und Beobachtungen begründet sind. In so fern erscheint das Ancienetäts-Prinzip in seiner ganzen Wesenheit immer noch bes-

ser, als eine zu große Ausdehnung der Theorie der Beförderung nach dem Genie. Oben wurde schon gesagt, daß man sein Heil mehr in guten Einrichtungen als in der Möglichkeit großer Persönlichkeiten suchen müsse. An den ersteren weiß man, was man hat, das andere ist sehr ungewiß. Regel muß es bleiben, die Einrichtungen des Staates und der Armee so zu bestellen und zu betrachten, als ob man bei denselben nur auf gewöhnliche und allgemeine Fähigkeiten rechnete, die Vollkommenheit des administrativen Organismus muß selbst gegen die Unvollkommenheiten der Individualität noch ein Gegengewicht zu bilden im Stande sein; so will es der neuere Staat, denn bei aller angewandten Mühe wird man, wie die Geschichte zeigt, nicht stets ausgezeichnete Männer an der Spitze der Armee sehen können. Dagegen werden gute Einrichtungen, wenn sie durch große persönliche Talente unterstützt werden, um so mehr Wirkung hervorbringen können. Man würde also jedenfalls ein großes Unrecht begehen, wenn man nicht die ganze Aufmerksamkeit unserer Zeit der Förderung und Entwickelung der großen Beförderungs-Frage zuwendete. Die Welt ist sehr dabei interessirt, daß die wahre Aristokratie endlich der falschen Aristokratie ein Ende mache und daß die Vollkommenheit der Persönlichkeit mit der Dauerhaftigkeit und Weisheit der Einrichtungen verbunden werde. Bei aller Vernünftigkeit und Gerechtigkeit, die dem Anciennetäts-Princip innewohnen, hat dasselbe doch auch seine anerkannten Uebelstände; dem Alter ist viel, aber nicht Alles verliehen worden; es erscheint dringend wünschenswerth, daß in der höheren Leitung sich die Thatkraft der rüstigen Jahre zu der Weisheit des Alters geselle, daß man für das Alter der Befehligenden eine Schranke festsetze und daß man die Beförderung außer der Tour, oder, wie wir uns oben ausdrückten, Avancements-Privilegien und eine große Karriere aufrecht erhalte. Diese beschränkte Anwendung der neuen Lehre wird in den meisten Staaten auch in der That als nothwendig angesehen und gemacht.

Schon aus dieser allgemeinen Lage der Dinge leuchtet es ein, daß eine Beobachtung und Beurtheilung der Offiziere Statt finden, und daß es eine besondere Behörde für diesen wichtigen Gegenstand geben muß. Diese Nothwendigkeit wird aber noch viel dringender in der neuen Armee oder derjenigen, welche nach den Grundsätzen des Reserve- und Landwehr-Systems eingerichtet ist; diese befindet sich noch in einer speziellen Lage, um die Individualität ihrer Offiziere kennen zu müssen. Das Aufgebot in Masse, die Erhebung einer Bevölkerung wie ein Mann, beruft das Offizier-Corps eines Landes zu einer Rolle, die früher unbekannt war. Schon in der Friedens-Armee braucht man wohl andere Leute noch als gerade Exerzier- und Instruktions-Meister, aber bei der Landesbewaffnung muß man ohne Zweifel die verschiedenartigsten Eigenschaften, Gaben und Persönlichkeiten in Anwendung bringen; auch hier noch sind die Meister der militärischen Mechanik nothwendig, aber dem Offizier-Corps kommt es auch noch zu, fortzureißen; man bedarf warmer und klarer Köpfe, beredte und dem gemeinen Manne zugängliche Männer, die Organisations-Talente vorzüglich, welche aus bloßen Rekruten Bataillone und Frei-Corps zu machen verstehen, dazu kann man die Talente des Schreibtisches und des Oekonomiewesens auch hier weniger als je entbehren; kurz, derjenige Staat, welcher für einen solchen Fall nicht wüßte, welche Fähigkeiten und Gaben er in seinem Offizier-Corps besäße, der hätte viel Wichtiges versäumt. Man ist gegen das System der Taxation, der Censur und der Registrirung der Talente und Eigenschaften vielfach zu Felde gezogen; man hat die Konduiten-Listen auf erbitterte Weise angegriffen; aber man kann ihrer in der That gar nicht entbehren, und sie sind deshalb auch in allen Armeen Europa's eingeführt worden. Damit kann freilich nicht behauptet sein, daß nicht Manches in der Art und Weise, die Konduiten-Listen zu führen, anders und vielleicht auch besser wäre einzurichten gewesen; aber dies ist ein ungemein schwieriger

und tiefer Gegenstand, man soll sich hier erst das richtige System erfinden, denn die Vorzeit hat uns nichts Derartiges überliefert, und ehe man das richtige Verfahren gefunden hat, sind einzelne Fehlgriffe erklärlich.

Wir wiederholen es, wir sind überzeugt, daß man in dieser Beziehung Fortschritte machen und daß man ein System der Konduiten-Register erfinden wird, welches dauerhaft und auf die Natur und die Eigenschaften der menschlichen Seele begründet ist, alsdann wird auch die Frage der wahren militärischen Aristokratie und ihrer Privilegien der Gewöhnlichkeit und ihrer Ansprüche um einen Schritt weiter gediehen sein. Ein Hauptanstoß, den die Konduiten-Listen wohl finden, ist der Schleier des Geheimnisses, die mystische Finsterniß, die um diese delikate Sache verbreitet ist, und die, in Verbindung mit einigen anderen Umständen, dem Gegenstande den Schein einer kleinen Inquisition verleihen kann. Es wäre sehr interessant, darüber nachzudenken, wie man wohl dem Konduitenwesen den Charakter der Offenheit geben könnte, der den an sich guten und nothwendigen Einrichtungen noch um so viel mehr alle Gemüther gewinnt. Vielleicht hat das von der holländischen Regierung angenommene System seine großen inneren Schwierigkeiten und Inkonvenienzen. Diese Regierung soll, den Tagesblättern zufolge, das dienstliche Geheimniß der Konduiten-Register abgeschafft und die Befehligenden verpflichtet haben, jeden Censirten mit dem Inhalte des ihn betreffenden Urtheiles bekannt zu machen. Eine solche Einrichtung hat ihre Nachtheile; sie kann eine gänzliche Entmuthigung solcher Personen herbeiführen, deren körperliche und geistige Eigenschaften zu keinem vortheilhaften Urtheile berechtigen, sie könnte auch eine Befangenheit der Censirenden selbst veranlassen; Andere aber sind wieder der Ansicht, daß gerade die größere Bekanntwerdung der Censuren das Mittel sei, um ihre Richtigkeit am besten zu verbürgen, und sie würde der ganzen Sache eine viel plausiblere Form geben. Auch über das unbedingte Lob hat man wohl Kla-

gen gehört, daß es nämlich viel zu häufig gespendet werde, so daß schon ein geringerer Tadel oder alle und jede Ausstellung ein Bedenken und ein Vorurtheil bei den höheren Behörden veranlassen müsse. Aber es sei ohne Zweifel, daß jeder Offizier seine allgemeinen Fehler und auch seine dienstlichen Mängel habe, und wenn diese ganz aus dem Spiele blieben, würde das Gemälde der Persönlichkeit stets unvollständig sein.

Wir verlassen diesen Gegenstand und gehen zu der Betrachtung über, daß es, außer der guten Einrichtung der Konduiten-Listen, noch eine Weisheit oder eine Klugheit gebe, diese Listen bei der Beförderung und bei der Vertheilung der Stellen zu benutzen. Hier giebt es Grundsätze, die mächtiger sein müssen als der geschriebene Buchstabe und als die Macht der Aktenstücke. In der Art und Weise, die Stellen zu vergeben, liegt ein Mittel, durch das man ungemein auf den Geist einer ganzen Armee einwirken kann. Man kann ganze Arten von Bestrebungen, entschiedene Richtungen und Neigungen, die sich in der Armee kund geben, unterdrücken oder zum Siechthume bringen, oder endlich auch sie kräftigen, je nachdem man sie an den vortheilhaften und angenehmen Stellen Theil nehmen läßt. Dies ist die ernste Seite der Verleihungen.

Es giebt außer dem rascheren Avancement und den hohen Stellungen der Befehligenden und der Generale noch andere militärische Benefizien, die in der jüngeren militärischen Welt verbleiben und deren Vertheilung sehr wichtig ist. Die Stellungen in der Adjutantur, in den Stäben, in der höheren Verwaltung sind angenehmer und einträglicher als andere, sie sind also Gegenstände des allgemeinen Verlangens. Man muß indeß an diese Stellungen einige Ansprüche machen, denn die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Adjutanten kann wesentliche Nachtheile herbeiführen; das jugendliche Feuer, selbst die étourderie der Subalternen, neben die Erfahrung und Weisheit der höheren Führer gestellt, kann ein schönes und nützliches

Wechsel-Verhältniß hervordringen, ohne deshalb voraus-zusetzen, daß sich die Generale durch ihre Adjutanten zum Thun oder Lassen bestimmen ließen, denn dies wäre nicht vortheilhaft. Dies macht einige Auswahl bei der Ertheilung dieser Benefizien zweiten Ranges nothwendig, nur solche Individuen sind dazu geeignet, welche die nöthigen Fähigkeiten dazu haben. Wir haben es oben nachzuweisen gesucht, daß man darauf verzichten muß, die allerfähigsten für diese Posten aufzufinden, man muß sich begnügen, schlechthin tüchtige zu wählen, oder, was dasselbe ist, die Unfähigkeit auszuschließen. — Nichts desto weniger bleibt hier noch ein Bedenken. Der Befähigten für die gesuchten militärischen Posten giebt es viele, der Posten selbst aber verhältnißmäßig wenige. Die Adjutantur, die Stäbe, die Verwaltung machen ihre Ansprüche an die Mitglieder, aber eine recht ansehnliche Zahl würde ihnen zu genügen im Stande sein. Die wissenschaftliche Bildung ist allerwärts im Steigen, und was die natürlichen Anlagen betrifft, so ist die weise Natur sehr karg gewesen mit ausgezeichneten Gaben, aber keinesweges karg mit Eigenschaften der Art, wie sie für die allermeisten Lebensverhältnisse ausreichen. Was hat man unter diesen Umständen früher und besonders in Friedenszeiten gethan? Es gab damals auch Adjutanturen und Stellungen, die vor andern angenehm waren; wem hat man sie ertheilt? Die Aeußerlichkeit war es, die glänzende, gewinnende Form in Sitte und Gestalt, welche damals ein Privilegium auf diese Benefizien erhielt und ausübte.

So die Klagen der früheren Zeit, aber Viele meinen, daß es noch jetzt in dieser Beziehung etwas zu bessern gäbe und daß in der militärischen Welt eine Fashion existire, welche auf Vorrechte und Privilegien Anspruch mache. — Wir wollen die Wahrheit reden und sagen, daß dies ein Resultat ist, das in dem Gange der Welt und der Natur der Menschen begründet scheint. Eine gewinnende Aeußerlichkeit erwirbt sich leicht das Vertrauen und die Neigung

der Hochgestellten, es kommt eine hinlängliche Befähigung zu dem fraglichen Posten hinzu; wer kann sich über den günstigen Erfolg der Bewerbung verwundern? Aber nicht alle Dinge, die im Weltlaufe liegen, sind darum auch gut, vielmehr giebt es solche, gegen die man sich mit aller Kraft sträuben müßte. Die Begünstigung nun der Aeußerlichkeit und der Fashion hat ihre bedenkliche Seite; es kann dadurch dem Glauben Nahrung gegeben werden, daß die Gewandtheit und Art der feinen Welt, verbunden mit einer hinreichenden Dosis körperlicher Vorzüge, dasselbe sei wie das Talent, und daß die Gewöhnlichkeit der Form auch die Gewöhnlichkeit überhaupt sei. Aber ein solcher Glaube ist ein verdammenswerther und schädlicher, und verdient die kräftigste, thatsächliche Widerlegung und Verurtheilung. Schon häufig hat man bemerkt, daß der stete Aufenthalt in der großen Welt nicht gerade ein günstiges Medium ist, um allgemeine Einsichten, Geschicklichkeiten und Befähigungen zu erlangen.

Es ist ohne Zweifel sehr wünschenswerth, daß die gesellschaftliche Richtung unter den Offizieren recht viele Kultur finde, aber es wäre gewiß nicht gut, wenn der Dandyismus in einer Armee einrisse, er würde dem Ernste der militärischen Bestimmung gefährlich werden. Man braucht sich nur umzusehen, um zu bemerken, daß der Theil der Offiziere, welcher sich nicht eben sehr bemerkbar zu machen weiß, und der mithin der Gewöhnlichkeit angehört, dem Ernste des Lebens viel näher steht als jene Besitzer der glänzenden Eigenschaften. Es ist unzweifelhaft mehr als eine bloße Zufälligkeit, daß ein großer Theil der militärischen Berühmtheiten der Vorzeit von unscheinbarem Aeußern waren und daß sie die Pracht in ihrer Kleidung nicht liebten. Agesilaus, Cäsar, Bayard, Eugen von Savoyen, Zieten, endlich Napoleon selbst waren weder durch körperliche Größe noch durch Schönheit ausgezeichnet; aber eben deshalb hat sich ihr Geist in den Jahren der Entwickelung mehr der Gründlichkeit, dem ernsten Streben und dem Nach-

denken zugewendet, und das machte ihre spätere Größe. — Jene still einher wandernden Gestalten, die viele Worte nicht lieben, und die personae ignotae in der großen Welt sind, diese arbeitsamen Mittelmäßigkeiten, wie man sie nennt, bilden einen wahren Schatz für die Armee, einen größeren vielleicht als die liebenswürdigen, redseligen Oberflächlichkeiten. Diese ersteren bilden eine Hauptquelle der Ideen und Ansichten in der Armee, auch das Beispiel ihrer Charakterfestigkeit und Biederkeit wirkt noch wohlthätig für Viele, und welche wichtige Potenzen sind nicht heutigen Tages die Ideen und die Grundsätze.

Was soll man also thun? Man soll sich weislich hüten, der vorzugsweise fashionablen Richtung ein Privilegium auf die am meisten gewünschten Stellen zu geben, sondern man soll zu diesen Benefizien alle Richtungen und Bestrebungen zulassen, welche man in der Armee erhalten und beschützen will. Die militärischen Stäbe sind Körperschaften, in denen Gründlichkeit, Ernst und Vielseitigkeit wohnen müssen. Ein schönes, geistiges Verhältniß in diesen Stäben scheint erst dann gesichert zu sein, wenn man dieselben aus allen Richtungen rekrutirt, die in der Armee Leben haben, und wenn man die wichtigen und nützlichen Tugenden, die der Gewöhnlichkeit innewohnen, in dieselben aufnimmt. Der Mangel an Proportion der Gliedmaßen, dicke Bäuche, kahle Köpfe, oder sonstige Unnormalitäten, können kein Hinderniß sein, um zu Bevorzugungen und Benefizien zu gelangen. Beförderungen der Art werden in jeder Armee einen sehr erfreulichen Eindruck machen, denn die Herrschaft der Fashion wird nirgends geliebt, und, was die Hauptsache ist, die höchsten und wahrsten Principien des Beförderungs-Systems werden durch ähnliche Akte immer lebendig erhalten, denn wenn die Gewöhnlichkeit der Form selbst ohne hervorstechende geistige Gaben keinen Anstoß und kein Hinderniß darbietet, so wird das wahre Talent um so viel weniger Schwierigkeiten finden, emporzukommen. — Die militärischen Stäbe haben in der neueren Zeit eine

wichtige Stellung eingenommen für das geistige Gesammtleben in der Armee, man kann die Vielseitigkeit in denselben nur wünschen und auf jede Weise befördern.

So weit von der Vertheilung der Posten und Vorzüge in der subalternen Welt. Eine unmittelbarere Wichtigkeit und ein größeres Interesse für alle Stände haben dagegen die Beförderungen in den höhern militärischen Kreisen; Jedermann erfährt gern, in welchen Händen die Angelegenheiten der Landesvertheidigung ruhen und welche Eigenschaften und Aeußerlichkeiten die militärischen Notabilitäten haben. Die Beförderung außer der Tour ist selbst in den höheren Stellungen üblich, und fast scheint es, als ob dieselbe hier erst mit größerer Sicherheit könne gehandhabt werden. Das Urtheil über die Fähigkeiten eines Offiziers, scheint es, muß sich immer mehr befestigen, je länger die Zeit der Beobachtung gewesen, je mehr sich die Zeugnisse und Beweismittel häuften und je größer und wichtiger die Aufgaben waren, die er lös'te. Die Sicherheit der Beurtheilung konnte man in sofern als in geradem Verhältnisse steigend denken mit den Lebensjahren des Beurtheilten. Was ein dreißigjähriger Mann leisten kann und was von ihm unter gewissen Umständen zu erwarten ist, das zu bestimmen, mag einige Bedenklichkeit haben, aber zwanzig Jahre später ist dies ohne Zweifel viel leichter. Der Grund davon liegt nahe genug; die Entwickelung des Mannes will ihre Zeit haben, sie ist mit dreißig Lebensjahren noch nicht vollendet, es können Kräfte in einem Dreißigjährigen schlummern, die man nicht ahnet und die erst des Anstoßes und der Veranlassung bedürfen, um sich zu zeigen. Es giebt auch Verirrungen und Hindernisse der Entwickelung, die um diese Zeit noch nicht überwunden sind. Wo finden wir viele der ausgezeichneten Talente in den früheren Jahren? Auf Wegen des Irrthums und der Unbill. Ihre Leidenschaften rissen sie hin, sie fröhnten denselben, oft auch waren sie in Uneinigkeit mit der Welt und in Mißverständnissen mit ihren Vorgesetzten. Leider ist es

wahr, in ähnlichen Verhältnissen sehen wir früher, und sehen wir noch jetzt die Menschen, welche man gerade für die begabtesten halten möchte, und Mancher von ihnen geht unwiederbringlich verloren. So steht es z. B. mit den Dreißigern, aber die Kräfte, welche zwanzig Jahre später sich noch nicht gezeigt haben, möchten wohl schwerlich jemals zur Reife kommen. Nebenbei sind nun auch die Notabilitäten alle persönlich den höchsten Behörden bekannt, so daß das Urtheil über dieselben zu einer doppelten Wahrheit gelangt. Man weiß z. B. wie viel Gewicht Friedrich der Große darauf legte, seine Generale in Person zu studieren und wie weise er dies anfing. Es ist also eine ziemlich oft wiederholte Meinung, die Beförderungen außer der Tour fingen am besten, wie es früher geschah, erst mit den Stabs-Offizieren an, müßten dann aber, nach Umständen, rapide werden, damit die Befehligenden bei Zeiten zu Würden kämen. Es liege in der Natur der Friedens-Karrieren, daß dieselben zuerst langsam und nachher rasch sich gestalteten, wogegen solche Karrieren, wie z. B. Napoleons, der, sieben und zwanzig Jahre alt, schon eine große Armee kommandirte, im Frieden nicht möglich, sondern nur in Zeiten des Krieges und der Unruhe zu machen sei.

Man legt auf die körperliche Rüstigkeit der Stabs-Offiziere jetzt einen größeren Werth als früher, man hält es für unmöglich, daß bei körperlichen Leiden diejenige Freiheit und Klarheit des Kopfes bestehen kann, die ein Befehligender braucht. Nichts desto weniger gab es gewaltige Geister, die den Leiden des Körpers keine Gewalt über den Geist einräumten; Torstenson war ein solcher General, er mußte sich fortwährend einer Sänfte bedienen, und selbst die beiden größten Gestalten, die der Norden Europa's hervorbrachte, Karl XII. von Schweden und Friedrich von Preußen, sie waren durch die Sorgen und Strapatzen so vieler Feldzüge früh gealtert und wurden mitten in ihren Siegen durch die Gicht gefoltert. So hat auch die

Bedingung der körperlichen Rüstigkeit ihre Ausnahme und Gränze, denn der Geist allein ist es, der lebendig macht.

Wir schließen, und können es nicht für unbedeutend halten, daß unsere Zeit in den Beförderungen einen so ernsten Gegenstand erblickt und demselben so viele Aufmerksamkeit zu Theil werden läßt. Alle Irrwege, die man einschlagen, alle Klippen, auf die man gerathen kann und auf die man in früheren Zeiten wirklich gerathen ist, sind jetzt hinlänglich bekannt und als Warnung hingestellt. Man hat traurige Dinge erlebt durch den Leichtsinn, mit dem die Auswahl der Persönlichkeiten getroffen worden war. Man kann und wird sich auch jetzt und künftig noch irren, aber die Zeit der entschiedenen Mißgriffe, die, hofft man, wird vorüber sein. Die Unfähigkeit Einzelner wird nicht mehr in die Lage kommen, das Unglück tapferer Armeen oder ganzer Völker allein verschuldet zu haben.

Nachdem wir zu zeigen uns bemüht haben, daß die dem Talent zu ertheilenden Privilegien zur Zeit noch nicht unbedingte sein können, nachdem wir die in der Mitte der äußeren Gewöhnlichkeit und Unscheinbarkeit lebenden Tugenden zu erörtern versucht haben, welche so nützlich und hier eigenthümlich zu Hause sind, gehen wir zu einem andern recht wichtigen Gegenstand über, dieser ist:

Die Erziehung und Kräftigung des Geistes durch die Wissenschaft.

Der Körper des Menschen muß geübt, gestählt und ausgebildet werden, aber nur den Barbaren würde es ziemen, nicht denselben Werth auch auf die Kultur des edleren Theiles unsers Selbst, auf die Ausbildung des Geistes, zu legen. In dem Ausgangspunkte der modernen Civilisation, in Mitteleuropa, das so mächtig und glücklich ist, werden ja, wie man weiß, so große Opfer für diesen Zweck gebracht. Nicht bloß finanzielle, man giebt nicht bloß Geld für Schulen und für Lehrer, sondern man giebt auch Hände und Arbeitskräfte hin. Die Jugend bleibt dem Erwerbe und den Geschäften des Lebens entzogen, bloß um ihren Geist mit Kenntnissen zu bereichern. Dies ist ein Opfer, das um so höher angeschlagen werden muß, je größer die Hinneigung zur Industrie in unserer Zeit ist, aber der Gegenstand verdiente ähnliche Verläugnungen auch gar wohl und die wohlthätigen Folgen konnten nicht ausbleiben. Mit der Wissenschaft ist, wie ein geistreicher Beobachter sich ausdrückt, Nachdenken und mit diesem Kraft, Ernst und Gemeingeist unter die Völker gekommen. Es haben sich auch Auswüchse und schlechte Folgen aus der allgemeineren Geistesbildung entwickeln sollen, aber sie werden hoffentlich durch gute stets überwogen und endlich unterdrückt werden. Wir unsern Theils wollen hier bloß von der geistigen

Ausbildung sprechen, welcher den Waffenstand betrifft. — Käme es hierbei auf das Alter des Gegenstandes und auf die Länge seiner Geschichte an, so würden wir von der militärischen Wissenschaftlichkeit vielleicht wenig zu sagen haben, so aber können wir uns wohl trösten, denn die Geistesbildung des Waffenstandes ist wie ein Bäumchen, das jung ist, das aber nichts desto weniger kräftig und hoffnungsvoll emporstrebt. Eine regere Bewegung, eine lebendigere Theilnahme an allen Interessen des Waffenwesens giebt sich kund aller Orten, in allen Heeren Europa's, sie legen Zeugniß ab dafür, daß man diesem großen, furchtbaren Körper eine gesunde Seele eingehaucht hat durch die erhöhete Bildung, und daß man zu Zeiten der Gefahr auf ihn rechnen könne. Immer klarer tritt es hervor, daß die Wissenschaftlichkeit ein Hauptelement des Staatsdienstes ausmache, und daß nur durch sie die Beamtenwelt die geziemende Stellung gegen die übrigen Theile der Gesellschaft behaupten könne. Auch im individuellen Leben soll noch der niedergedrückte, durch die Alltäglichkeit des Lebens abgestumpfte Geist durch Religion und durch Wissenschaft zu neuer Thatkraft und höherem Aufschwunge bestimmt werden.

Nicht die Jugend allein also ist es, die ein Verhältniß zur Wissenschaft hat, auch den späteren Jahren bleibt sie eine freundliche, wenn auch vorübergehende Erscheinung. — Es giebt keine Schulen mehr für Männer; ihre Thätigkeit gehört dem Gemeinwesen an, aber es ist ein hohes Interesse des Staates, daß die Werke seiner Männer nicht bloß zu Produkten der Mechanik und der Gewohnheit werden. Die Männer müssen einen warmen Antheil in ihrer Brust bewahren für die höheren idealen Zwecke des menschlichen Geschlechts und für denjenigen Geist, welchen man mit Händen nicht greift. In das Leben der ganzen Gesellschaft und der Staatsbeamten, in unserm Falle also auch in das militärische Leben, sollen Anregungen gebracht werden, welche die Frische und die dauernde Blüthe der geistigen Existenz zu sichern geeignet sind.

In zwei Abschnitte könnte also unser Thema zerfallen, die Tendenzen der Jugend-Bildung bilden paßlicher Weise den ersten, und alsdann sind im zweiten Theile diejenigen geistigen Bewegungen zu beleuchten, welche die späteren Jahre verschönern und stärken.

I. Die Anfänge der militärischen Jugend-Bildung. — Die Entwickelung und die Wünsche der Gegenwart. — Eine militärische Hochschule der Zukunft.

Es wird jetzt häufig über die Unwissenheit der Offiziere vormaliger Zeiten, und namentlich des zunächst vergangenen Jahrhunderts, gesprochen. Diese Unwissenheit war nun wohl in der That nicht so allgemein, als man sie sich häufig denken mag. Ein ansehnlicher Theil der Offiziere früherer Zeit hat die französische Modebildung der damaligen galanten Welt besessen mit dem ganzen Interesse für neue Ideen und piquante Aussprüche, das zu der Zeit herrschend war. Wir brauchen in dieser Beziehung nur auf die geistreichen Freunde und Gesellschafter des großen Friedrich zu verweisen, auf Kaiserlingk, Knobelsdorff, Stille, Golz ꝛc., ferner auf die gewandten Diplomaten, die aus dem Militär hervorgegangen sind, und auf die Bearbeitung der Memoiren-Literatur und aller Zweige der Kriegeskunst durch die Hand von Offizieren, um die Meinung zu unterstützen, daß die geistigen Regungen dieser Zeiten auch für den Kriegerstand nicht ganz ohne Einfluß blieben. Bei der Vergleichung der jetzigen und der vergangenen Zeit lobt man überhaupt die erstere etwas sehr auf Kosten der letzteren, eins indeß läßt sich doch nicht in Abrede stellen: die Vor- und Elementar-Bildung ist früher eine sehr mangelhafte,

das Interesse für geistige Beschäftigung ist doch nur ein beschränktes gewesen, die Sorge für die geistige Kultur und für die Klarheit der Ideen im Innern des Offizier-Corps, welche heutigen Tages eine nothwendige Seite der militärischen Institutionen ausmacht, hat damals die Gemüther nicht sehr beschäftigt. Wo wir Kenntnisse und eine höhere geistige Entwickelung in diesen Zeiten finden, da waren außerordentliche Einflüsse und Verhältnisse vorhanden gewesen, Reisen oder Schicksale besonderer Art, der Umgang des Hofes und geistreicher Männer, oder der Besuch von Universitäten. Dieses geistige Licht war also nicht auf organischem Wege im Innern des Heeres geboren, es lagen andere Ursachen dazu vor. Zwar führte man schon im vorigen Jahrhundert einige Militär-Bildungsanstalten und Akademien ein, aber sie waren doch nach zu beschränkten Plänen angelegt, um einem Uebel abzuhelfen, das allgemein war. Es galt damals zugleich auch noch die Ansicht, durch die Offizierstellen dem unbemittelten Adel Gelegenheit zu verschaffen, seinen Söhnen eine ehrenvolle Existenz zu sichern, und deshalb nahm man diese Söhne, körperlich und geistig unmündig, in einen Stand auf, an den man große Ansprüche machen muß. Hierbei erscheint denn die geistige Armuth und der Mangel der vorurtheilsfreien selbstständigen Idee in der Mitte des Offizier-Corps nicht als die einzige Folge einer solchen Lücke in der militärischen Verfassung, auch die Thätigkeit der höheren Behörden wird gelähmt durch einen ähnlichen Zustand der Dinge; denn dies ist das Wechselverhältniß der Centralgewalt zur Armee, daß die erstere ihre rechte Kraft aus dem geistigen Reichthum der letzteren schöpft, so daß die in derselben sich bewegenden Ideen, Argumente und Resultate zu Motiven werden derjenigen Feststellungen und Gesetze, die von den hohen Gewalten ausgehen. Ein anderer Schade, der von der Dürftigkeit der geistigen Entwickelung zu Tage gefördert wurde, war die Herrschaft der Libertinage, die Laxheit der Sitten, die bis zur Zügellosigkeit in der jüngeren Ge-

neration gegangen ist. Die traurigen Folgen des Müssig=ganges wurden dazumal offenbar; sie wurden unterstützt durch den maaßlosen Uebermuth der Soldateska in den er=sten Zeiten der Söldnerheere. So stand es damals um die militärische Tradition. — Die Zeiten indeß haben auch ihre Sitten, es möchte scheinen, als wenn es ein physisches Gesetz der Kompensation gäbe, und wenn eine Epoche et=was Hartes an sich hat, so pflegt sie auch Mittel dagegen zu besitzen. Lange Kriege und die Gewohnheit der Lager müssen der Lebens= und Denkweise des Soldaten etwas Gewaltsames und Anmaßendes verleihen; das ist wohl zu entschuldigen, denn ihm bleibt alles fern, was leutselig ma=chen und die Sitten mildern kann. Aber bei solchen Zu=ständen ist Jeder auf seiner Hut, um Eigenthum und Fa=milie zu wahren so gut er kann, und der leidende Bürger und Landmann wendet seine Klagen mehr gegen die Um=stände, als gegen die Personen. Viel gehässiger mußte aber jener Uebermuth, der Ungestüm und die Selbsthülfe der be=waffneten Macht gegen die Bürgerlichkeit in Friedenszeiten erscheinen, wo die Herrschaft des Gesetzes proklamirt und wo Jeder berechtigt war, auf den unverkürzten Genuß die=ses Gutes zu rechnen. Hört man unter solchen Umständen von der Beleidigung Unbewaffneter und Friedlicher durch die Bewaffneten, da wird die Entrüstung groß und das Geschrei um Recht wird laut. Es ist nur zu gewiß, daß der Bürgerstand früherer Zeiten mit Geringschätzung und ahndenswerthem Uebermuth ist behandelt worden, nament=lich von den Offizieren, und wir glauben in diesem und an=derem die Tradition von Vorurtheilen und Sitten zu erblicken, welche sich von den Zeiten des Blut=Herzogs Alba oder der raubenden Mansfelds und Wallensteins auf das acht=zehnte Jahrhundert übertrug; eine allgemeine Reform that übernoth und blieb nicht aus.

Viele Uebelstände, die in den Heeren fortwucherten, wurden unterdrückt, bisweilen auch wohl nur beschränkt, denn ein eingewohnter, verwurzelter Schaden ist oft mäch=

tiger als Satzung und Statuten, er treibt sein Wesen heimlich fort und findet in der Macht alter Gewohnheit eine immer neue Nahrung. Zunächst galt es, den Offizier in ein näheres Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft zu stellen und den Stand der Isolirung aufzuheben, in den er sich früher selbst versetzt hatte. Alle Waffenfähigen sollten künftig auf den Ruf ihres Herrschers sich erheben wie ein Mann, und sich der Armee anschließen. Da erschien es dringend nothwendig, daß die trennenden Vorurtheile und jede Art von Gereiztheit verschwänden und gegenseitiges Vertrauen an ihre Stelle träte. Schon früher waren Privilegien aller Art abgeschafft worden, die, dem Mittelalter entsprossen, bereits welk und kraftlos dastanden. Jetzt gab man auch die Beförderungen zum Offizier und das Avancement bis zu den allerhöchsten Stellungen allen Ständen frei, man eröffnete eine ungetheilte Konkurrenz und machte die Qualifikation nur von Kenntnissen und Eigenschaften abhängig. Man setzte Prüfungen und Examina fest, um als Bürgschaften zu dienen für die wissenschaftliche Befähigung der Konkurrenten, man errichtete Schulen, in denen die Jugend für diese Prüfungen sich vorbereitete. Dies waren die Anfänge und Erstlinge einer allgemeinen militärischen Jugend-Bildung.

Wenn nun irgendwo eine Verbesserung eingeführt wird, die wahrhaft zeitgemäß war, dann findet dieselbe Aufmerksamkeit überall, und es bedarf dann weder einer pomphaften Polemik, noch der Partei-Federn, um sie überall einzuführen. So haben auch die Veränderungen im Militär-Unterrichtswesen, in denen Preußen einen rühmlichen Vorgang gemacht hatte, schnell in ganz Europa Nachahmung gefunden, namentlich, nachdem der Kriegessturm sich gelegt hatte, und der nachfolgende Friede die Muße gönnte, an Verbesserungen zu denken. Selbst Spanien, Neapel und Rußland errichteten Bildungsanstalten für die Armee, oder erweiterten die bestehenden. Die Resultate, die hierdurch erreicht worden sind, und die Grundansichten, von denen man

bei der Einrichtung der Schulen ausgegangen ist, diese mußten wohl sehr verschieden sein, denn das Schicksal und die Erfolge der Spezial-Schulen hängt genau zusammen mit der allgemeinen Civilisation und dem politischen Princip der einzelnen Staaten, nichts desto weniger ist der Hauptgrundsatz, so scheint es, für die Gegenwart gewonnen und ziemlich allgemein anerkannt, daß es nützlich sei, das Walten geistiger Kräfte, eigenthümlicher Gedanken und Meinungen in den Offizier-Corps von oben her zu befördern, und daß, umgekehrt, eine Quelle der Gesundheit und des Gedeihens diesen Corps abgeschnitten werde, wenn man dahin arbeite, aus denselben eine Masse zu machen, die nur physisch existire und intellektuel todt sei.

So viel nun auch hier geschehen ist und so große Aufmerksamkeit man auch später noch der Geistesbildung in der Armee schenkte, so hat es doch kaum ausbleiben können, daß nach einem Zeitraume von dreißig Jahren allerhand neue Ansichten, Wünsche und Vermuthungen über das, was sich in Zukunft noch ändern würde, laut geworden wäre. Das unruhige Treiben der Gemüther und das Drängen gewisser Meinungen zu fortschreitenden Maaßregeln ist ja eine bekannte Sache. Diese Thatsache hängt theilweise mit dem Umstande zusammen, daß niemals so viel gelesen ward in Europa als jetzt, und niemals die Aufmerksamkeit der Menge mehr auf die Entwickelung der allgemeinen Verhältnisse gerichtet war. Wenn wir nun das Phänomen einer gewissen geistigen Rastlosigkeit in ganz Europa erblicken können, so mag es interessant genug sein, alle diese Stimmen, Meinungen, Bekenntnisse, Gutachten und Vorschläge zu sammeln, um so mehr, da in der Gesammtheit dieser Aeußerungen gewiß vieles absolut Wahre anzutreffen sei. Indessen ist dies mehr, als wir hier zu leisten vermögen, und wir müssen uns mit dem Resultate begnügen, daß die geistige Bildung in ihrer jetzigen Weise und ihren jetzigen Mitteln sich nicht alle Gemüther zu gewinnen vermocht hat. Es treten Männer auf, deren Cha-

rakter unbescholten und bieder ist, und welche offen den Rückschritt predigen, indem sie glauben, daß die praktischen Resultate unserer militärischen und allgemeinen Bildung Schaum und Schein seien, von Außen glänzend, hoffnungslos, unbefriedigend im Innern. Sie loben dagegen die Vorzeit und das mehr solide Glück, was in derselben, trotz ihrer Unwissenheit, geherrscht habe. In der wissenschaftlichen Bildung der Offiziere sehen sie den Verderb für die eigentliche militärische Tüchtigkeit, in der Wissenschaftlichkeit der Administration den Grund der papierenen Verwaltung der Gegenwart, die ihnen nicht heilsam bedünkt, und sie prophezeien alles Unheil von dem Fortschritte auf dieser Bahn.

So lautet die Sprache mancher starker durchgreifender Naturen, die, wie immer, das Kind mit dem Bade verschütten möchten, aber daß diese Partei des Retrogradirens nicht kann zum Schweigen gebracht werden, daß sie im Gegentheil ihre Stimme immer lauter erhebt, das beweis't hinlänglich, daß dem System unserer Bildung noch große Mängel ankleben müssen, daß man zu ändern und auszugleichen habe, daß dieser Gegenstand noch im Werden begriffen sei.

Einen Fortschritt in dieser Sache bezeichnet jedenfalls der Umstand, daß die dem Retrogradiren streng entgegengesetzte Meinung, die Partei der Polymathie, oder der Vielwisserei, stumm geworden ist, nachdem die Thorheit ihres Wesens Jedermann klar geworden war. Es gab indeß eine Zeit, wo diese Partei, welche den Glauben hatte, daß es genüge Alles zu wissen, um Alles zu können, sich lautbar vernehmen ließ und Ansprüche an die militärische Bildung machte, die eben so lächerlich als unausführbar dem Verständigen erscheinen mußten.

Hiermit kann aber der gegenwärtige Standpunkt der Polemik über diese Sache nicht erschöpft sein. Man darf nicht glauben, daß die Anhänger der Nicht-Wissenschaftlichkeit irgend eine Hoffnung auf Sieg hegen können. Diese

Meinung ist in der That eine solche, welche sehr nützlich werden kann, indem sie dazu dient, das Wahre an den Tag zu bringen, welche aber selbst keinen Sieg erfechten kann. Man fragt sich hier, ob man wohl z. B. einen plötzlich reich gewordenen Mann überreden werde, sein Geld auf die Gasse zu werfen, weil er finde, daß er als armer Mann zufriedener gewesen sei, wie als reicher? Wird dieser Mann nicht zuvor erst versuchen, ob es nicht einen weisen Gebrauch der zeitlichen Güter gebe, durch den man auch als Reicher noch glücklich und zufrieden leben könne? Eben so kann kein vorurtheilsfreier Mann im Ernste daran denken, die Schulen abschaffen zu wollen, er kann in den entstandenen Differenzen nur die Aufgabe der Gegenwart erkennen, die richtigen Gränzen zu finden zwischen Schule und Leben. In der verständigen und ächten Wissenschaftlichkeit hat die Unwissenschaftlichkeit einen Gegensatz gefunden, vor dem sie doch über kurz oder lang wird verstummen müssen.

Die Gränzen, die man beim Jugend-Unterricht in der Wissenschaft überhaupt einzuhalten habe, das wie viel? und wie weit? Diese Dinge bilden nicht die einzigen Streitfragen über den Gegenstand der intellektuellen Bildung; man kann sich auch noch darüber streiten, wie viel Kenntnisse in jedem einzelnen Stande, in jeder praktischen Bestimmung erworben werden müssen. Dies ist keinesweges eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit, dieselbe begründet beachtenswerthe Unterschiede und Verschiedenartigkeiten der Stellung in der sozialen Welt, und deshalb knüpfen wir unsere Betrachtungen über die Zukunft des Militär-Bildungswesens an die Meinung derjenigen an, welche den Satz aufstellen und vertheidigen, daß, abgesehen von der absoluten Ausdehnung der Jugend-Bildung, die sich nach anderen Prinzipien richtete, der Offizier-Stand mit den wissenschaftlich am meisten begünstigten Ständen müsse gleichgestellt werden. Wir nehmen hier die Militär-Hochschule oder höhere Krieges-Schule, welche eine so

wichtige Bildungsanstalt für das Heer ist, wir denken nach, wie sich dieselbe künftig gestalten möchte und könnte, und führen darüber solche Ansichten an, wie wir sie gehört zu haben uns entsinnen, sowohl anderer Orten, als auch auf einer berühmten Militär-Akademie Deutschlands selbst. Wir ändern auch nichts an der etwas zu logischen Form der Argumentation, um den Erinnerungen nicht ihr ursprüngliches Kleid zu rauben. Vielleicht enthalten diese Ideen und Vorschläge einige Wahrheiten, vielleicht aber mögen es nur Träume der Jugend sein, und Phantasien, welche keinen praktischen Grund haben.

Wer nun aber in dem militärischen Bildungswesen neue Grundsätze aufzustellen unternimmt, dem kann man große und bekannte Thatsachen der jüngsten Vergangenheit entgegen halten. Nie wurden Einrichtungen mit einstimmigerem Applaus begrüßt, als jene jüngsten Umgestaltungen des Unterrichtswesens; die größten und erleuchtetsten Männer haben diese Institutionen entworfen und ausgeführt. Solchen Autoritäten gegenüber kann man wohl einiges Bedenken tragen, sich zum Reformer zu bekennen, denn mit welchem Rechte will man das zu tadeln sich erkühnen, was von Tausenden gepriesen ward?

Dieses Bedenken ist natürlich, und man kann nur die Veränderung der Zeiten dagegen anführen, welche stets neue Verhältnisse schaffe, und auch auf die Natur der Reformen und Umgestaltungen selbst gehen unsere wortkundigen Seher der Zukunft ein, diese seien in ihren Wirkungen nicht final, d. h. abgeschlossen durch irgend einen Complexus äußerer Einrichtungen, sondern ihre Wirkungen seien ein Continuum. Jede Reform, so sagen sie, beziehe sich dieselbe nun auf administrative, politische oder militärische Einrichtungen, habe gewöhnlich zwei Seiten, die sich der denkenden Betrachtung darböten, denn einmal komme es auf das augenblicklich Geleistete an, d. h. auf die Zustände in ihrer ersten neu verbesserten Gestalt, sodann aber noch auf das, was sich aus diesen neuen Zuständen als nothwendige Folge späterhin

ergebe. Diese Sache sei nicht weniger gewiß, als daß die Zukunft überhaupt das Kind der Gegenwart sei, und jede geschehene Sache ihre guten oder bösen Folgen habe. Auf diese Weise offenbare sich auch das Walten einer höheren Macht in dem Geschehenen, und ein großes historisches Gesetz sei in dem Satze ausgesprochen, daß durch die Thaten und durch die Einrichtungen der Menschen oft etwas ganz Anderes schließlich herauskomme, als es die handelnden Personen selbst gewollt oder beabsichtigt hätten, und daß somit das Weiseste und Gewaltigste nur als Mittel und Werkzeug erscheine, um die höchsten Zwecke der Weltregierung zu erfüllen. Wenn dem nun also sei, wenn aus guten Einrichtungen oft noch mehr hervorgehe, als die zunächst vorhergesehenen guten Erfolge, wenn durch dieselben ein Licht der Einsicht aufgehen, hochherzige Bewegungen, neue Interessen aller Art und von weitem und reichem Inhalt hervorgerufen werden könnten, die man nicht vorhergesehen und auf die man also nicht gerechnet habe, alsdann (und dies ist die praktische Lehre, die sie aus dem Ganzen ziehen) müsse man auch nicht säumen, die neuen Ergebnisse als eben so viel Thatsachen zu benutzen und praktisch zu berücksichtigen. Das, was bisher als zureichend und wohlthätig sich erwiesen habe, müsse späterhin doch diejenige Erweiterung des Prinzipes und diejenigen Transformationen und organischen Vervollständigungen haben, welche die neuen Umstände und die gewonnenen Resultate erforderten. Aus jeder großen Reform, aus jedem wahren sozialen Fortschritt erwüchsen nothwendiger Weise neue Zustände, und aus diesen neue Bedürfnisse, welche letztere wieder zu neuen Aenderungen, Abstellungen und Verbesserungen den Weg zeigten, und eine so natürliche und unbedenkliche Erscheinung dies auch sein möge, so liege doch in diesem Umstande die dringende Pflicht der Staatsgewalt, die einzuführenden Reformen und Umwandlungen erst auf's genaueste zu erwägen und zu prüfen, und dieselben nicht zu übereilen.

Zur Sache selbst dann übergehend, so sagen weiter diejenigen, welche wir hier reden lassen, und in Beziehung auf die vorstehende Argumentation, daß sich in Mitte der jetzt lebenden Generation ein gewaltiger Umschwung der Meinungen in Beziehung auf das ganze Wehrwesen bewerkstelligt habe, und so denke man auch über die Grundsätze, die Zwecke und Richtungen des Militär-Bildungswesens jetzt vielfach anders als damals. Dabei könne man immerhin ununtersucht lassen, ob die erleuchteten und berühmten Männer, welche die Grundlagen der jetzigen Verhältnisse zu einer Zeit gelegt, deren sich nur die Aelteren unter uns noch zu entsinnen wüßten, ob jene Männer den jetzigen Stand der Meinungen hätten voraussehen können, oder ob sie bloß einem dringenden Bedürfnisse des Staatsdienstes durch ihre weisen und durchdachten Aenderungen zu genügen beabsichtigt hätten. Es sei vielleicht um so eher zuzugeben, daß ihnen nicht die gegenwärtigen Interessen und die heutigen Zwecke dieser militärischen Wissenschaftlichkeit vorgeschwebt hätten, als nicht allein in den Ideen, sondern auch in der äußeren Welt, in der Politik, den Gesetzen und der finanziellen Lage Europa's sich so unendlich Vieles geändert hätte; die Gränzen alles dessen, was möglich und ausführbar sei, wären jetzt ganz andere als früher. Wenn also die wissenschaftliche Bildung heutigen Tages eine Potenz viel wichtigerer Art sei und Resultate nach ganz anderer Richtung hin erzeugt habe als man früher geahnt und geglaubt, so sei hierin nichts weniger ausgesprochen, als ein Mangel an Voraussicht bei jenen Männern, die zuerst auf die militärische Wissenschaftlichkeit hingewirkt und deren Nothwendigkeit erkannt hätten, sondern die Ursache davon liege in den veränderten Zeiten. Die Militär-Schulen hätten anfangs nur den Zweck haben können, tüchtige Offiziere für den Generalstab zu erziehen. Früher, da das Militär mehr abgesondert gewesen sei, hätte man auch nur das rein militärische Bedürfniß zu berücksichtigen gehabt und somit sei die Befähigung Einzelner zu hö-

heren Stellen die Haupttendenz der Schulen geworden, freilich habe auch eine große Ungleichheit der Verbreitung der Intelligenz im Inneren der Offizier-Corps die Folge solcher Ansicht sein müssen — man habe eine Art befähigter Elite damals gründen wollen. Dieser Zweck sei in der Folge aber nicht mehr als die Wesentlichkeit der ganzen Sache umfassend erkannt worden. Die allgemeine Dienstpflichtigkeit sei eingeführt und die Stellung des Offizier-Corps zum übrigen sozialen Körper, und namentlich zu den gebildeten und leitenden Klassen, sei von einer Wichtigkeit geworden, die man nicht hoch genug anschlagen könne. Als man hierbei nicht unbemerkt gelassen, daß Einsicht, so wie ein gemäßigtes, durch Nachdenken gereiftes Urtheil Nothwendigkeiten der Zeit geworden seien und unumgängliche Bedingungen eines würdigen Standpunktes in der modernen Gesellschaft, da habe man in diesen geistigen Eigenschaften Elemente der Stärke und des Ansehns für die Armee erkennen müssen, denn das moralische Ansehn und die geachtete Stellung, die der einzelne Stand heutigen Tages in der Gesellschaft einnehme, bedinge auch seinen Einfluß und sein physisches Gewicht bei großen Fragen und Aufregungen. Auf diesem Wege sei es von den klaren und der Zeit kundigen Männern erkannt worden, daß eben in der allgemeinen Verbreitung der Bildung und Einsicht das Hauptinteresse zu suchen sei, was man in dieser Angelegenheit im Auge zu behalten habe. Was vordem also Hauptsache gewesen sei und Ausgangspunkt, die Ausbildung einzelner geistig überlegenen Qualifikationen nämlich, das erscheine bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge als ein Interesse mehr sekundärer Art gegen diese höheren Tendenzen, deren Wirkung nicht Einzelne umfasse, sondern Alle und das Ganze.

So ungefähr lauteten Beweisführungen, die wir gehört haben, und die es erhärten sollten, daß die neuen wissenschaftlichen Bedürfnisse der Heere eine Folge seien jener ersten, mit Recht so gerühmten Maaßregeln zur Be-

förderung der geistigen Aufklärung, und daß sie in sofern die ernsteste Aufmerksamkeit aller Wohldenkenden und Patrioten erheischten. Es ist fast zuzugeben, daß sich neue Aufgaben auf diesem Gebiete vorbereiten, und daß nicht alle Interessen in den bestehenden Einrichtungen ihre volle Berücksichtigung finden mögen; diese Interessen mögen auch nicht bloß phantastische Träumereien sein, sondern mögen Realitäten und Wesentlichkeiten enthalten, aber die große Frage bleibt immer, ob die gegenwärtigen Einrichtungen für den jetzigen Stand der Dinge nicht noch hinlänglich ausreichend sind und ob Veränderungen schon jetzt zeitgemäß erscheinen würden.

Daß die bestehenden Einrichtungen sehr zweckmäßig sind und Großes geleistet haben, daß diese ganze Angelegenheit mit Umsicht und Liberalität geleitet worden ist, das erkennen Alle an, selbst diejenigen, welche den Zeitpunkt der Reform für die Hochschulen und Elementarschulen für mehr halten, geben dies zu. Sie erkennen die Fortschritte an, welche die Offizier-Corps des gebildeten Europa's, und namentlich Deutschlands, im Wissen und Erkennen gemacht haben. Sie selbst nennen diese Resultate außerordentlich, wenn sie auch dabei zu bedenken geben, daß die Verhältnisse und Anregungen der Zeit den ergriffenen Maaßregeln sehr in die Hände gearbeitet hätten. Die Anstrengungen, welche gemacht worden sind, um einen ehrenvollen, intellektuellen Standpunkt einzunehmen, finden also auch bei den Partisanen eines anderen Systems Lobredner, obwohl dieselben aus diesen Anstrengungen selbst und aus den dieselben begleitenden Erscheinungen und Symptomen nur neue Bedürfnisse erkennen möchten. Um näher auseinander zu setzen, wie dies eigentlich sei, nehmen wir jene Argumentation, die oben abgebrochen ward, wieder auf.

Durch den vorläufigen Unterricht auf den niederen Militär-Schulen, so lautet dieselbe, und durch die verlangten Examina habe sich allerdings ein geeigneter Boden für Wissenschaftlichkeit und ein erweiterter Ideenkreis gebildet, und

wenn nun auch der Besuch der militärischen Hochschulen (Akademien oder höheren Krieges-Schulen) in der Regel nicht Allen, sondern nur Einzelnen verstattet gewesen, so wenigstens stelle sich die Sache in praxi, so hätten sich doch die Einwirkungen dieser höheren Bildungsanstalten als für Alle folgereich erwiesen. Es hätten sich unter den Besuchenden begabte junge Männer in hinreichender Menge gefunden, die mit hohem Ernste und großer Energie ihren Geist dem Nachdenken und den gründlichsten Studien zugewendet hätten. Die Ideen und Anschauungen, die sie so gewonnen und die sie theils mündlich, theils schriftlich verbreitet hätten, seien ein Gemeingut der ganzen Armee oder doch ihrer nächsten Kreise und ihrer Regimenter geworden, und hätten, wenn auch nach den Fähigkeiten und Richtungen der Einzelnen in verschiedenem Grade und auf verschiedene Weise, doch im Allgemeinen einen erstaunenswerthen Einfluß auf die Armee gehabt. Der Geist des Ernstes sei überall sichtbar geworden, überall habe man sich dem Gebiete des Schönen, Wahrhaftigen und Edlen zugewandt, die geistige Indolenz früherer Zeit hätte einer erhöheten Regsamkeit Platz machen müssen und die Gegenwart mit ihren großen militärischen und sozialen Fragen hätte einen vielfachen Stoff der Anregung allen Gemüthern geboten. Ueberall sei es eine eben so feste als loyale und verständige Weise gewesen, in der diese Fragen beurtheilt, diskutirt und behandelt worden seien, nirgends hätten die verderblichen und subversiven Tendenzen der Zeit in diesen Kreisen Wiederhall gefunden.

Man finde, daß Studien aller Art unter den Militärs gemacht würden, nicht bloß das rein-militärische Wissen, auch das dem Soldaten entfernter stehende Allgemeine, die geistreichen, historischen und geographischen Ideen der Neuzeit, die Natur-Wissenschaft, Sprachkunde und Philosophie — Alle hätten vielfachen Anklang und Anbau unter den Offizieren gefunden. Ohne weiter zu untersuchen, ob dies eine Abwegigkeit sei oder nicht, könne man nur

eins daraus entnehmen, und dies sei der allgemein herrschende Sinn und das Bestreben, sich geistig ganz zu emancipiren und sich vermöge Nachdenkens und Selbststudiums zu einem selbstständigen, reifen Urtheil über die Interessen der Welt zu verhelfen, und demgemäß finde man auch in allen Offizier-Corps der neueren Armeen routinirte, stimmfähige Männer, welche Kenntniß der Menschen und Dinge genugsam besäßen und die sich in den höheren Stellungen noch würden nützlich machen können.

Wenn man nun aber auf den Grund dieser Thatsache zurückblicke, wenn man sich frage, woher die jetzige größere Regsamkeit der früheren Indifferenz in diesen Sachen gegenüber sich herleite, dann könne man hier zwar als nächsten Hebel wieder die Einrichtungen und Maaßregeln der Behörden nennen, welche auf die dankenswertheste Weise jeden geistigen Aufschwung beförderten und in dieser Materie beachtenswerthe Interessen wahrnehmen, aus welchen nicht allein die Armee, sondern mit ihr auch der Staat Kraft und Vortheil zöge. Ein anderer Haupthebel aber auch, durch welchen die Anordnungen der Behörden so sehr seien unterstützt worden, liege in den Verhältnissen der Zeit und in der Macht des Beispiels. Wissenschaftliche Bildung sei eine Nothwendigkeit des heutigen höheren Lebens geworden, und nur Träumer oder Abgeschmackte seien es, die dies in Zweifel zu ziehen wagten. Da nun aber die Offiziere einen Rang bekleideten, der sie fortwährend mit den höheren, gebildeten Klassen der Gesellschaft zusammen führe, und sie hier überall die Universalität und Vielseitigkeit der Kenntniß und jene logische Sicherheit im Denken und Verhandeln gefunden hätten, die aus Universitäts-Bildung hervorzugehen pflegt, da hätten sie vielfach sich in der Inferiorität, in einer Untergeordnetheit erkannt, und sich sagen müssen, daß ihre Elementar-Bildung der jener begünstigten Stände bedeutend nachstehe. Hier sei ein Hauptgrund zu suchen der großen geistigen Anstrengungen, die gemacht worden seien, die Ambition sei durch die Verhält-

nisse der Zeit erweckt, und diese habe so viele Gemüther bei den Studien festgehalten und ihnen dieselben endlich auch wohl werth gemacht. Dabei hätte sich freilich Mancher ein Fach erwählt, das abenteuerlich erscheine, eben weil er vielleicht durch die Zufälligkeiten der Konversation seine Unkenntniß desselben gewahr geworden sei, und nun sich mit dem oft unbedachten Eifer eines jungen Entschlusses in diese ihm fern stehende Wissenschaft vertiefe. Es sei nicht zu läugnen, daß es in der heutigen Gesellschaft und bei dem Werthe, den man auf Bildung lege, ein unangenehmes Gefühl erregen müsse, wenn man begünstigte Klassen in derselben antreffe, die sich eine geistige Präponderanz anzumaßen gewohnt seien, und die, was noch schlimmer sei, in der That ein intellektuelles Uebergewicht ausübten und die weniger Begünstigten in die Unmöglichkeit versetzten, durch alleinigen common sense das zu ersetzen, was jene durch ihre Gewandtheit im Disputiren und Erörtern, so wie durch ihre stärkere geistige Penetration voraus hätten. Jedermann wisse aber, daß dies keinesweges unwichtige Dinge seien, sondern die rechten Mittel, um heutigen Tages Menschen und Ereignisse zu beherrschen. Denn wenn schon hohle Phrasen so viele Verwirrung und Bewegung unter die Massen schleudern könnten, wie viel mehr müsse denn nicht die Geschicklichkeit wirken, die Wahrheit sowohl selbst leicht zu erkennen als auch sie Anderen einleuchtend zu machen. Aus der Unvollkommenheit der militärischen Elementarbildung seien also größtentheils die literarischen Anstrengungen und namentlich die Ausbreitung des Selbststudiums und der Selbstbelehrung aus eigenen Mitteln und Kräften entstanden, und dies Letztere thue also dar, daß es neue wissenschaftliche Wünsche in der Armee gäbe, und daß das Verlangen existire, die Vorbildung möge umfangreicher sein. Wenn dies Letztere geschehen, wenn die Militärs den wissenschaftlich begünstigtsten Ständen gleichgestellt seien, dann werde sich auch die Thätigkeit derselben mehr auf das beschränken, was ihrem Fache und Amte nahe liege.

Wir müssen es aufgeben, unsere Beweisführer weiter in unmittelbarer Weise einzuführen, und begnügen uns, ihre weiteren Meinungen summarisch anzugeben. Das Selbst=studium unter den Offizieren, sagen sie, ist also keineswegs eine Folge der langen Weile und eines Mangels an dienst=licher Beschäftigung, wie man dieser Meinung wohl öfter begegnet, denn dieser Mangel kann bei unserm Rekrutirungs=System nicht wohl bestehen, und zudem führt auch die Muße und Unbeschäftigtheit bei weitem nicht zur Wissen=schaft und zu den Büchern, wie man dies aus den Zeiten des ancien régime sieht. Neuerdings hat es Lobredner des Selbststudiums gegeben, und es sind Männer aufge=treten, welche die Universitäten und höheren Schulen woll=ten aufgelöst haben, und es jedem Vater anheimgestellt wünschten, was und wie viel er seinen Sohn durch selbst=gewählte Privatlehrer oder Selbststudium wollte lernen las=sen. Diese Art von Freiheit des Unterrichts ist unaus=führbar, und es ist unzweifelhaft, daß der Selbstunterricht seine Uebelstände und seine Klippen hat. Vorzüglich schäd=lich pflegt er sich da zu erweisen, wo demselben keine tüch=tige Elementarbildung zum Grunde liegt und der Verstand noch nicht gewöhnt ist, sich allein und frei zu bewegen. Auf keine Weise kann man also im Selbstunterricht ein Aequivalent für fehlende akademische Bildung suchen wol=len. Der Selbstunterricht führt vielfach zur größten Ein=seitigkeit und ist keineswegs etwas so Wünschenswerthes, denn die beklagenswerthesten geistigen Verirrungen und Ueber=spannungen erscheinen als seine Folge. Cicero tadelt schon einmal diese sera eruditio wegen ihrer Pedanterie und ih=rer Anmaßungen, aber man kann noch weit überzeugendere Belege in der Geschichte finden. Wie viele Fanatiker zogen nicht ihre überspannten Ansichten aus der einsamen Lektüre von Büchern, die sie nicht verstanden hatten; der bekannte Ignaz von Loyola z. B., der Stifter des Jesuiten=Ordens, gehörte zu ihnen, Karlstadt der Bilderstürmer und so viele andere der falschen Propheten und unheimlichen Mystiker.

Die Lehren der Kommunisten in Frankreich und die Propaganda pflegen nur Anhänger in der untern Volksklasse zu zählen; und weshalb? Weil diese Klasse so viel lies't, was sie nicht versteht. — Eben so begegnet man wohl im Offizier-Stande Individuen genug, denen nur zu wünschen wäre, sie hätten nie Etwas gelesen, so sehr haben sie das Viele, was sie studiert haben, mißverstanden, und zu so abgeschmackten Resultaten sind sie allerwärts gekommen.

Was nun den Staat betrifft, so kann es derselbe zwar nicht auf sich nehmen, Alles zu beaufsichtigen und zu kontrolliren, wie es eine zu weit getriebene Centralisations-Theorie will, aber gewisse Interessen sind allerdings von der Art, daß sich der Staat ihrer durchaus bemächtigen und sie leitend fördern muß. Dahin gehören namentlich die geistigen Bewegungen und Zustände, denn diese verwildern leicht und können unermeßliches Unheil verursachen. Wenn sich also in dem Bereiche des geistigen und moralischen Lebens neue Wünsche und Bedürfnisse zeigen, dann muß man sie prüfen, und erfinden sie sich dabei als wahrhaft und der Anerkennung nicht unwerth, dann muß man sie fördern, d. h. ihnen Organe schaffen oder Mittel und Wege entstehen lassen, damit sich diese Bedürfnisse erfüllten. Wenn die Staatsgewalt hierbei rüstig vorwärts geht und nicht zurück bleibt, dann wird sie auch den Entwickelungsgang der verschiedenen geistigen Tendenzen in ihrer Hand behalten, Mißbräuche unterdrücken und eine für das Gemeinwohl heilsame Zucht und Leitung ausüben können. — Dasselbe ist jetzt von der erhöheten Wissenschaftlichkeit der Offiziere zu sagen. Sind die oben angeführten Wünsche und Meinungen allgemein, stehen denselben keine anderweitigen Rücksichten und Bedenken entgegen, was die Behörden zu beurtheilen haben, dann mag man nicht säumen, den neuen Tendenzen durch neue Ordnungen und Statuten zu genügen.

Wir folgen nun der angeführten Meinung weiter zu ihren Vorschlägen und zu den Formen, welche sie bei der militärischen Hochschule für zukünftige hält.

Indem das Militär-Bildungswesen, heißt es hier, von der Dienstbarkeit militärischer Spezial-Zwecke ausging, jetzt aber zu höheren Tendenzen gelangt ist und sich als Element der allgemeinen Civilisation darstellt, so muß dasselbe nach allgemeiner Verbreitung seiner Wohlthaten streben, und es erscheint nothwendig, daß jeder Offizier, ohne Ausnahme, die militärische Hochschule besucht habe.

Man kann es ferner dahin gestellt sein lassen, ob es nicht mehr eine überkommene Tradition als eine innere Nothwendigkeit ist, daß einige Klassen der gebildeten Gesellschaft das Monopol einer größeren Geistesbildung für sich in Anspruch nehmen, aber sicher erscheint es der Stellung des Offizier-Corps in der Gesellschaft angemessen, daß auf seine Geistesbildung eben so viel gewendet worden ist wie auf die der begünstigten Klassen, und hiernach sind für die Aufnahme in die militärischen Hochschulen dieselben Bedingungen zu stellen wie für die Immatrikulation auf der Universität, und die Hochschulen des Kriegeswesens selbst sind mit den Universitäten auf gleicher Höhe zu erhalten, hinsichtlich des Umfanges ihrer Aufgabe und des wissenschaftlichen Inhalts der Lehr-Gegenstände. — Keiner soll in Zukunft also zum Offiziers-Examen zugelassen werden, der nicht diese Hochschule besucht und einen bestimmten Cyklus von militärischen und allgemeinwissenschaftlichen Vorträgen an derselben gehört hat. Die Aufnahme in die Hochschule aber und die Erlaubniß zum Besuche der Vorlesungen ist nur solchen zu ertheilen, welche die nöthige Vorbereitung dazu auf einer Sekundär-Schule oder einem Gymnasium erlangt und dieselbe durch ein Maturitäts-Examen bethätigt haben.

Hierbei muß man sich aber davor verwahren, als ob man der leidigen Vielwisserei das Wort reden wolle. Der Nutzen der Wissenschaftlichkeit für das praktische Leben nimmt keinesweges zu mit dem Grade der Anforderungen, sondern über einen gewissen Punkt hinaus unzweifelhaft ab. Wenn man die Tableaux der Lehrgegenstände auf unsern Gymnasien ansieht, wenn sich auf denselben neben den klassischen Sprachen noch die deutsche und französische Sprache, neben Mathematik und Physik noch Geschichte und Geographie, endlich noch wohl gar antike Metrik, Logik und philosophische Propädeutik als Lehrgegenstände verzeichnet finden, dann kann man sich des Zweifels wohl nicht erwehren, ob es nicht besser sein möchte, weniger Anforderungen an den vorbereitenden Unterricht zu stellen und einen Theil der gelehrten Gegenstände entweder ganz fallen zu lassen, oder doch weniger weit in ihnen zu gehen. Ohne in die schon zum Ueberdruß breit getretene Angelegenheit der klassischen Sprachen einzugehen, kann man wohl fragen, ob diese pomphaften Reden in lateinischer, ja in griechischer und hebräischer Zunge, die von Primanern sind ausgearbeitet und bei feierlichen Gelegenheiten gesprochen worden, zum Erfreuen des Publikums dienen können. Keiner ist, dem nicht ein Zweifel käme, ob auch für das leibliche Gedeihen eben so gut gesorgt sei, wie für das geistige, und ob nicht das anhaltende Lernen der Gesundheit der Jugend schade. Hier können wir von den Alten noch Vieles lernen, und wenn wir uns nach diesen bilden wollen, so müssen wir bei unserer Jugend zuerst und vor allen Dingen auf einen kräftigen Körper und dann erst auf einen gebildeten Geist hinwirken. Wenn nun aber der Gymnasial-Unterricht einzuschränken ist, so kann man getrennte Meinungen über das, was wegzulassen ist, wohl begreifen. Es ist dem künftigen Theologen und Philologen wohl erlaubt, einiges Gewicht auf griechische Styl-Uebungen und hebräische Sprache zu legen, eben so wie künftige Militärs, Aerzte und Grundbesitzer aus dem Englischen und Französischen

wieder mehr Vortheile ziehen. Bei solchen Widersprüchen ist nur dadurch zu helfen, daß man sich gegenseitig einige Zugeständnisse macht; Klassizismus sowohl wie Realismus müssen sich nachgiebig erweisen. Eine Versöhnung dieser beiden Gegner erscheint aber als dringend wünschenswerth, und es kann nur eine vorläufige Maaßregel sein, daß man dem Streite dadurch ein Ende zu machen gesucht hat, daß man dieselben trennt und den Einen mit seinen Ansprüchen auf die Gymnasien, den Andern auf die Real-Schulen verweis't. Die beiden Gegner werden doch immer wieder kollidiren und sich bekämpfen. Die Mehrzahl der Verständigen glaubt indeß, daß der Klassizismus sowohl als der Realismus in ihrer gegenwärtigen Gestalt beide nicht haltbar sind. Es wird eine Zeit kommen, wo die alten Sprachen auf die Universitäten verwiesen werden, wohin sie gehören, und wo die Mediziner, die Juristen, die Männer des Lebens sagen werden: hätten wir nicht besser gethan, für die alten Sprachen die neuen zu lernen? Aber auch die Männer des Handels, der Fabriken, des Landbaues werden alsdann wünschen, daß ihr Verstand in ernsthaften und strengen Disziplinen geschult und geübt werde; sie werden es nicht zugeben wollen, daß man die Real-Schulen ferner Seminarien der Oberflächlichkeit nenne, sie werden es einsehen, daß der Werth des Studiums mehr in der Gründlichkeit der Behandlung als in einigem so flüchtigen Gedächtnißkram bestehe. Alsdann wird der Unterschied zwischen Klassizismus und Realismus verschwinden, beide werden sich versöhnen und die ganze gebildete Gesellschaft wird nach Gleichheit der vorbereitenden (Gymnasial-) und der höheren (Universitäts-) Bildung verlangen. Man wird einsehen, daß die moderne Gesellschaft ein gewisses Niveau der Instruktion, eine gewisse Gleichheit der Fundamental-Anschauungen und Vorstellungen erheische. Das System der Isolirung, der Geist der Clique und des Zunftwesens wird dann verschwinden; man wird nicht mehr von jener Suprematie der Advokaten hören, die in einigen Ländern

so lästig sein soll, die gebildete Gesellschaft wird ihre getrennten Glieder vereinigt haben und der Gemeinsinn und die Nationalität werden alle verbinden.

Wenn dies Resultat aber durch die Schulen mit herbeigeführt werden soll, so müssen:

a) die vorbereitenden Schulen (Gymnasien) für alle gebildeten Stände dieselben sein, und man muß auf denselben nur allgemein-bildende Disziplinen vortragen;

b) die Hochschulen (seien es nun Akademien des Handels, der Oekonomie, des Krieges oder die jetzt sogenannten Universitäten mit ihren vier Fakultäten) müssen eine gemeinsame Organisation und einen gemeinsamen Verband erhalten. Vielleicht wird man diese Akademien mit den jetzigen Universitäten ganz vereinigen können, vielleicht wird man sie auch besonders bestehen lassen und sie nur nach denselben Grundsätzen verwalten und leiten, wie die Universitäten. Es ist nicht einzusehen, warum nicht an einer kommerziellen, landwirthschaftlichen oder militärischen Akademie dieselbe Wissenschaftlichkeit und ein ähnlicher Umfang der Vorträge sollte bewahrt werden können wie an den Hochschulen der Theologie und der Jurisprudenz. Dies ist es, was wir unter der Gleichheit der Organisation und des Verbandes verstanden.

Wenn nun endlich der Geist des Jünglings durch die vorbereitende und die höhere Schule hinlänglich gebildet ist, dann muß man ihn in die Schule des Lebens eintreten und ihn an den Geschäften und Mühen der Erwachsenen Theil nehmen lassen, und die Periode des rein-wissenschaftlichen Bestrebens muß alsdann ihr Ende erreicht haben.

Wenn nun, um wieder auf die speciell militärische Hochschule zurück zu kommen, der Besuch derselben ein durchgehendes Gesetz sein wird für jeden angehenden Offizier, so wird man, zufolge der dadurch gesteigerten Frequenz,

mehrere Militär=Akademien für die größeren Armeen wenigstens einrichten müssen. Man kann dieselben in den Universitäts=Verband aufnehmen als besondere militärische Fakultäten, wie es jetzt eine theologische oder philosophische Fakultät giebt, oder man kann ihnen auch eine selbstständige Existenz und eine eigene Administration bewahren. In diesem letzteren Falle müßten sie aber jedenfalls der höchsten Cultus=Behörde des Landes subordinirt bleiben, und ihr Lehrplan und sonstige Einrichtungen müßten in Uebereinstimmung gehalten werden mit denen der anderen Hochschulen. Es erscheint also nicht ungeeignet, daß zur näheren Bewachung und Berathung des rein=militärischen Interesses ein höherer Offizier dem Cultus=Ministerium zugetheilt werde, um an der Spitze des speziellen Departements der militärischen Hochschulen dasselbe unter den Auspizien des Ministeriums zu leiten.

Auf unsern militärischen Hochschulen oder Fakultäten werden die militärischen Wissenschaften, als: die Kriegesgeschichte und die Grundsätze der neueren Kriegführung, die Taktik, Artillerie= und Befestigungs=Kunst in ihren niederen und höheren Theilen gelehrt. Dabei wird man auch die Hauptsachen und Resultate des mathematischen, physischen, philosophischen und historischen Wissens berücksichtigen; man wird die studierende Jugend mit den in diesen Wissenschaften herrschenden Ideen vertraut machen und sie auf einen Standpunkt zu leiten suchen, von wo aus sie die Entwickelung des geistigen Lebens im Ganzen zu überschauen im Stande ist; man läßt es sich angelegen sein, die praktische Unterweisung und die äußere Anschauung überall, wo es nöthig erscheint, mit dem theoretischen Vortrage zu verbinden, und dies ist um so mehr nöthig, da man ein Auditorium vor sich hat, was in militärischer Beziehung noch uneingeweiht ist. Es soll hiernach unsern Hochschulen an nichts gebrechen, was den Unterricht einleuchtend und fruchtbringend machen kann.

Das erste Bedingniß hierzu sind tüchtige, theoretisch

und praktisch bewährte Professoren, die man aus den Offizieren der Armee entnimmt. Diese Offiziere, von allen anderen dienstlichen Beziehungen entbunden und mit hinlänglichem Gehalte und einer würdigen Stellung begabt, haben allein ihren akademischen Obliegenheiten zu genügen. Es wird indeß immer viele Leute geben, welche an dem Nutzen unserer Hochschule zweifeln werden. Diese werden die Zuhörer nicht vorbereitet genug halten für einen höheren militärischen Vortrag; sie werden es bezweifeln, daß man im Stande sein werde, bei Jünglingen, die noch gar keine militärische Routine besitzen, klare und lebendige taktische Begriffe herbeizuführen; ohne Zweifel werden sie dabei fürchten, daß man unsern Jünglingen nichts als zierlich gesetzte, hochtönende Phrasen einpräge, die sie nicht verständen und die sie später Mühe haben würden, wieder zu vergessen. Der höhere militärische Vortrag auf unserer Hochschule wird also, diesen Zweiflern zufolge, ein Konvolut von abstrakten Lehrsätzen und militärischen Dogmen bleiben; er wird nicht dahin gelangen, sich in dem Geiste der Zuhörer zu leibhaftigen, körperlichen Gestalten umzubilden. Diese Zweifel können nicht überraschen; mißverstandene Theorieen haben zu viel Unwesen im Kriegeswesen angerichtet, als daß man nicht zu beständigem Argwohne nach dieser Seite hin berechtigt wäre. Glücklicherweise können wir uns hier auf einige Beispiele berufen, auf die Erfolge von anderen Studien, welche gleichfalls zu praktischen Bestimmungen vorbereiten sollen. Die Mediziner, die Chirurgen, die Baukundigen z. B. müssen Männer nicht der Gelehrsamkeit, sondern der That und der Ausführung sein, und doch wird ihre wissenschaftliche Ausbildung nach ähnlichen Principien wie die unserer Hochschule geleitet. Die Studierenden der genannten Wissenschaften treten in die Hörsäle und hören hier die vorgetragenen Theorieen, ohne daß sie vorher Gelegenheit gehabt haben, praktische Erfahrungen zu sammeln; nichts desto weniger werden diese Studierenden später tüchtige Aerzte, Wundärzte und Baumeister. Die Wahrheit

aber ist, daß man bei ihrer Unterweisung auch nicht bei Theoremen oder geistreichen Hypothesen stehen bleibt; man führt im Gegentheil die Studierenden in die Krankensäle und Operationsstuben der Lazarethe, oder auf die Bauplätze und in die Werkstätten der Architektur; man nimmt alle möglichen praktischen Uebungen mit ihnen vor und sucht allen Einseitigkeiten und Irrthümern vorzubeugen, die so leicht im Gefolge der reinen Theorie sind; man entfernt die Gemüther der Jünglinge von Spekulationen, die nutzlos sind, und führt sie zu gesunden, lebenskräftigen Begriffen. Was also in der Medizin und Architektur so gute Resultate liefert, das kann auch wohl im Kriegeswesen als ausführbar und möglich gelten. Wenn die praktischen und umsichtigen Männer, welche den medizinischen Schulen vorstehen, an die Möglichkeit glauben, praktische Einsichten und Geschicklichkeiten schon auf Universitäten erwerben zu können, wenn sie es nicht für unerläßlich halten, daß die Besucher ihrer Hörsäle erst mehrere Jahre prakticirt haben, dann kann man auch wohl an die Möglichkeit glauben, das Verständniß auch der höheren militärischen Vorträge der Jugend zu eröffnen.

Für die praktischen Uebungen und Vorzeigungen an unseren Hochschulen nun sind militärische Museen angelegt worden. Diese Museen enthalten an Artillerie-Material, an Waffen, Fortifikations-Modellen, Zeichnungen und Instrumenten Alles, was zur Veranschaulichung nothwendig ist. Es bestehen ferner auf unserer Hochschule Exerzier-Vereine zur Erlernung des Militärisch-Elementaren, und diesen Vereinen sind die Muster zum Grunde gelegt, die wir in dem Volksleben der alten Griechen finden. In diesen Vereinen sollen die Elemente des Exerzierens zu Fuß, zu Pferde und beim Geschütz erlernt und kleinere Manoeuvres ausgeführt werden; man verbindet mit diesen Exerzitien Leibesübungen aller Art, und zu diesem Behufe sollen den Vereinen und unsern Hochschulen Marsfelder angewiesen sein. Die Grundzüge der Organisation

dieser Vereine und ihre Gesetze werden von der Behörde festgesetzt und genehmigt, die Uebungen derselben werden als zum Unterricht gehörig angesehen, von der Behörde kontrolirt und von akademischen Lehrern geleitet. Dadurch wird zweierlei erreicht: zuerst, so zeigen dadurch unsere Uebungen mehr Genauigkeit und militärischen Ernst, sie werden nicht durch unzeitigen Scherz und Spielerei entwerthet; zum andern und hauptsächlich, so verhindern wir hierdurch, daß die für die unerfahrene Jugend eben so gefährlichen als lockenden Assoziations-Ideen die Uebungen unserer Vereine nicht von ihrem wahren Zwecke entfernen und die Jugend in traurige Verirrungen leiten. Es ist eine Klippe aller Genossenschaften, daß sie leicht das Wesen der Faktionen annehmen, aber diese Klippe muß um jeden Preis vermieden werden. Unsere Vereine sind unter gehörige Aufsicht gestellt, und es geht aus ihnen viel Nützliches hervor für den ganzen Offizier-Stand. Jugend-Vereine überhaupt können auf das innere Leben ganzer Geschlechter einwirken, die Gesinnungen, zu denen man sich in der Jugend bekannt hat, ersterben nie ganz, sie klingen noch in der Brust des Greises wieder. Die Jugend hegt, wie man weiß, ein Wohlgefallen an Verbindungen und Genossenschaften, und das Schöne und Erfreuliche hierbei ist der Umstand, daß nicht Interessen weltlicher Zwecke, sondern Ideen und zwar des schönsten und weitesten Inhaltes die Mittelpunkte und Symbole der Jugend-Vereine zu sein pflegen. Hier findet sich noch der Geschmack am Idealen, der in unserem Industrie-Jahrhundert anderwärts bald ausgestorben sein wird, und so können die oft mit Unrecht angefeindeten Vereine und Bündnisse der Jugend ihre Früchte noch jenseits der Hochschule tragen.

Auf unserer Hochschule existirt also allerdings eine Beaufsichtigung dieser Verbindungen, jedoch wird dieselbe nicht bis zu einer absoluten Bevormundung ausgedehnt; denn sollen diese Verbindungen ihres Zweckes nicht verfehlen, so bedürfen sie auch einer gewissen Freiheit, sie kränkeln, wenn

man sie zu sehr einschränkt. Man muß in dieser Beziehung auf Einhaltung der richtigen Mitte zwischen weiser Einschränkung und erlaubter Freiheit bedacht sein. Nur dahin sehen wir auf unserer Hochschule, daß der Geist des Gehorsams und des Respekts hier herrsche, daß Achtung für die Berufspflicht, Verehrung für das Landesoberhaupt und die von ihm eingesetzte Regierung das Gemüth der Jünglinge erfülle. Dies ist die Genossenschaft für künftige Offiziere, die wir auf unserer Hochschule haben wollen und die von Bedeutung für die ganze Armee sein kann.

Wir begnügen uns auch nicht, die Weisheit und Wahrheit unsern Jünglingen bloß vortragen zu lassen, wir sorgen auch für Tummelplätze und Arenen des Geistes und des Scharfsinnes, in denen die Theilnehmer veranlaßt werden, die vorgetragenen Theorieen für praktische Zwecke anzuwenden und zu gebrauchen. Diese Uebungen werden von ruhigen, gewandten Lehrern geleitet, und dieselben können den Jünglingen von großem, geistigen Gewinne sein. Man weiß, wie viele und berühmte Schüler von Männern wie Sokrates, Gorgias und Hippias ausgebildet wurden; Schüler, welche später die ersten Staatswürden bekleideten. Diese großen Lehrer der Jugend lehrten nicht bloß die Kunst zu denken, sondern auch die andern: „öffentlich und vor Vielen würdig zu sprechen und endlich auch weise zu handeln"; auch waren sie keine bloßen Wortkrämer, sondern sie besaßen, nach dem Zeugnisse des Cicero, dicendi faciendique sapientiam. Jedermann hat bei uns so ziemlich einen Begriff davon, wie es Sokrates bei seinen Unterweisungen anstellte, aber nach seiner Manier, durch welche er so große Resultate hervorbrachte, wird doch viel zu wenig verfahren. Sokrates wußte seine Schüler zum eigenen Erörtern ihrer Ansichten zu bringen; die Lehren, welche er ihnen zu geben wünschte, trug er nicht dogmatisch vor, sondern sie mußten das Resultat einer Diskussion sein. Mag nun Sokrates dies Verfahren mit Rücksicht auf die Formen des athenischen Staatslebens eingeschlagen haben oder nicht,

seine Gewohnheit, die Schüler ihre Ansichten mündlich, in Gegenwart Anderer und unter Direktion des Lehrers entwickeln zu lassen, kann nur allerorts sehr vortheilhaft wirken. Die Theorie, welche der Studierende gehört hat, wird ihm um Vieles klarer, wenn er dieselbe in der Debatte hat anwenden müssen, oder wenn er durch Aufgaben, Ausarbeitungen oder andere Weisen zum Gebrauch der Lehre vermocht wird. Auf den deutschen Universitäten bestehen schon mit großem Nutzen theologische, philologische und andere Seminarien, und dieselbe Einrichtung läßt sich auch für die militärische Schule ins Werk setzen.

Unsere militärischen Seminarien sind also der freien Diskussion über kriegswissenschaftliche Themata, so wie der Ausführung praktischer Aufgaben gewidmet und werden von den ersten Professoren dirigirt. Wir legen überhaupt unsere Hochschulen nur in solchen Orten an, wo Armee-Divisionen zusammen kantonniren, wo den Studierenden Gelegenheit wird, Manoeuvres und Uebungen im größeren Maaßstabe zu sehen, und wo sich Gelegenheit zur Ausführung von allerhand Aufgaben darbietet.

Für den Kursus auf unserer Hochschule sind drei Jahre festgesetzt, für Artilleristen und Ingenieurs dauert derselbe aber ein Jahr länger wegen der größeren materiellen Kenntniß, welche diese Waffen fordern. Ist dieser Kursus absolvirt, ist das Examen wohl bestanden, dann treten die Studierenden als Offiziere zur Armee über.

Und nun endlich übergeben wir den Jüngling ganz den Geschäften des Lebens und dem Dienste des Staates. Er hat Vieles gelernt, sein Verstand wird angeregt und geübt, sein Gedächtniß wird mit Kenntnissen ausgerüstet, sein Gemüth wird dem Ewig-Schönen und Erhabenen geöffnet sein. Von Hoffnungen erfüllt und belebt, tritt er jetzt in die Gesellschaft ein, der er früher nur wenig angehören durfte, und die ihm bald Lebenszwecke mittheilen und Pflichten auferlegen wird, um ihm auch Entbehrungen und Täuschungen vorzubehalten. Bald ist derselbe Jüngling, den

wir so lange und so sorgsam angeleitet hatten, fortgerissen in diesem Strome des Lebens, dem Keiner zu widerstehen vermag. Wird die Welt der Ahnung und der Imagination, die sich in dem Busen der Jugend aufzubauen pflegt, sich auch im Leben bewähren? Werden die Meinungen und Begriffe der Schule unsern Jüngling durchs Leben führen können? — Ach! leider nicht. — Wem von uns war es nicht vorbehalten, herbe Erfahrungen zu machen und die harte Seite des Lebens kennen zu lernen; am tiefsten wurden die niedergedrückt, die an Ueberzeugung und Zuversicht die kühnsten waren. Unser Jüngling wird an Manchem zweifeln müssen, was er am gewissesten zu wissen glaubte; die Gesetze, die ihm als das Leben und seine Kunst regierend erschienen, die werden ihm von andern Menschen als Träumereien, als nutzlose und armselige Spekulation geschildert und beinahe bewiesen, die Welt der Imagination in seinem Innern wird erdrückt von der Schwere der wirklichen und alltäglichen Welt; er merkt, daß die Schule ein Anderes ist als das Leben.

Indessen kann man keinen, der praktischen Wirksamkeit bestimmten, jungen Mann diese Lehrjahre des Lebens ersparen, und die aus denselben hervorgehenden Erfahrungen sind mehr werth als Folianten voller Weisheit. Wir möchten auch das Ringen des jungen, zur Entwickelung strebenden, Geistes nicht unterbrechen durch eine abermalige Zeit der Schule, wir möchten den in die Armee getretenen Offizier nicht noch einmal zu einer Akademie schicken. Es giebt, wie wir schon öfter erwähnt, glücklich konstituirte Naturen, von so viel geistiger Scharfsichtigkeit, daß sie die verführerischen Abwege von vorn herein zu vermeiden und den richtigen Lebensweg zu finden wissen; sie bilden indeß die Ausnahme. Die meisten Menschen gelangen nur durch vielen Irrthum zu einiger Wahrheit, die Jahre nur und die Erfahrungen pflegen uns im Urtheilen vorsichtiger, im Reden bedenklicher und im Thun sicherer zu machen. So gelangt das alte, für den Soldaten goldene, Sprichwort:

„Lerne, um zu vergessen", zu seiner Bedeutung, welche keine andere ist, als: die Schule ist viel, aber das Leben ist mehr.

Ist es aber nicht bedenklich, zu verlangen, daß jeder Aspirant des Offizier-Standes ausgedehnte Studien aus eigenen Mitteln machen soll? Ueberall in Europa gilt die Waffen-Laufbahn für die wohlfeilste und für diejenige, welche jungen Männern ohne Vermögen wenigstens eine geachtete Existenz sichern kann. Die Regierungen Europa's thun auch für die dieser Laufbahn sich widmende Jugend mehr als für die von andern Bestimmungen. Woher kommt nun dies? Es scheint doch kein Grund vorhanden zu sein, warum der Staat nicht sollte dasselbe Interesse haben, sich gute Civil-Diener, Kaufleute und Agrikulturisten aufzuziehen wie gute Offiziere. Warum läßt er die Eleven dieser Branchen nicht auch aus öffentlichen Mitteln erziehen, oder warum thut er es nicht zum wenigsten mit einem Theile derselben? Wir stoßen hier auf ein historisches Verhältniß, welches aus den Zuständen und Ansichten der Vergangenheit empor gewachsen ist. Die Zustände sind anders geworden, aber die Institution ist geblieben.

Man weiß, wie wenig man früher das nationale Element und die patriotische Gesinnung der Massen als positive und wirkliche Macht zu betrachten verstand, man ahnete nicht, welche mächtige Stütze des Thrones und welche scharfe Waffe zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens in diesen Elementen vorhanden sei; damaliger Zeit pflegte sich vielmehr die Regierung dem Volke gegenüber als Partei darzustellen und zu glauben, man verlangte nichts vom Volke als die richtige Zahlung der Steuern. Von dem angeworbenen Heere erwartete man damals die Vertheidigung der Gränzen und die Wahrung der inneren Ordnung; nicht das Volk im Ganzen, sondern die Soldaten erschienen also als die Hauptstärke des Staates; und die unbedingte Treue der Armee auch war es, der man sich vor allem glaubte versichern zu müssen. Zwischen Staat

und Armee hatte sich auf diese Weise ein abgesondertes und solidarisches Verhältniß der Verpflichtung ausgebildet, es ward der Grund zu jenen außerordentlichen Gnaden und Vergünstigungen, die man der bewaffneten Macht im Ganzen und Einzelnen angedeihen ließ. Es sind noch andere Gründe dazu gekommen; der Staat hatte unzweifelhaft eine Verpflichtung, für die Hinterbliebenen tapferer Offiziere, die auf dem Felde der Ehre gestorben waren, etwas zu thun, und für die Söhne gebliebener Offiziere wurden in der That die ersten Kadettenhäuser errichtet; nach und nach sind aber diese Anstalten erweitert und für die Söhne des ärmeren Adels überhaupt bestimmt worden, man gab denselben auch in fast unmündigem Alter schon Offiziers-Patente; durch die Bande der Dankbarkeit und der Pflicht sollten sie gleicherweise dem Staate verbunden sein.

Aber es bedarf für das rechte Kriegesheer keiner außerordentlichen Gnaden mehr, damit es sich unbedingt dem Könige oder den von ihm eingesetzten und bestallten Gewalten weihe. Die ganze Erziehung unserer Armeen soll dahin gehen, daß sie die Bedeutung und Verpflichtung ihres Eides erkennen lernen, daß sie die Disziplin, den Gehorsam, die Ehrfurcht vor dem Gesetz erlernen. Wenn diese Erziehung verfehlt wird, wenn die genannten Motive nicht Wurzel schlagen können in einer Armee, dann bleibt, das haben wir unzweifelhaft alle gesehen, die Dankbarkeit und Erkenntlichkeit eine sehr verflüchtigte Substanz — erreicht aber die militärische Erziehung ihre Zwecke, dann bedarf es keiner neuen Hebel mehr, um ein vaterländisches Kriegesheer auf der rechten Bahn zu erhalten.

Wird aber nicht durch die Bedingung einer kostspieligen Vorbildung dem Reichthum ein Monopol ertheilt auf die militärische Laufbahn? Diese Furcht ist nicht ganz begründet. Unsere Universitäten zählen Mitglieder der ärmeren Klassen, Söhne von Subaltern-Beamten, Handwerkern und schlichten Landleuten in nicht geringer Zahl und in allen akademischen Fakultäten. Wie ungewiß und

langwierig ist nicht die Laufbahn eines Arztes, wie kostbar die eines Rechtsbeflissenen, der so lange ohne Gehalt arbeiten muß? Dennoch entnehmen diese Fächer ihre Jünger vielfach aus den ganz Unbemittelten, und warum sollte denn dies bei der militärischen Laufbahn wesentlich anders sein? Für den Augenblick hat sogar der Reichthum sich so wenig dem Waffenleben zugewendet, daß diese Laufbahn, welche früher von den Edelsten und Ersten in allen Nationen begierig gesucht ward, jetzt in einigen Theilen Europa's allen Reiz für die Wohlhabenderen scheint verloren zu haben. Dies kommt theils davon her, daß das militärische Leben aufhört, die Reize des Kriegslebens darzubieten, theils auch trägt die industrielle Richtung der Zeit dazu bei. Man hat neue Systeme einer kommerziellen Taktik erfunden, die dem Reichthume früher nie gekannte Aussichten verschaffen, er erhält ein steigendes Uebergewicht und unverhältnißmäßige Vortheile über die Unvermögenden. Diesen Aussichten des Reichthums gegenüber beginnt das Avancement in der Armee durch den langen Frieden immer mehr zu stagniren, und selbst das moralische und soziale Ansehen, das der Kriegerstand von Alters her behauptete, ist demselben in einigen Ländern sehr genommen worden, durch eigene Schuld vielleicht, denn es sind große Pflichten verletzt und tadelnswerthe Thaten begangen worden, dann aber auch durch das wachsende Ansehn jener Geld-Aristokratie, die zum Moloch der Zeit zu werden droht.

Aufrichtig jedenfalls ist es zu bedauern, wenn sich in einigen Ländern der Reichthum und die hohe Geburt ganz aus dem Staatsdienste zurückzuziehen beginnen, um die lukrative Laufbahn der Industrie einzuschlagen. Der Grundbesitz und der Reichthum sollten wohl in den Reihen vaterländischer Heere in der ersten Linie erscheinen und hinlänglich viele Vertreter haben; so war es in alter Zeit, und so soll es, dem Begriffe nach, immer sein. Die Vertheuerung und größere Kostbarkeit der Laufbahn möchte also kein Grund sein, Maaßregeln zurück zu weisen, die geeignet sind, dem Of-

fizier=Corps im Ganzen eine reichere und angenehmere geistige Existenz zu verschaffen. Aehnliche Maaßregeln möchten vermögend sein, den Reichthum in die Armee zurück zu führen, denn die Höhe der geistigen Bildung und die Annehmlichkeiten, die dadurch selbst dem äußeren Leben erwachsen, sind das Einzige, was heute noch der unbefriedigenden Flachheit des Krämergeistes siegend entgegen tritt, und was mächtig genug ist, selbst seinen Neid zu erregen.

Durch einen verlängerten Schul=Cursus würden aber unsere Offiziere um so viel später zu ihrer Würde gelangen! — Dies ist gerade etwas, das unendlich wünschenswerth wäre. Man darf wohl glauben, das wahre Interesse der militärischen Welt zu fördern, wenn man das zum Offizier=Grade befähigende Alter noch etwas mehr beschränken könnte, als es schon geschehen ist. Man kann viel Begründetes gegen die zu jungen Offiziere anführen. Unsere Unteroffiziere sind achtungswerthe, gesetzte und des Dienstes kundige Männer; es kann nicht gut sein, wenn man dieselben unter die Befehle so junger, oft noch etwas unreifer Führer stellt. Für die Jugend selbst bleibt es eine gefährliche Sache, sich so frühzeitig zu einer so geachteten Stellung, wie die eines Offiziers ist, erhoben zu sehen, während ihre Altersgenossen noch dem Schulleben angehören. Hochmuth, Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sind gefährliche Feinde der Jugend. Jeder Offizier ist ein Staatsdiener, und dies ist eine Stellung, der ein gesetzteres Wesen vor allen Dingen zukommend und geziemend ist.

Aber wird nicht der militärische Geist der Armee durch ähnliche Einrichtungen gefährdet werden? Muß nicht dieser Geist schon der Jugend eingeimpft werden, und ist es nicht zu spät, den Waffenrock erst anzulegen, wenn man schon über zwanzig Jahre zählt? Werden die studierten Herren dem Exerzieren Geschmack abzugewinnen im Stande sein, und werden wir nicht in Gefahr kommen, künftig nur philosophische Offiziere durch ähnliche Einrichtungen zu erhalten? Wird nicht die große Amalgamation des Civils und

Militärs nachtheilige Folgen für die Disziplin haben können? Das Heer der Bedenklichkeiten ist hier unendlich, es ist das Schicksal jeder neuen Sache, solche hervorzurufen, und es giebt Leute, die ihren Scharfsinn in Kontribution zu setzen lieben, um Schwierigkeiten selbst da noch zu finden, wo es keine mehr giebt. Wir müssen also alle die angeführten Bedenken sich selbst überlassen; es ist hier nicht der Raum, sie zu widerlegen, und bereits sind sie auch anderen Orts hinlänglich widerlegt worden.

Wir können uns freilich nicht verhehlen, daß gegen einige Meinungen, die im Obigen angeführt sind, wohl auch Gegründetes einzuwenden wäre, so z. B. was die Gleichheit der wissenschaftlichen Bildung betrifft, so ist wohl gewiß, daß dieselbe nie ganz zu erreichen ist. Der Advokat wird dem Offizier jederzeit in der Kunst, zu disputiren und fein zu unterscheiden, überlegen bleiben; der Geistliche und der Philosoph werden ihn an Umfang und Tiefe der Kenntnisse übertreffen; nichts desto weniger ist eine Gleichmäßigkeit des Jugendunterrichts eine Nothwendigkeit. Die Militär-Schulen namentlich können eine große Rolle spielen, sie können zur Lösung einer wichtigen sozialen Streitfrage mitwirken. Der Zweck der Schulen ist die Erziehung der Jugend zu geistiger und körperlicher Gesundheit gleicherweise, aber dieser Zweck ist noch nicht erreicht worden. — Die Militär-Schule ist wohl die Anstalt, welche diese Frage der Entscheidung näher zu führen geeignet ist, sie steht in einer vortheilhafteren Stellung als die gelehrte und die Real-Schule. Wir wollen sagen, warum? Die Gymnasien und Universitäten besitzen, wie man weiß, eine große und ehrwürdige Tradition, die in entfernte Jahrhunderte hinaufsteigt. Sie halten diese Ueberlieferungen fest, sie haben auch zuweilen ausgedehnte Gerechtsame und Privilegien, die sie eifersüchtig bewachen; aber das Alter ihrer Einrichtungen hat sie blind gemacht für die Unvollkommenheiten derselben, und der laute Ruf der Zeit erfindet sie taub. Sind es nun die Real-Schulen, durch welche der Klassizis-

mus ermuthigt werden könnte, den Weg der Neuerungen einzuschlagen? Nein, im Gegentheil, die Real-Schule hat die Erwartungen, die man hegte, nicht erfüllt. Man findet, daß die höheren Zwecke der geistigen Bildung, der Ernst des Gemüths, die tiefere Anschauung des Lebens in dieser Schule nicht erreicht worden sind. Worin liegt das? Weniger vielleicht in den Sachen als in den Menschen, in der Kleinlichkeit der Ansicht, die in einigen Ständen herrscht. Der Materialismus war es, der zuerst laut seine Stimme erhob, um die Real-Schule zu preisen und zu fördern; aber gerade dieser Materialismus ist der Feind der höheren Gesinnung und des idealeren Aufschwunges, und dieserhalb auch konnten diese Elemente auf seinen Schulen nicht gedeihen und bleiben sie in Armuth und Unersprießlichkeit.

Nun ist die Militär-Schule weder durch eine uralte Tradition verhindert, aufgeklärtere pädagogische Ansichten in sich aufzunehmen, noch durch das Fehlen der höheren Gesinnung in ihrem Stande. Sie ist am ersten in der Lage, die Jünglinge zu körperlicher Gewandtheit und wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erziehen, dieselben zu dem ewig Wahren, Schönen und Idealen und zu äußerem Gedeihen anzuleiten; sie vermag ihre Jugend mit den Gesetzen der Welt bekannt zu machen, aber sie zugleich zu belehren, daß es ein Höheres gebe, als das äußere Leben, und ein Wahreres, als die Materialität. Die Militär-Schule muß also ihre Unterrichtszeit erweitern, ihre Ansprüche steigern, den Besuch der Hochschule zu einer Nothwendigkeit machen, aber auch zugleich den körperlichen Uebungen und Anstrengungen ein ganz gebührendes Feld einräumen. Dann wird der Klassizismus sich bewogen finden, ernstere Reformen zu machen, und der Realismus auch, der jetzt siechend einhergeht, wird neuen Muth, Hoffnung und Lebenskraft aus so schönem Beispiele gewinnen.

„Kinder und zarte Jünglinge sollen mit der Unterweisung beschäftigt werden und der Philosophie, die sich für ihr Alter ziemt, aber für ihren Körper soll man in der Zeit,

wenn er noch wächst und Stärke gewinnt, vorzügliche Sorge tragen, damit sie an ihm dereinst einen Gehülfen für die Philosophie erhalten. Wenn sie aber in den Jahren weiter vorgerückt sind, und ihre Seelen schon eine größere Reife erlangt haben, dann müssen sie sich dem Staate widmen und sich das angelegen sein lassen, was für dies Alter das anständigste ist. Wenn endlich die körperliche Stärke ermattet und dem Menschen nicht mehr erlaubt ist, an den Geschäften des Staates Antheil zu nehmen, dann ist es Zeit für ihn, der Fesseln entledigt, in den Gefilden der Philosophie zu lustwandeln, und keine anderen Geschäfte, es wäre denn als Nebensache, zu besorgen, wenn er hier ein glückliches Leben führen und nach dem Tode ein Schicksal erwarten will, das seines gegenwärtigen Lebens würdig ist."

So spricht Plato in dem sechsten Buche seiner Republik, und möchte dies schöne Wort doch bald überall Anerkennung finden und namentlich auch in dem Kreise des Waffenlebens! Jedenfalls bringt uns die citirte Stelle zu dem zweiten Theile unserer Aufgabe, welcher enthält:

II. Die geistigen Bewegungen des praktischen militärischen Lebens. — Die Central-Gewalt. — Der General-Stab. — Die Akademie der militärischen Wissenschaft.

Man kann sagen, daß es eine Folge der allgemeineren Verbreitung der Bildung und der neuen Ideen über die Natur und Kräfte des Staates gewesen ist, daß die großen Administrativ-Gewalten jetzt eine weit höhere Bedeutung für das Volk im Ganzen haben als früher. Die Central-Gewalt bildet nicht allein den äußeren und den geistigen Mittelpunkt der ganzen Staats-Dienerschaft, jener wichtigen Klasse von Individuen, die das vermittelnde Organ ausmachen zwischen dem eigentlichen Volke, den Regierten und der Regierung, sie hat nicht allein das materielle Wohl des Volkes zu ihrem nächsten Zwecke, auch auf das moralische Element und die Intelligenz der Menge ist die Central-Gewalt zu wirken im Stande, ja, im höheren Sinne genommen, ist dies gerade ein Haupt-Ausgangspunkt des Wirkens jeder höheren Behörde.

Auf welche Weise erfüllt nun die Central-Gewalt diese höhere soziale Aufgabe? — Ganz auf natürlichem Wege, durch ihre dienstliche Thätigkeit, durch die Bestimmungen und Gesetze, die sie erläßt. Die Verordnungen der Behörden bilden für eine aufgeklärte Bevölkerung ein wichtiges

Agens der nationalen Kultur. Zunächst freilich sollen diese Verordnungen nur etwas Aeußeres festsetzen, sie sollen etwas befehlen oder verbieten, aber sie tragen ein bildendes, geistig anregendes Prinzip in sich, das um so mächtiger wirkt, je mehr Gemeinsinn im Volke herrscht, je mehr die verschiedenen Stände sich durch das Band gemeinsamer Sprache, Sitte und Geschichte als eine Nation vereinigt wissen. Wenn dieser Satz Wahrheit enthält, so ist dieselbe wenigstens noch nicht allgemein anerkannt, man hört noch sehr häufig die Klage, daß die moderne Administration so sehr der Poesie entbehre, daß ihre Bestimmungen so trocken und uninteressant wäre. Aber ähnliche Meinungen gründen sich wohl oft darauf, daß die Natur des Staates und das Wesen der Gesetze noch nicht richtig erkannt sind; in der legislativen Thätigkeit eines Staates giebt sich der Kampf der Ideen und der Stand der nationalen und politischen Entwickelung so klar kund wie sonst nimmer, und die Gesetze können also an sich nichts Langweiliges sein. In den Gesetzen und Bestimmungen legen der Staat und seine Behörden ihre Grundsätze dar, diese leitenden Grundsätze aber sind nichts Zufälliges, oder etwas, das ganz von der Persönlichkeit abhänge, sondern sie sind Resultate der sozialen und intellektuellen Gegenwart. Dem Einflusse der Zeitverhältnisse kann sich Niemand entziehen, dieselben wirken in den hochgestellten Männern eben so mächtig als in gewöhnlichen Leuten. Der Inhalt der Bestimmungen und Gesetze wird so zu einer wichtigen Sache für das denkende Publikum, dasselbe erkennt in ihm die Bewegung der höchsten Fragen und Interessen, es sieht, wie gewisse Ideen, die oft angeregt und viel besprochen werden, in den Gesetzen Anerkennung und Geltung oder Widerstand finden, die organische Thätigkeit der Central-Gewalten soll einen Hauptstoff der Unterhaltung und einen Anhaltspunkt des geistigen Lebens ausmachen für eine gebildete und patriotische Bevölkerung. Wenn dies schon im Allgemeinen also ist, so ist es noch mehr im Speziellen bei den Beam-

ten des Staats der Fall, so daß man sagen mag, ein thätiger und geistvoller Staats-Beamter müsse in einer chronologischen Zusammenstellung der Gesetze und Verordnungen die Hauptmomente seiner ganzen innern Lebensgeschichte wiederfinden, wie nämlich der Inhalt dieser Verordnungen ihn in verschiedenem Sinne geistig angeregt und bestimmt hat. —

Kann man daran zweifeln, daß in der Thätigkeit der Central-Gewalten ein Element, nicht allein der materiellen Wohlfahrt des Ganzen, sondern auch der geistigen Anregung vieler Einzelnen, gegeben ist, und daß man also nicht säumen sollte, das Volk zu richtigen politischen Ansichten zu erziehen, damit die Gesetze ganz den bildenden Einfluß auf die Menge ausüben, den sie haben sollen?

Wir gehen zu der Central-Behörde des Krieges speziell über, und können also auch von der nationalen Mission sprechen, welche dieselbe zu erfüllen hat. Diese Behörde hat die Interessen der nationalen Wehrhaftigkeit beim höchsten Senate des Landes, und näher noch beim Oberhaupte des Staates, zu vertreten. Die Beschaffung der Waffen und des Krieges-Materials, die Ausbildung der Mannschaft und die Beförderung der Offiziere pflegen in ihr dienstliches Bereich zu gehören. Die Einrichtungen der verschiedenen Staaten sind in dieser Beziehung nicht die nämlichen, der Krieges-Behörde sind in einem Staate diese, in einem andern jene nähere oder entferntere Ressorts zugewiesen. Aber der Inhalt ihrer Wirksamkeit kann nicht abgeschlossen gedacht werden mit der Sorge für die materiellen Bedürfnisse des Heeres. Die Mission der Krieges-Behörde ist eine unendlich viel höhere; sie hat mit dem Heere und vermittelst desselben mit der ganzen Nation eine höhere als eine bloß administrative Gemeinschaft, die des geistigen Einflusses nämlich und der gegenseitig bestimmenden Einwirkung. Der Geist, aus dem heraus überhaupt hohe Behörden und hochgestellte Personen handeln, bleibt nicht verschlossen in dem Buchstaben des Gesetzes, sondern

gewinnt lebendige Gestalt im Volke und wird ein Theil des allgemeinen Geistes. Deshalb soll sich schon in Form und Darstellung der Verordnungen ihr höherer Zweck darlegen, in jedem Einzelnen soll seine Beziehung auf das Ganze, d. h. auf das Gemeinwohl angedeutet sein, und die leitenden Prinzipe sollen in jeder Verordnung klar durchscheinen.

Wie nun der Krieg heutigen Tages neben seinen physischen, auch seine moralischen Hebel hat, so muß auch der Leiter der Wehr-Interessen vor allem ein populärer Charakter sein. Damit kann nicht jene Afterpopularität gemeint sein, die auf der öffentlichen Tribüne erworben wird, noch jene zweideutige und wenig dauernde, die aus zu großer Nachgiebigkeit hervorgeht, sondern jene höhere Popularität, welche den großen Mann andeutet. Offenheit und Geradheit sind, denken wir, vor Allem Eigenschaften des populären Charakters, und dabei Leutseligkeit und Liebe für die Menschen. Waren solche Männer zugleich auch so glücklich, große, umfassende Ideen auszusprechen, oder nützliche Einrichtungen und glänzende Waffenthaten auszuführen, dann wurden sie verehrt von der Armee, aber Idole wurden sie des Volkes, das im Wohl- und Uebel-Wollen die Gränzen des Mäßigen zu überschreiten liebt. Washington war eine solche Gestalt, Suwarow und Blücher, und gab es überhaupt in einem Stande mehr populäre Männer als in einem andern, so waren sie unter den großen Generalen am häufigsten, Alles, was das Volk liebt und lobt, findet sich in ihnen vor Allem vereinigt.

Eine so wichtige Stellung hat der Vorstand der Kriegs-Behörde in der Nation, so viel Einfluß und so theure Interessen sind in seine Hände gelegt. Der Bereich der Wirksamkeit des General-Stabes scheint nach den Anforderungen der jetzigen Zeit sich auch auf die Erhaltung des wissenschaftlichen Geistes der Armee auszudehnen; dies betrifft aber nur seine Wirksamkeit im Frieden, denn im Kriege ist ihm eine minder allgemeine Aufgabe gestellt, die

wir nachher berühren wollen. Wenn nun der General-Stab der Träger ist und der Haupt-Repräsentant für die wahre militärische Bildung eines Landes, so entbehrt er auch nicht einer Beziehung zur Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaft; auch der General-Stab hat eine soziale Aufgabe zu erfüllen. Jedwede Wissenschaft, sie sei nun von einem allgemeineren oder besonderen Interesse, tritt heutigen Tages in ihren Haupt-Resultaten in das allgemeine Bewußtsein der Gebildeten, in den stimmfähigen Theil des Volkes über. Dies liegt in der fortschreitenden Bildung, denn Jedermann fühlt das Bedürfniß, eine Kenntniß des menschlichen Treibens im Ganzen zu erlangen; er beschränkt sich mit seinen Gedanken nicht auf sein Fach, sondern er will mit den Hauptideen und Grundsätzen aller Fächer und Wissenschaften sich durch Lektüre oder Gespräch bekannt machen. Die militärische Wissenschaftlichkeit, wie sie unter Beiwirkung des General-Stabs zunächst für die Armee verbreitet wird, geht so durch Mittheilung in den allgemeinen Geist, in das Wissen aller Gebildeten über. — Die Beförderung militärischen Wissens und die Verbreitung von richtigen, zeitgemäßen Ansichten über Kriegführung, Heer-Wesen und Heer-Verhältnisse unter das große Publikum kann man sich wohl als die Erfolge eines Krieges sichernd denken, indessen giebt es doch noch klarere und mehr unmittelbare Folgen der allgemeinen militärischen Aufklärung, die allgemeine Theilnahme nämlich wird durch dieselbe mehr und mehr den Wehr-Institutionen des Landes zugewendet, denn die Ideen sind es, welche den Zug der Interessen und der Handlungen bestimmen. Dies ist die große Wirkung, welche die Intelligenz und der wissenschaftliche Geist des General-Stabes für eine aufgeklärte Bevölkerung zu haben vermag.

Die Franzosen rechnen zum General-Stab alle Generale der Armee, und auf den Begriff zurück gegangen, erscheint diese Anordnung wohl begründet, der General-Stab im engeren Sinne aber, über den wir hier zu-

nächst etwas sagen wollen, besteht aus solchen Offizieren, die dem Ober=Feldherrn oder anderen hohen Generalen beigegeben werden, um ihnen zur Hand zu sein und sie bei ihrer schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe zu unterstützen. Der General kann nicht überall sein und kann nicht Alles selbst machen wollen, und es sind seine General=Stabsoffiziere, denen er Aufträge allerlei Art giebt; einmal z. B. sollen sie die Stellung des Feindes oder eine gewisse Oertlichkeit rekognosziren, ein anderes Mal sind es schriftliche Arbeiten, Dislocirungen, Marsch= und Kantonnirungs=Tableaux, Ausfertigung von Ordres und Zeichnungen, die dem Offizier des General=Stabes übertragen werden. Oft auch wird der General lieben, seines General=Stabsoffiziers Ansicht zu hören über das, was räthlich erscheint, und im Privatumgang selbst kann er noch die Anforderung an ihn machen, daß er leichten Umganges und von angenehmen Formen sei. Zum wahren General=Stabsoffizier gehören also viele Eigenschaften, die, in Vereinigung, nicht gerade häufig sind. Männer, die den Degen und die Feder gleich gut zu führen verstehen, die im Rath und im Salon gleicher Weise zu Hause sind, werden wohl nirgends sehr häufig anzutreffen sein, es sind solche Persönlichkeiten, welche diejenigen Eigenschaften, die man sonst getrennt antrifft, vereinigt besitzen, und die für alle Posten fast tüchtig sind. Die Römer nannten solche Männer domi militiaeque versati, und es war der größte Ruhm, die Jemand bei ihnen besitzen konnte.

Von jeher hat sich der General=Stab durch Bildung ausgezeichnet, von jeher haben sich die entschiedensten Talente der Armee in ihm vereinigt; jetzt ist freilich die Geistesbildung viel allgemeiner verbreitet, und die Theilnahme für den tieferen und rationellen Inhalt der Kriegeskunst ist in der ganzen Armee zu Hause. Eben dadurch hat aber der General=Stab eine neue Bedeutung erhalten. Die gebildete Armee bedarf eines geistigen Mittelpunktes, und diesen soll der General=Stab bilden, er soll die wahre militä=

rische Wissenschaft als Korporation repräsentiren. Von dem General=Stabe geht zum großen Theil die Anregung zu neuen Ideen aus, er vermittelt den allgemeinen Fortschritt in der militärischen Erkenntniß.

Man kann allerdings nicht sagen, daß eine Institution wie die des General=Stabes ein Werk der neueren Zeit sei, ähnliche Einrichtungen bestanden vielmehr seit Alters her, wenn auch in anderer Form und unter anderem Namen. Die Feldherren pflegten sich jederzeit mit einem Gefolge zu umgeben, und hauptsächlich war es eines Theils die erprobte Erfahrung und das graue Haar, welches sie in ihrer Nähe geliebt haben, andern Theils die Jugend, dieses Alter, das dem Glücke und der Anmuth gleich nahe steht. Jünglinge von hoher Geburt, von hervorstechenden Anlagen oder von einnehmendem Wesen finden wir vorzugsweise in der Umgebung der Feldherren; sie richteten die Aufträge derselben aus, lauschten dem, was in der Umgebung ihrer Patrone verhandelt wird, und bildeten sich für höhere Stellungen aus. Wir sagten es schon oben, daß dies die Kriegesschule der alten Welt war. In dieser Schule gewannen Xenophon, Epaminondas und die Scipionen die Grundsätze zu ihren unsterblichen Thaten. Die Persönlichkeit großer Männer hat stets eine wunderbare Gewalt ausgeübt auf die Entwickelung und die Entschlüsse junger Gemüther, und allerdings muß der Aufenthalt an einem Orte, wo sich die großen Begebenheiten vor unsern Augen vorbereiten, machen und entscheiden, zu besonderer Intelligenz und zu einer Ueberlegenheit über minder Begünstigte Gelegenheit geben. Im siebenzehnten Jahrhundert, welches das vorzugsweise kriegführende der Neuzeit ist, beginnt der General=Stab eine mehr geregelte Organisation anzunehmen, sein Dienst wird fester bestimmt. Anders als das siebenzehnte ist das achtzehnte Jahrhundert ein mehr definirendes und wissenschaftlich entwickelndes gewesen, und auch in der Geschichte des General=Stabes finden wir dies bestätigt. Es entsteht eine Literatur der General=Stabs=Wissenschaft.

Grimaret schrieb schon 1710 über diesen Gegenstand; Le Rouge, Müller und zuletzt noch Thiebault (schon 1800) folgten; auch für General-Stabs-Schulen und darauf bezügliche militärische Vorlesungen vor Offizieren interessirt sich dies Jahrhundert. Man fing aber auch an, der reinen Wissenschaft einen übertriebenen Werth und auf Kosten der lebendigen That beizulegen. Die Revolutions-Kriege brachten diesen Irrthum hinlänglich zu Tage; der französische General-Stab errang glänzende Erfolge über die tiefsten strategischen Köpfe, und doch war die Wissenschaftlichkeit dieses ersteren nur die Praxis der Feldzüge selbst und die Kraft des Geistes und des Entschlusses; man sah sonnenklar, es käme noch auf viele andere Sachen und Wesentlichkeiten bei den Operationsplänen an, als auf militärische Logistik. Jedenfalls sind die Erfahrungen der letzten Feldzüge nicht wirkungslos geblieben, sie haben den General-Stab in vielfacher Weise belehrt und haben ihm einen weiteren und schöneren Wirkungskreis gegeben als er je früher besessen hatte. Nicht, daß man die Wissenschaftlichkeit überhaupt verbannt hätte, es gab auch Stimmen, die hierzu riethen, aber dieselben mußten verhallen in einer Zeit, wo die geistige Kraft sich in allen Armeen Europa's verstärkte und Ansehn gewann — aber der General-Stab hat gesucht, das rechte und wahre Wissen von einem sterilen After-Wissen und von unverständiger Anwendung zu unterscheiden; er hat nach den wahren Hebeln und Schwerkräften des Krieges geforscht und sich bemüht, der eigentlichen Gründe der Erfolge und des Gelingens sich bewußt zu werden. Wenn einige berühmte Strategiker sich auf dem Schlachtfelde schlecht bewährt haben, wenn sie das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben nicht erkannten, so kann man darum nicht die Wissenschaft und die Logistik überhaupt verdammen wollen, vielmehr enthalten alle jene Systeme und Lehrgebäude meistens einige Wahrheiten, die unumstößlich sind, und das Dasein einer Wissenschaft des Krieges ist fürder eine anerkannte Wahrheit. Unwidersprechlich

liegt die Natur des Krieges in der Natur der Menschen und der Dinge, dieser wie jene haben ihre Mächte und Gesetze, hier wie da haben die Erfolge ihre Voraussetzungen, ihre ewigen Ursachen und Träger. Gewiß ist es ferner, daß man diesen Ursachen nachspüren, daß man sie entdecken und aussprechen kann — das aber ist zuzugeben, daß es nicht Sache der Wissenschaft sein kann, die Mächte des Krieges zu beherrschen und die Erfolge herbeizuführen — hier hört die Wissenschaft auf und die That des Genie's fängt an, aber durch das Anschauen und das Bewußtsein des absolut Wahren kann das eingeborene Genie zu höherer Leistung und Thatkraft befähigt werden.

Dies ist die Stellung des General-Stabes zur militärischen Wissenschaft, wie sie die heutige Zeit in Anspruch nimmt, diese Stellung hat sich in der Geschichte allmählig vorbereitet, heutigen Tages ist sie in der allgemeinen Meinung begründet. Ein gewisses Interesse für die wissenschaftliche Seite des Krieges soll in der ganzen Armee, ja weiter noch, im ganzen Publikum vorhanden sein und ist in der That heutigen Tages vorhanden, aber das Centrum dieses Interesses und die Seele der damit zusammenhängenden Bestrebungen ist der General-Stab des Landes. In der That will kein geistiger oder wissenschaftlicher Inhalt irgend einer Art jetzt mehr den Chancen der Zufälligkeit und des Isolirtseins ausgesetzt sein, jede Wissenschaft strebt heutigen Tages nach Concentration, sie will aus der Zersplitterung der einzelnen individuellen Studien herauskommen und sich innerlich und äußerlich zu einem Verbande, zu einem Körper konstituiren. Wer hätte neuerdings nicht von geographischen, historischen, literarischen Vereinen reden hören oder von allgemeinen Versammlungen der Landwirthe, Gelehrten, Naturforscher und Künstler in Deutschland, England und Frankreich? — Was bedeuten aber diese Vereine und diese zahlreichen Versammlungen? — Nichts anderes, als eben dieses Streben der heutigen Wissenschaft nach einem Mittelpunkte des Lebens, in dem alle diejenigen Resultate

sich concentriren, welche aus den Studien und Forschungen der einzelnen Gelehrten sich ergeben haben. Man gleicht sich in diesen Versammlungen aus, theilt sich mit, wägt ab, die Einseitigkeit, die Pedanterie der Einzelnen streift sich ab und die Wissenschaft im Ganzen wird gesunder, popu=lärer und anwendbarer als sie früher war. Indeß wird durch dieses Streben der Wissenschaft nach äußerer und innerer Concentration nicht bloß ein Fortschritt in der Er=kenntniß selbst bezeichnet, sondern es wird dadurch auch einem Zeitbedürfnisse und einem Anspruche des größeren Publikums genügt. Dies letztere kann sich mit keinen ge=lehrten Untersuchungen beschäftigen, denn das reifere Al=ter hat eine andere Stellung zur Wissenschaft als die Ju=gend. Es soll seine Belehrung aus dem Geschäftsleben ho=len, aus Erfahrung und dem geselligen Umgange — nichts desto weniger pflegt sich ein Theil des gebildeten Publi=kums nicht hierauf zu beschränken; dieser sucht eifrig dem Fortgange der Zeit zu folgen, er liebt die Lektüre, und ohne sich mit speziellen Untersuchungen zu beschäftigen, was seine Zeit nicht erlaubt, wünscht derselbe sich mit den Resultaten der einzelnen Wissenschaften und mit den tragenden Ideen der Gegenwart bekannt zu machen. Dies ist die Stellung der Allgemein=Bildung zu den speziellen Disziplinen, und deshalb ist das Streben der Wissenschaft nach Vereinigung und Concentrirung ein so wichtiges Interesse, weil dieselbe dadurch populärer und für die ganze gebildete Gesellschaft zugänglicher und fruchtbarer gemacht wird.

Auch die militärische Wissenschaftlichkeit mußte aus ähnlichen Gründen nach einem Mittelpunkte streben. Wie viele von den ältern Offizieren lieben noch hohe und ge=lehrte Bücher zu studieren? Wahrlich, in den Stunden, die ihnen von den Geschäften des Dienstes und von der Sorge für ihre Truppe übrig bleiben, ist es am wenigsten die wissenschaftliche Spekulation, zu der sie sich hingezogen fühlen. Von neuen Ideen findet also nur das in die Ar=mee Eingang, was anschaulich, plausibel oder wenigstens

durch den Ausspruch hoher Autoritäten brevetirt ist. Deshalb darf man nicht glauben, daß diesen achtungswerthen praktischen Männern der Verstand fehle, um selbst zu prüfen oder ihre eigene Meinung zu haben, aber sie denken, daß man als praktischer Soldat zwar Liebhaber schöner und neuer Ideen, aber selten nur ein Anbauer dieses Feldes sein könne. Die, welche so denken, haben die richtigen Gedanken, und die brauchbarsten Männer des äußern Lebens haben stets ähnlich geurtheilt über ihr Verhältniß zur Wissenschaft und Kunst. Ohne Zweifel giebt es in jeder Armee auch vorzugsweise spekulirende Köpfe, welche von der Natur zum Nachdenken gemacht sind und denen es eine Nothwendigkeit ist, Alles denkend zu analysiren, aber sie bilden sehr die Minderzahl, und das ist gut, denn im äußern Leben ist die tiefe Spekulation vielfach nur unnütz. Welches wird also die Bedeutung einer Institution sein, welche die höchsten militärischen Talente an sich zieht, welche nach der ächten Krieges-Wahrheit unermüdlich strebt, der alle Generale angehören und in der sich also Talent, Nachdenken und Erfahrung zusammenfinden? Wird diese Institution nicht auf eine sehr anregende, fruchtbare Weise auf die Armee einwirken, wird sie nicht die Seele des ganzen Körpers sein? Von diesem weiten Einfluß des General-Stabes kann dadurch nichts verloren gehen, daß derselbe eine nur verhältnißmäßig geringe Anzahl von Offizieren umfaßt, denn die Bedeutung einer Anstalt für das geistige Leben richtet sich mehr nach der Gediegenheit der Meinungen als nach der Anzahl der Mitglieder. Lichtvolle und schöne Ideen pflegen sich mit der Schnelligkeit des Blitzes zu verbreiten und die Abhängigkeit des geistigen Lebens der neueren Armee von der Thätigkeit ihres General-Stabes scheint außer Frage gestellt zu sein.

Die geistigen Bestrebungen verdienen wohl einige Aufmerksamkeit und vornehmlich in den Perioden des Friedens. Man hat mehr als einmal erfahren, daß ein langer Friede das frische und strebende Element, was des Geistes ist,

verdrängt, und ein Schattenleben an die Stelle gesetzt hat, eine Welt von Formen und Pedanterie, ein Dasein der Gewohnheit und Vegetation, bei dem nicht allein der Fortschritt zum Bessern, sondern auch die Kraft des Aufschwunges und des Willens verloren geht, denn diese höheren Potenzen des menschlichen Lebens ziehen ihre Nahrung nur aus der Thätigkeit und Gesundheit des Geisteslebens. Je mehr die Bildung aller Orten wächst, um so mehr wird die Erhaltung einer kräftigen, lebensfrohen, geistigen Existenz eine Nothwendigkeit für die Armee, um so mehr scheint es nützlich, dieselbe mit geistigen Impulsen zu versehen, sie auf die verschiedenste und mannichfachste Weise anzuregen und sie nicht dem Schlummer zu überlassen.

Welches sind nun aber die Bedingungen des geistigen Lebens? Auf welche Weise wird dasselbe angeregt und bewegt? Auf welche Weise und durch welche Mittel wird in den Ständen und Altern, die dem praktischen Leben angehören, das geistige Leben rege und thätig erhalten? — Wir müssen bei der Beantwortung dieser, für die Gegenwart gewiß wichtigen, Fragen etwas tiefer hinabsteigen, und uns nach den Grundkräften der innern Welt des Menschen umsehen; man muß schon ein wenig Metaphysiker werden, wo man sich in das Reich der reinen Idee hinabzusteigen entschließt.

Zuvörderst kann man sagen, daß der Prozeß des geistigen Lebens in zwei Haupttheile zerfalle, wie der des animalischen Lebens. Wenn nämlich dieses 1) der Nahrung bedarf und 2) der Zersetzung, Verdauung und Assimilation dieser Nahrung, so bedarf jenes gleicherweise a) des Impulses und der Anregung, und b) der geistigen Zersetzung und Verdauung, welche letztere durch die selbstthätige Natur unseres Geistes hervorgebracht wird.

Diesen zweiten Theil des geistigen Prozesses aus einander zu setzen, ist Sache der Logik, wir beschäftigen uns hier nur mit dem ersten Theile, der aus dem äußern Leben und aus sinnlichen Einwirkungen hervorgeht, und in sofern eini-

germaßen innerhalb der Wirksamkeit der Behörden und Gewalten liegt.

Durch welche äußere Mittel nun verbreitet sich Anregung des geistigen Lebens? — Wir nehmen hier eine dreifache Art davon an, ohne übrigens auf diese Eintheilung ein sonderliches Gewicht zu legen, und wir sagen, das geistige Leben der Armee werde angeregt:

a) durch die Literatur und Publikation von Schriften;

b) durch die Verhältnisse des Dienstes selbst, durch die Anschauungen der Manoeuvres, in sofern dieselben den Geist des Einzelnen zu neuen Hervorbringungen und Gestaltungen auffordern, und endlich

c) durch die unmittelbare persönliche Bestimmung der militärischen Notabilitäten und durch den Verkehr mit der Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaft.

Wir gehen alle drei Arten einzeln durch und handeln zuerst:

a) Von der Bedeutung der Militär-Literatur für die Armee. — Die Tendenz der Literatur ist Niemanden unbekannt; sie soll unserm Verstande und unserm Gemüthe Nahrung darbieten, indem sie uns neue Ideen giebt und die alten auffrischt, oder denselben doch eine neue Form giebt — kurz, unser Geist wird durch die Lektüre aufgemuntert und gekräftiget, und ihm jene Freudigkeit erhalten, die selbst auf unser äußeres Thun vortheilhaft zurückwirkt. Es giebt freilich auch Leute, die durch den alltäglichen Gang des äußern Lebens eine solche Abstumpfung haben über sich kommen lassen, daß sie nicht allein Nichts lesen, sondern auch von Nichts weiter mögen reden hören, als was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes gehört; aber man kann wohl wünschen, daß diese Klasse von Armee-Mitgliedern sich gänzlich verlieren möge, denn sie sind sich selbst kaum zu etwas nütze, und viel weniger noch der Armee.

Wenn nun der General-Stab, wie wir oben sagten, ein Motiv der geistigen Anregung für die Armee ist, so

scheint dies doch in Beziehung auf die Literatur weniger der Fall zu sein. Die Literatur ist kein Monopol, sie steht Jedem offen, und so ist es natürlich, daß in der Armee viel mehr Bücher geschrieben werden als im General=Stabe. Beständen nun für die Militär=Literatur genügende und günstige Verhältnisse, so wäre dies gewiß untadelig und gut, denn kein wahrer Patriot kann wünschen, daß die Thätigkeit der General=Stabs=Offiziere seines Landes sich darin concentrirte, daß sie Bücher schrieben. Die Stellung der Militär=Literatur indessen ist so wenig eine günstige zu nennen, daß sie vielmehr eine sehr benachtheiligte und stief=mütterlich behandelte ist, in Vergleich mit manchem andern Literatur=Zweige; der Staat, der mit Recht so viel thut für die Erhaltung und Veredelung seines Kriegesheeres, hat für den Anbau der Wissenschaft, die in seinem Heere leben soll und die so ernster Natur ist, nicht dasselbe ge=than, was er für die andern Wissenschaften gethan hat.

Weshalb hat nun aber die Literatur der Krieges=Wis=senschaft eine weniger günstige Stellung als andere Litera=turen? Im Allgemeinen könnte man hier kurz und erbau=lich antworten: Die Militär=Literatur leidet unter dem=sel=ben Drucke wie die Armeen überhaupt, unter dem langen Frieden nämlich; sie verliert dadurch nicht gering an ihrer Bedeutung beim großen Publikum, ja, was mehr ist, an ihrem Interesse für den Krieger=Stand selbst. Es lassen sich indessen noch einige nähere Gründe für die nachtheilige Stellung der kriegswissenschaftlichen Bücher angeben. Die=selbe hat für ihre meisten und gediegensten Werke nur ein kleines Publikum. Militärische Bücher rentiren sich mei=stens sehr schlecht, und was den literarischen Ruhm anbe=trifft, so ist er nicht gerade eine sehr sichere Staffel zum äußern Fortkommen im Kriegesheere. Das mag seine gu=ten Gründe haben, man hat einige betrübende Erfahrungen gemacht in Beziehung auf die gelehrten Soldaten, aber die Literatur muß unfehlbar darunter leiden. Sodann ist auch die Krieges=Wissenschaft vorzugsweise eine empirische, in

der jeder Unerfahrene nur mit Schüchternheit sich zeigen kann. Das Gewicht dieses Umstandes wird noch vermehrt (zum Schaden der Literatur im Ganzen ohne Zweifel) durch die Strenge einiger militärischen Kritiker; diese erheben ein großes Geschrei, so wie ein novus homo, d. h. ein Mann, der keiner Bataille beigewohnt hat, mit einer etwas ungewöhnlichen Behauptung aufzutreten sich erkühnt, man verdammt ihn oft, ohne ihn gehörig geprüft zu haben. Unsere militärische Kritik ist wohl etwas zu strenge; es ist gewiß, daß die Kriegeslehre ihre ewigen Gesetze und ihr rein rationelles Element hat, das der Bestätigung der Erfahrung gar nicht bedarf — aber so viel ist wohl zuzugeben, daß diese Lehre doch immer vorzugsweise auf den Grundlagen der praktischen Erfahrung aufgebaut sein muß. — Man hat in der That Recht, alle Resultate der Spekulation so lange mit einigem Mißtrauen zu betrachten, als sie sich nicht durch den Erfolg erhärtet haben. Dazu ist einmal der menschliche Geist zu sehr dem Irrthume unterworfen und dazu sind wirklich die Verhältnisse und Mächte des Krieges noch zu wenig erkannt, zu außerordentlich und zu dunkel.

Nun hat aber die Kriegeslehre dabei etwas Eigenthümliches, sie ist eine Erfahrungs-Wissenschaft, und dennoch ist sie nur in einzelnen Perioden der Geschichte Erfahrungen einzusammeln im Stande. Die Wissenschaften des Friedens haben auch ihr Empirisches, die Medizin z. B., das weite Gebiet der Naturlehre, die Erdkunde u. s. w., alle bedürfen der Erfahrungen und Beobachtungen, um ihr wissenschaftliches Gebäude aufzuführen; aber diese Erfahrungen gehen ihnen täglich in großer Menge zu und sie erhalten somit ein historisches Material, welches unendlich viel reichhaltiger ist als das der Kriegsgeschichte.

Hat aber nicht die Krieges-Lehre ihre erfahrenen und stimmfähigen Militärs, wie z. B. die wissenschaftliche Medizin ihre berühmten Aerzte und Operateurs hat? Ja, aber die ersteren gehören den höheren Stellen der Armee an,

sie haben ihre dienstlichen Geschäfte, sie sind gezwungen, sich der Mitwirkung zur Literatur nur allzu sehr zu entziehen. —

Was folgt nun endlich aus dieser ungünstigen Stellung der Militär-Literatur? — Für die Wissenschaft das Schlimme, daß sie Gefahr läuft, stationär zu bleiben, und daß sie z. B. folgendermaßen spricht: „Neue Erfahrungen giebt es nicht und die alten sind hinlänglich benutzt; man kann also im Ganzen nichts mehr sagen, ohne zu wiederholen, was schon gesagt worden ist, oder ohne zu befürchten, müßige Chimären zu Markte zu bringen, die sich auf keine positiven Beobachtungen stützen." — Was folgt aber für die Armee daraus, wenn die Wissenschaft stationär geworden ist und also spricht? — Nichts anderes, als der geistige Nihilismus, die Indifferenz gegen das militärische Wissen. Wenn Theorieen zu nichts taugen und keine Erfolge verbürgen, wenn die Erfahrungen des Friedens und das Nachdenken nur zu Hirngespinnsten führen soll — dann ist das Resultat ein einfaches, man verhält sich gleichgültig gegen dasjenige Wissen, welches zunächst bestimmt ist, den Geist des Soldaten zu bereichern. Aber mit der Gleichgültigkeit für das Wissen ist Gleichgültigkeit für die ganze Sache eng verbunden; Indifferenz überhaupt ist der hoffnungsloseste aller Zustände, Irrthum kann noch zum Rechten zurückführen, Gleichgültigkeit kann nur zum unbedingten Rückschritt und zur moralischen Schlaffheit führen. So gewiß ist es, daß der gute Fortgang irgend eines Zweiges der Literatur nur für ein großes Glück zu halten ist für das mit demselben in Verbindung stehende Fach des praktischen Lebens; denn wo einmal geistige Bildung herrscht, da fühlt sich kein Stand mehr glücklich in seinem Berufe, wenn in demselben der Fortschritt des geistigen Lebens aufhört und ein genügender Standpunkt der Idee fehlt.

So viel über die eigenthümliche schwierige Stellung der Militär-Literatur und über die Nothwendigkeit, den höheren Standpunkt des Waffenlebens stets im Auge zu be-

halten. Was ist nun aber zu thun, um die Bewegung und Mannichfaltigkeit der Idee stets zu erhalten in diesen langen Friedensperioden? — Hier muß vor allen Dingen verhütet werden, daß die Wissenschaft stagnire, dieselbe muß vielmehr in Fluß und Bewegung erhalten werden, und das wird geschehen, wenn man derselben eine fortgehende und geistvolle Kultivirung und Bearbeitung sichert. Es fehlt Vieles daran, daß das vorhandene Material der Kriegesgeschichte vollständig ausgebeutet wäre, im Gegentheil in dem Vorhandenen der Kriegesgeschichte liegt Stoff genug der Wissenschaft vor, um noch lange unsere Begriffe zu erweitern und neue Ideen anzuregen. Um es mit einem Worte zu sagen, wir möchten eine Akademie der militärischen Wissenschaft haben, je eine für jede der großen Armeen Europa's, und diese Akademieen würden am zweckmäßigsten dem General-Stabe attachirt werden. Die talentvollsten Militär-Schriftsteller, welche sich in der Wissenschaft schon eines Namens erfreuen, und welche mithin eine Bürgschaft ihres Berufes für diese Stellung bieten, sollten in völliger Muße den Studien des Krieges geschenkt werden. Von allen Dienstgeschäften entbunden, mit würdigem Gehalt und Rang hätten sie ihre Zeit den wissenschaftlichen Forschungen zu widmen. Man kann glauben, daß durch eine solche Anstalt der Werth und die Bedeutung der Krieges-Lehre sehr gefördert werden würde.

Die Akademie hat sich allenthalben als eine dem Fortschreiten der Wissenschaft sehr ersprießliche Einrichtung erwiesen. Ohne eine solche ist man gezwungen, die Gelehrsamkeit den Zufälligkeiten zu überlassen, ob sich etwa Männer finden, welche Hingebung und Liebe für die Sache genug besitzen, um ohne Hoffnung auf Belohnung oder Vortheil ihr Leben der Forschung zu widmen. Dies ist aber eine der Wichtigkeit der Wissenschaft wenig angemessene Stellung, und deshalb haben auch alle größeren Staaten die pekuniären Opfer nicht gescheut, um den Fortschritt wahrer Intelligenz zu befördern. Sie haben Akademieen der

Wissenschaften eingerichtet, nachdem Frankreich hierin vorangegangen war, und sie haben ihre größten wissenschaftlichen Berühmtheiten diesen Akademieen einverleibt. An dieser Wohlthat haben alle Zweige des Wissens Theil genommen; soll nun die militärische Wissenschaft die einzige sein, die davon ausgeschlossen bleibt? Diese Lehre, der eben so wenig ein streng wissenschaftlicher Inhalt gebricht, als eine hohe Bedeutung für die öffentliche Wohlfahrt? — Man kann ohne Bedenken sagen, daß große und allgemein anerkannte Militär-Schriftsteller als wesentliche Faktoren der Zeitgeschichte erscheinen. Die Werke eines Polybius und Vegetius in alter Zeit, und die von Vauban, Bülow, Erzherzog Karl in neuerer Zeit sind bei weitem noch etwas Anderes als bloß eine bildende Lektüre. Die Ideen, die in diesen Werken niedergelegt worden sind, finden sich wieder in den Gedanken und Entschlüssen der größten Feldherren ihres Jahrhunderts, sie werden zu Operationsplänen, zu Begebenheiten, Siegen und großen Katastrophen für ganze Völker. Der große Einfluß der geltenden militärischen Theorieen auf einzelne Feldzüge läßt sich genau nachweisen, und wenn nun also diese Wissenschaft von so hoher unmittelbarer Bedeutung ist, so fehlt es ihr auch nicht an Lebenskraft, um, trotz der Friedenszustände, noch lange neue Gestalten und Ideen empor zu treiben. Jedes Geschlecht hat ja überdies seine besondere Weise, die Dinge der Welt zu betrachten, und es läßt sich sicherlich annehmen, daß spätere Zeiten noch zu ganz anderen Ansichten über die Kriegeskunst kommen werden, als die jetzigen sind.

Von welcher Seite her man die Sache auch ansehen mag, zur Belebung des gediegenen militärischen Sinnes in der Armee würde eine Akademie der Kriegeswissenschaft und Kunst ein sehr geeignetes Mittel bleiben. Die Resultate würden sich ohne Zweifel bald genug herausstellen, denn die Geisteswerke bekannter Namen pflegen eine große Aufregung im Publikum zu verbreiten und unter den günstigsten Auspizien in die Oeffentlichkeit zu treten. Jeder will

etwas davon wissen, Jeder fragt, hört und erkundet so viel er kann, um wenigstens den allgemeinen Inhalt von dem zu kennen, wovon die ganze Welt spricht. Eine solche Aufmerksamkeit ist allerdings nur vorübergehend, indessen wird sie nie ganz ohne einige Folgen bleiben, sie wird ihre Keime und Impulse in mitten des Publikums zurückgelassen haben, und diese Keime schießen später auf und tragen ihre Früchte. Dies ist die Physik der Idee und das Verhältniß der Literatur zum Leben, und dieselbe Bedeutung hat selbige auch für unsere Armee. Wir können es nur mit Bedauern sagen, daß jetzt solche wohlthätige Impulse und Anregungen des Gesammt-Publikums durch bedeutende militärische Werke recht selten sind, denn unsere Koryphäen stehen durch amtliche Beschäftigungen der Wissenschaft fern. Die Wissenschaft in ihren höheren Stadien will einmal den ganzen Menschen, sie nimmt sein ganzes Dichten und Trachten in Anspruch. Eine militärische Wissenschaft, wie sie z. B. der General von Klausewitz geahnet und wie er sie in seinem bekannten Werke skizzirt hat, diese ist nur von einer militärischen Akademie zu erwarten, die gediegene Kräfte und große Namen besitzt. Die durch eine solche Akademie auf das Militär-Budget tretenden Mehrausgaben würden ohne Zweifel nicht unbedeutend sein, und man bedenkt sich mit Recht, die Militär-Budgets zu vermehren, aber eine große geistige Wohlthat würde man in diesem Falle dem ganzen waffentragenden Stande dadurch gewähren. Wir handeln

b) Von der geistigen Anregung und Belehrung, welche die Verhältnisse des Dienstes bieten können. — Die praktische Belehrung ist, wie man weiß, eine andere als diejenige, welche wir durch Lektüre erhalten; der Unterschied ist, daß die erstere unsern Verstand mehr zur eigenen Produktion veranlaßt, die letztere sich mehr an das Gedächtniß oder höchstens an das kritische, analysirende Vermögen unseres Geistes wendet. Beide Arten der Belehrung, indem sie verschiedene Weisen der geistigen

Thätigkeit bedingen, scheinen sich allerdings zu ergänzen und in Verbindung gesetzt werden zu müssen; insonderheit aber ist es die erste Art des Studiums, die Belehrung über Welt und Menschen durch den Augenschein und durch Reisen, an der man heutiges Tages in der großen Welt vorzugsweise Geschmack findet, und in der That ist diese Art, sich zu unterrichten, leicht und angenehm genug, wird auch überdies noch durch die verbesserten Kommunikationsmittel erleichtert. Diese Studien im Fluge sind so sehr in Mode gekommen, daß unsere Literatur mit den schriftstellerischen Produkten davon mehr als billig bereichert ist; Staatsmänner, Gelehrte und Dilettanten studieren jetzt die Geschichte der Vorzeit, die Zustände der Gegenwart und die Künste nur auf dem klassischen Boden selbst und an Ort und Stelle. Man mag es allerdings für etwas gewagt halten, wenn man die Zustände eines großen Landes während einer Reise auf der Eilpost studieren will, aber diesem Streben im Ganzen liegt ein Fortschritt und eine richtige Einsicht zum Grunde. Man will sich allgemein von der Bücherweisheit emanzipiren, man will sich durch sinnliche Eindrücke und eigene Wahrnehmungen belehren und anregen.

In wie fern wird nun dieser Richtung der Zeit durch die Verhältnisse des militärischen Dienstes Genüge geleistet? Wie befördert man in der Armee Originalität und Produktivität des geistigen Lebens? — Die Manoeuvers sind hier vor Allem zu nennen; wir haben schon oben vielfach von ihnen geredet, und dieselben erlangen eine immer größere Wichtigkeit, je mehr eine gesunde Bildung sich in unserm Offizier-Corps entwickelt. Durch die Manoeuvers werden die Gesetze der Taktik immer aufs Neue in Anregung gebracht, besprochen und erwogen, man kommt selbst auf neue Vermuthungen und Ideen, die graue Theorie kann durch die Manoeuvers allein zum grünen Baume des Lebens werden. Es ist über diesen wichtigsten Punkt des Friedensdienstes und über den dazu gehörigen wesentlichen

Theil, über die richtige Weise der Kritik der Manoeuvers nämlich, so viel Gutes gesagt worden, daß es schwer halten dürfte, demselben noch etwas Neues hinzuzusetzen. Es ist gewiß, daß die Manoeuver-Kritik namentlich zwei Punkte festhalten muß; zuerst, daß sie das Lob oder den Tadel, zu dem sie sich veranlaßt sieht, auch stets gehörig motivirt, und sodann, daß die Kritik so viel als möglich an Ort und Stelle ausgesprochen werden muß, um das Bild, wie es eigentlich hätte sein müssen, vollständig unter Augen zu haben. Die Mannichfaltigkeit des geistigen Lebens der Offiziere wird durch eine enge Verbindung und eine vollständige Fusion der verschiedenen Waffen sehr befördert; sie erzeugt nicht allein einen kräftigen Gemeingeist in der Armee, der in den Tagen der Schlacht sich durch das richtige Eingreifen und die gegenseitige Unterstützung der Waffen kund giebt (denn dies liegt nicht allein in der Einsicht des Feldherrn, sondern auch im Geiste der Truppen), sondern die Ideen der Offiziere und Waffen werden dadurch berichtigt, erweitert und belebt. Der Kastengeist und die Abschließung der einzelnen Waffengattungen muß schwinden, wie die Armee überhaupt keine Kaste mehr ist. Preußen hat in dieser Beziehung eine Maaßregel getroffen, die sowohl nach ihrer inneren Seite hin für den Geist der Armee als auch nach der äußeren für einen künftigen Krieg von nicht geringer Bedeutung sein dürfte, dies sind die Kommandirungen zur Dienstleistung bei einer andern Waffe und vornämlich der Infanterie- und Kavallerie-Offiziere zur Artillerie und zu den Pionieren. Diese Maaßregel geht, wie gesagt, von dem Grundsatze aus, daß die Waffen eng verschwistert sein müssen, und je größer die Bedeutung der Artillerie für die Folgezeit zu werden scheint, um so dankenswerther und zeitgemäßer erscheint diese praktische Artillerie-Schule für die Armee, durch die den einzelnen Offizieren Gelegenheit geboten wird, die Verhältnisse, Kräfte und Grundsätze dieser Waffe durch den Augenschein kennen zu lernen und zu studieren. Aus ähnlichem

Grunde ist es auch hier der Ort, unsere Ansicht zu wiederholen, daß die Vereinigung der drei Waffengattungen in denselben Garnisonen eine Maaßregel von so großem Nuzzen für die Armee sein würde, daß dieselbe nicht geringer Opfer werth wäre.

Eine verständige Oeffentlichkeit endlich, von den Behörden der Armee gegenüber eingehalten, scheint ein weiteres Moment der Anregung zu sein. Es wird, wie man leicht einsieht, viele Sachen geben, die ein Geheimniß bleiben müssen; wo aber kein offenbarer Nachtheil von der Veröffentlichung zu besorgen ist, da erscheint es der Armee wegen vortheilhaft, das geheimnißvolle Dunkel, in das sich in früheren Zeiten die Autoritäten zu hüllen liebten, zu entfernen, und von den Grundansichten und Instruktionen der Behörden möglichst viel in die Armee gelangen zu lassen. Vielleicht könnte auch dies noch zu einem weiteren Mittel der engen Verbindung aller Theile werden und einer gesteigerten Theilnahme, eines lebhafteren Interesses der einzelnen Offiziere an der Entwickelung und Veredelung des Ganzen. Wir handeln:

c) Von den Anregungen durch individuelle Einwirkung. — Hier haben wir ohne Zweifel den wichtigsten und nachhaltigsten Hebel des Lebens. Alles, was die Freundschaft, der Dispüt, die Ueberredung bewirken können, liegt innerhalb des Gebietes des persönlichen Verkehrs und der individuellen Beziehungen, in demselben ist die Werkstätte der äußeren Geschichte und der inneren Zustände und Sitten. Indessen kann es sich hier nicht um eine Analyse unserer gesellschaftlichen Verhältnisse handeln. Unsere Frage kann bloß sein: giebt es Organe und Mächte in der Gesellschaft, welche geeignet sind, auf die geistige Bewegung und auf die Sitten der Armee einzuwirken? Welches ist das Beispiel, an das sich die Armee zunächst zu halten hat? — Diese letzte Frage ist leicht zu beantworten. Ja, es giebt Autoritäten, aus deren Beispiel und deren Verhalten das geistige Leben der Armee Nahrung zieht!

Dies sind die Persönlichkeiten der hohen Generale und weiterhin noch die Kommandeure der Regimenter. Der Einfluß, das Beispiel und die Intelligenz der Höheren soll das geistige Leben der Niedern befruchten und verschönern, dieselben zur Entwickelung richtiger Entschlüsse und Ansichten bestimmen. Eine doppelte Macht erscheint also hier, welche auf das Offizier-Corps im Ganzen einwirkt, und zwar zuerst die Gewalt der Persönlichkeit oder das Beispiel und der Wille der Höheren und der Vorgesetzten, und sodann die Gewalt der Massen und der allgemeinen Meinung, welche sich durch die Gemeinschaft mit dem großen, gebildeten Publikum dem Heere mittheilt. Beide Potenzen wirken unzweifelhaft und mächtig auf das Ganze, oft werden die Wirkungen und Tendenzen beider nicht völlig dieselben sein, aber in einem wohl geleiteten und loyalen Staate werden sie doch nie gänzlich aus einander fallen. Damit aber die geistig bestimmende Gewalt der Höheren über die subalterne Sphäre zu ihrer ganzen Ausdehnung und ihrem Werthe gelange, muß auch eine Superiorität vorhanden sein. Die Höheren müssen nicht allein zu befehligen, sondern auch zu interessiren wissen, sie müssen mit der Zeit rüstig vorwärts schreiten und für neue Ideen und Ansichten nie das Interesse verlieren, denn dadurch werden sie am meisten die Gemüther der Jugend sich gewinnen. Die jüngere Welt pflegt für das Neue zu schwärmen, und oft für Neuerungen, die vorzeitig und schlecht überlegt sind. Dahin kann nun das gesetztere Alter, das die Würden zu bekleiden pflegt, der Jugend nicht folgen, und muß sie sogar davon zurück zu bringen suchen; aber ohne Zweifel müßte man nie das Neue von vorn herein mit Mißtrauen betrachten, sondern dasselbe vielmehr begrüßen und sich gern mit ihm bekannt machen, mit Vorbehalt aller Behutsamkeit jedenfalls. Es giebt aber eine Behutsamkeit, die einem entschiedenen Hasse gegen jede Neuerung gleich zu achten ist, die um jeden Preis der letzte sein will, das Neue anzunehmen, wenn es alle Uebrigen schon

geprüft haben. Dieser Weg ist aber nicht zu betreten ohne die Gefahr, in seiner Entwickelung hinter den Uebrigen zurück zu bleiben. Alle Armee-Behörden sollten ihre Neigung an den Tag legen, das Neue und aus der Zeit Hervorgegangene wenigstens äußerlich recht hoch zu achten (denn einführen läßt sich allerdings sehr Vieles des Neuen nicht), sie würden dadurch eine große geistige Lebendigkeit hervorrufen.

Dies sind die geistigen Bewegungen, welche das Leben des Friedens-Soldaten anregen und verschönern sollen; dieselben gehen hervor aus der belehrenden und weisen Anordnung des Dienstes, dann aus dem Beispiele und den Anleitungen der Vorgesetzten, aus den Beziehungen und dem Umgange des Privatlebens und endlich aus der Lektüre und der militärischen Wissenschaft. — Wir nannten auch oben den General-Stab die Seele des ganzen Armee-Körpers, wir schrieben ihm eine große Einwirkung zu auf die Erhaltung des wissenschaftlichen Geistes der Armee. Wie viel, könnte man jetzt fragen, geht von jenen anregenden Mächten aus dem Schooße des General-Stabes hervor, wie viel kommt anderswo her? — Die Beantwortung einer so arithmetisch gestellten Frage muß aber von der Hand gewiesen werden. Die Verbindungen des geistigen und des äußern Lebens sind nicht von der Art, daß sie sich durch Verhältnißzahlen festsetzen und daß sich etwa sagen ließe, diese Behörde muß eins, und jene das andere sich zuschreiben von dem Kulturstande der Gegenwart. Die bewegenden Kräfte des geistigen Lebens liegen oft ganz an anderen Orten, als man glauben mag, und es ist schwer zu sagen, von wo diese oder jene Idee, die wir alle ihrem Inhalte nach kennen, ausgegangen ist. Es geht mit dem Gange der Ideen wie mit dem Umsatze der Waaren. Diejenigen, welche eine Waare verkaufen oder sie spediren, sind nicht immer die, welche dieselbe produzirt haben. Bei unsern Kolonialwaaren nun wissen wir z. B., daß man dieselben aus Westindien bezieht, aber woher diejenigen, welche

Ideen und geistige Waaren verbreiten, dieselben genommen haben, ist nicht so leicht auszumachen, und man kann wohl nur sagen, daß der größere Theil mittelbar oder unmittelbar von da kommt, wo die größte Tüchtigkeit und Kenntniß zu Hause ist, und wo also die Ideen einen günstigen Boden finden und gedeihen können. Die belebende Wirkung eines wahrhaft intelligenten General-Stabes für die Armee ist also eine ausgemachte Wahrheit; dieses Institut wird eine große Zukunft haben in unserer modernen Welt, seine Bedeutung wird immer mehr erkannt werden, und wird steigen, je mehr unsere Wehr-Verfassung sich vervollkommnet und die wahre Aufklärung zunimmt. Die soziale Mission des General-Stabes und die rein militärische Aufgabe desselben werden sich immer mehr identifiziren.

Wir sagten oben, daß die militärische Theorie nicht allein auf der Hochschule des Krieges unsern studierenden Jünglingen sollte fleißig eingeprägt werden, sondern daß dieselbe auch noch bestimmt sei, den praktischen Jahren des Waffenlebens Reiz und geistige Erhebung mitzutheilen. Diese Behauptung mag einige Zweifel rege machen. Wir wissen sehr wohl, daß man der Krieges-Wissenschaft die Eigenschaft abgesprochen hat, höheren geistigen Ansprüchen genügen zu können, man hält dieselbe für eine trockene, durch und durch prosaische Erfahrungs-Wissenschaft, die in Zeiten des Friedens nun vornämlich gar kein Interesse zu erregen fähig sei. Man kann hierin so weit gehen, daß man die militärische Theorie sogar nach ihrer Eintritts-Karte fragen will in eine Akademie der Wissenschaften, und daß man ihr also die Berechtigung abstreiten will, sich Wissenschaft nennen zu dürfen. Man ist gewohnt zu verlangen, daß jede Disziplin, die sich für eine Wissenschaft ausgiebt, ewige, unabänderliche Basen nachweise, auf denen sie ruht, daß sie die Möglichkeit einer Entwickelung und von Fortschritten in sich trage, die nie aufhören, endlich, daß sie im Stande sei, die Menschen zu veredeln und besser zu machen. Man verlangt endlich noch, daß jede spezielle

Wissenschaft, welche in der Akademie vertreten wird, ihre Beisteuer gebe für die allgemeine Wissenschaftlichkeit oder die Allgemeinbildung. Die Resultate der einzelnen Wissenschaft sollen nicht ihr allein angehören, sondern auch auf die andern Wissenschaften einiges Licht werfen; kurz, alle Pflegekinder der gemeinsamen Akademie sollen sich gegenseitig in die Hände arbeiten.

Diese Zweifel sind nicht ganz aus der Luft gegriffen. Es ist wahr, daß man bis jetzt nicht gebührend gestrebt hat, die strengen und unveränderlichen Grundlagen der Kriegeslehre zu finden, man hat dieselbe nicht hinlänglich auf die Gesetze der Natur und die Beschaffenheit des Menschen zu begründen gesucht, wie sie doch hierauf begründet ist. So lange man aber dies nicht für nöthig oder gar für schädlich hält, wird unsere Theorie des Krieges den Charakter der Willkürlichkeit, Trockenheit und Unvollständigkeit kaum verlieren können; man wird nicht im Stande sein, ihr das Interesse zu verleihen, was sie haben kann, die Gemüther werden sich in ihr nicht befriedigt und nicht erhoben fühlen. Je mehr die Zeit fortschreitet und die Bildung steigt, um so unabweisbarer wird es, die strenge Wissenschaftlichkeit unserer Kriegstheorie, die jetzt nur geahnet und vermuthet wird, aufzufinden und faktisch herzustellen, nicht, um auf diese Weise Schlachten zu gewinnen, sondern um die allgemeine Theilnahme dieser Theorie zu sichern.

Die militärische Wissenschaft ist wahrlich und gewiß mehr als ein Konvolut von topographischen und taktischen Erfahrungssätzen, wofür man sie so oft hält. Allerdings sind die topischen Gesetze ein wesentlicher Theil des militärischen Bewußtseins. Die Topographie ist eine Nachbildung der Natur durch Instrumente und nach Regeln, die eben so viel mathematischen Wahrheiten entnommen sind; sie legt in unser Gemüth jenen ersten Grund zur Vertrautheit mit der Natur und ihrer wechselnden Erscheinung, welche die Gewähr einer späteren gründlicheren Natur-Erkenntniß giebt. Ohne die Erkenntniß der Natur und ihrer Ter-

rainform gab es nie einen tüchtigen General. Indeß muß das Terrain-Studium des Generals ein anderes sein, als das des Naturforschers. Die Studien des Taktikers stellen die topischen Formen in sofortige Beziehung zu den lebendigen Massen und Kräften. Das Studium jener gewaltigen und dichten Haufen von lebendigen Individuen, die der neueren Taktik so eigenthümlich sind, das Studium der Massen mit einem Worte, ist das andere des Generals. Die Massen haben, wie jede andere Substanz, ihren Organismus, ihre Gesetze und Eigenschaften, welche mehr oder weniger genau erkannt und gemessen werden können; sie haben ihre bestimmten Dimensionen, sie nehmen bestimmte Räume ein, sie haben ihre Schnelligkeiten, ihren Druck, aber sie haben auch ihr inneres Element, ihre moralischen Bestimmungen, Wirkungen und Eindrücke. Alle diese Eigenschaften der Massen stehen nun in enger Abhängigkeit von den Verhältnissen und Formen des Bodens, auf dem sie sich bewegen und ohne den sie nicht gedacht werden können. Diese den Massen inwohnenden physischen und moralischen Beschaffenheiten und Mächte, nebst den Eigenthümlichkeiten des Gebäudes bilden zwei der Grundbestimmungen für alle taktischen Gesetze. Es kommt aber noch ein dritter Stoff hinzu, dies ist die Wirkung und die Trageweite der Waffen, die aus der Erfahrung hergenommen werden und der ganzen Kriegeskunst zur Grundlage und zur Voraussetzung dienen, so daß bei wesentlich veränderten Waffen auch ganz andere taktische Gesetze nothwendig werden würden. Dies dritte Grund-Element der Taktik durchdringt die beiden andern völlig und verschwistert sich mit ihnen zu einem und demselben Inhalte. Keine Terrain-Gestalt giebt es z. B. für den General, die nicht durch die Art der gebräuchlichen Waffen erst ihre taktische Bestimmung erhielte, und kein den Menschen- oder Reiter-Massen innewohnendes Gesetz kann es geben, wobei nicht die Natur und der moralische Eindruck der Waffen mit in Rechnung gebracht wäre. Diese große

Trias militärischer Erkenntniß soll bei dem großen General nicht in Form der Lehre, sondern in leiblicher Gestalt erscheinen, sie ist vereinigt in dem, was man Feldherrnblick (coup d'oeil militaire) nennt, denn dieser ist nichts anderes, als die zur That gewordene, der menschlichen Natur völlig eingebildete, militärische Lehre.

Die militärische Lehre hat gewiß und wahrhaftig mehr als einen logistischen Theil, sie hat auch ihre universelle Seite, sie ist im Stande, unsern Verstand nicht allein zu schärfen, sie kann auch unsern Geist veredeln, sie kann denselben hinführen zu den Urquellen aller Wahrheit, zur Religion und zur Strenge der Sitten. Man kann dies natürlich nicht so verstehen wollen, als wenn ein Buch über die Kriegführung dasselbe sei wie eine Lehre der Moral, sondern nur in der Art, daß das Studium des Krieges zu Betrachtungen sehr ernster und hoher Art die Gelegenheit bietet. Die Kriegeslehre liefert einen sehr wesentlichen Beitrag zur Erkenntniß der Eigenschaften des Menschen und zur Seelenlehre. Freilich zeigt sich der Mensch hier nicht in seiner leichtern und angenehmern Thätigkeit, wie er sich bemüht, seinen Wohlstand zu vergrößern, wie er neue Annehmlichkeiten des Lebens erfindet oder große gemeinnützige Werke ausführt — der Krieg lehrt uns das menschliche Dasein von einer andern Seite kennen, in den höchsten Stadien der Leidenschaftlichkeit nämlich und der Aufregung, in furchtbaren Krisen und Kämpfen, wo Sekunden die Bedeutung von Jahren haben. Solche Zustände können keine lachenden Gemälde darbieten, sie können uns nicht unmittelbar zu der Welt des Ideals geleiten wie die schönen Künste, oder zu umfassenden menschenfreundlichen Plänen, wie die Staats-Oekonomie — aber zur geistigen Erhebung können sie uns allerdings führen. Die Lehren der Kriegeskunst sind wie jene ernsten Haine, welche die Alten anzulegen wußten, und deren Einrichtung so getroffen war, daß sie nicht die Eindrücke des Anmuthigen, sondern des Ehrwürdigen und Erhabenen hervorzurufen geeignet waren.

Alles sollte in ihnen die gewaltige Nähe der Gottheit ankündigen, bewegt und erhoben sollte man sodann zu den Stufen des nahen Tempels gelangen. Was legt uns endlich das Dasein einer unendlichen, unbegreiflichen Macht näher als die Elemente in ihrem Aufruhr, als jene verwüstenden Orkane, die brausend dahin schießen, und wo gab es mehr Ehrfurcht vor der Religion als unter den gedienten Kriegern. Gewiß, in den bangen Momenten der Entscheidung, in dem unvermutheten Wechsel und plötzlichen Umschlag der Ereignisse hat sich diesen Kriegern die Gewißheit aufgedrängt, daß mit unserer Macht nichts gethan sei und daß unser Wissen nichts sei gegen die stärkere Macht und die höheren Gebote, welche die Geschicke zu leiten bestimmt sind. Viele große Feldherren waren, wie man weiß, Anhänger des Fatalitäts-Glaubens, sie legten großen Werth auf die Kunst des Krieges, aber sie hatten erfahren, daß die Entscheidungen noch von andern Elementen abhingen; man weiß, welchen Werth die Alten auf die Opfer legten, daß andere Feldherren aus den Sternen die Bestimmungen des Schicksals zu lesen suchten; selbst aus dem Munde des großen Napoleon hat man den Glauben an seinen Stern gehört. Dies soll nur beweisen, wie ernster Art die Wirkungen der Kriege auf unser Gemüth sind. Würde nun diejenige Kriegeslehre eine vollständige und lebendig wirkende genannt werden können, welche uns nicht einzuführen verstände in die hier herrschenden Gemüthszustände? Aber auch abgesehen hiervon, so behandeln die militärischen Dogmen Gegenstände, die für sich selbst groß und ehrwürdig sind. Die Gegenstände der militärischen Theorie sind die äußern und innern Kräfte des Menschengeschlechts, die ewigen und allgemein bindenden Gesetze des letzteren sollen sich in den Bestimmungen der ersteren wiederfinden. Was Gott in jedes Menschen Brust und Hand gelegt hat, das soll den wesentlichen Inhalt ausmachen jener für langweilig verschrieenen Kriegs-Dogmen. Sollte uns nicht vielmehr diese Lehre zu tiefern Anschauungen führen und unsern Geist

zu Dem tragen können, der dem Menschen diese wunderbaren und mannichfaltigen Eigenschaften gegeben hat und der so hohe Mysterien in unsere Welt setzen konnte, die unser Dasein zugleich räthselhaft und anziehend machen. — Der Wahn währt nicht länger als seine Zeit, die Zeit wird kommen, wo man den allgemein menschlichen Gesichtspunkt des Krieges und seiner Lehre erkannt hat, man wird vorn am Anfange dieser militärischen Theorie die Worte finden: „Tritt ruhig ein, o Fremdling! denn auch hier wohnen Götter.“ Die Kriegeslehre steht auch in Verbindung mit dem Gesammtgebiete menschlicher Geistes-Entwikkelung, sie entlehnt uns manchen, aber sie ist auch im Stande, diese Schulden wieder abzutragen. Wir sagen in dieser Beziehung noch Einiges über die Verbindung der Taktik mit andern Wissenschaften. In der Beobachtung des Terrains und seiner mannichfachen Konfiguration liegt das ganze Buch der Natur vor uns aufgeschlagen, wir entnehmen aus diesem Buche jene Naturkenntniß, welche den reichsten und wohlthuendsten Besitz bildet für Gemüth und Verstand. Wenn wir die physischen und moralischen Gesetze untersuchen, welche den Massen der Fußgänger und Reiter inne wohnen, so müssen wir auf die Natur des Individuums zurückgehen; es gilt hier, tief einzudringen in jene Physik des Menschen, deren Erkenntniß der wesentliche Zweck ist des gesammten historischen und philosophischen Wissens. Sehr mit Recht also hat man diesen Theil der Taktik la partie sublime de l'art genannt. — Was ist endlich das dritte Moment, dessen wir erwähnten? Was bedeutet, vom universellen Standpunkte aus die Kenntniß jener großen und kleinen Maschinen, die von Menschenhand gearbeitet sind zur Zerstörung des Menschen? — Es ist der Standpunkt der Technik und der Industrie, welcher sich in dem System der Bewaffnung darstellt. Leider ist der Fortgang in Erfindungen und wohlthätigen Künsten immer begleitet gewesen von einer raffinirteren Einrichtung der Waffen und Maschinen des Krieges. Die schönsten Resultate,

die der menschliche Geist errang, seine Fortschritte in der Erkenntniß der Natur und der Beherrschung ihrer Kräfte mußte ihm dazu dienen, die Werkzeuge zu vervollkommnen, womit er seine Brüder vernichtet.

Die Erkenntniß der Gesetze und Gewalten des Krieges gewähren eine großartige Einsicht in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Bewährte Feldherren waren häufig auch tüchtige Staatsmänner und Administratoren, sie verstanden nicht allein niederzuwerfen, sie hatten auch gelernt aufzurichten, zu erhalten und geschlagene Wunden zu heilen. Wir könnten hier eine große Liste der Männer beifügen, welche in den Künsten des Krieges und des Friedens zugleich geglänzt haben, wir könnten sagen, daß der militärische und der geistliche Stand es sind, aus denen die größten Staatsmänner und Diplomaten hervorgingen, wir könnten von der Energie sprechen, die in früheren Zeiten Hannibal und Sulla, später Washington und Napoleon an der Spitze der Civil-Angelegenheiten zeigten, von den beiden berühmten Marschällen, die in England und Frankreich so großen Einfluß üben, von den glänzenden diplomatischen Talenten der Gegenwart endlich, die sich durch das Waffenleben gebildet haben — aber wir unterlassen es, diesen Gegenstand ausführlicher zu behandeln, und wiederholen hier bloß, daß nicht als Fremdling, sondern als lieber Genosse und Freund die militärische Lehre gewiß in den Verband der allgemeinen wissenschaftlichen Akademie würde aufgenommen werden, und daß sie nicht verfehlen werde, ein würdiges Blatt in dem Buche der Allgemein-Bildung und der allgemeinen Wissenschaftlichkeit voll zu schreiben.

Es giebt Leute, die von einer Akademie der Krieges-Wissenschaft schon darum nichts würden hören wollen, weil sie eine unendliche Scheu haben vor gelehrten Offizieren. — Es ist nicht unsere Absicht, die Gründe dieser Furcht näher zu zergliedern und etwa zu zeigen, daß dieselbe von dem Vorurtheil ausgeht, daß die Wissenschaft auch immer zum Mißbrauch der Wissenschaft führen müsse — wir wollen

hier bloß untersuchen, ob nicht die vorzugsweise wissenschaftliche Ansicht über die Maaßregeln und Ereignisse des Krieges noch einigen eigenthümlichen Werth behaupten könne, neben der rein praktischen Ansicht.

Wir kommen hier noch einmal auf die alten Griechen zurück. Man findet in den Geschichten des Thukydides und des Xenophon viele Beispiele der Art und Weise, wie die Griechen bei Berathung der Angelegenheiten des Krieges zu verfahren pflegten. Die Reden, welche man weitläufig in diesen Schriftstellern lies't, sind freilich nicht immer eben so wirklich gehalten worden, sie sind vielfach ein Machwerk der Autoren selbst, aber die Art und der Geist der Verhandlungen ist gewiß treu in ihnen bewahrt worden. Das Wesentlichste ist, daß immer Männer von entgegengesetzter Richtung und Gemüthsart sich zum Reden erheben. Nach dem vorzugsweise Vorsichtigen z. B. spricht der Kühne, auf den Alten folgt der Junge, denn die Griechen waren von dem Satze überzeugt, daß die Wahrheit stets in der Mitte liege.

Wodurch unterscheidet sich nun die wissenschaftliche und die rein praktische Anschauungsweise? Welches sind die Vortheile und Nachtheile einer jeden?

Vorsicht zuerst pflegt eine Haupteigenschaft der Ansichten und Maaßregeln der Gelehrten zu sein, alle nur mögliche Bedenklichkeiten sind erwogen, dem Studium der Verhältnisse ist der größte Fleiß zugewendet, Alles, was durch die Erfahrung der Geschichte und die Regeln der Kunst festgestellt ist und was dem Gedächtnisse des Praktikers so leicht entflieht, das ist weislich gesammelt und zum Kalkül herbeigezogen, um seine Richtigkeit zu garantiren oder um Mittel aufzufinden, die vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Der analytische Theil dieser Betrachtungen und Beweisführungen ist mithin in der Regel vorzüglich, kommen dann die Gelehrten zu ihren Vorschlägen selbst, alsdann pflegt man ihnen wohl den Vorwurf zu machen, daß sie zu sehr die Künstlichkeit lieben und die Mittelwege mit

halben Maaßregeln; daß sie sich zu sehr bemühen, den gordischen Knoten künstlich zu lösen, statt ihn mit kräftigem Hiebe zu zerhauen; daß sie stets das vorziehen, wobei wenig zu verlieren, aber dann auch natürlicher Weise wenig zu gewinnen ist, daß ihre Maaßregeln endlich sehr komplizirt und den Mißverständnissen ausgesetzt sind. Haben diese Vorwürfe auch einigen Grund, so mag man doch immer noch das behaupten, daß die gelehrte Ansicht als vorbereitende Betrachtung vor allen gehört zu werden verdient.

Die Anschläge des absoluten Praktikers mögen alle Tugenden der augenblicklichen Eingebung haben, gewiß aber haben sie auch alle Nachtheile derselben. Die Einfachheit und Anwendbarkeit ist nicht die geringste dieser Tugenden. Der Praktiker pflegt einen bestimmten Punkt im Auge zu behalten, dieser ist klar ausgesprochen, und selten bedarf es bei ihm der Demonstrationen, der Hin- und Wiedermärsche, der vielen und fast stets mißglückenden Maskirungen; seine Vorschläge besitzen auch alle die Entschiedenheit und Energie, die das Walten der augenblicklichen Konzeption mit sich bringt, und die durch ein langes Kalkül der Reflexion verwischt werden, um ihnen des Gedankens Blässe aufzudrücken. Eine große geistige Schöpfungskraft pflegt dabei den praktischen Genie's eigenthümlich zu sein, für jeden neuen Vorfall haben sie sogleich auch einen Vorschlag und eine That; man verwerfe einen Vorschlag, und sie werden mit einem zweiten nicht lange warten lassen — aber hier liegt auch die schwache Seite ihrer geistigen Richtung. Die praktischen Genie's bewegen sich vielfach in Täuschungen und Illusionen über die wirklichen Verhältnisse, weil sie über dieselben nicht nachzudenken lieben; sie glauben zu leicht an das, was sie wünschen, und täuschen sich oft mit Gewalt über die Unthunlichkeit dessen, was sich ihrer Einbildungskraft zuerst aufgedrängt hat. Daher ist bei denen, welche aus Eingebung handeln, auch der Eigensinn und die Hartnäckigkeit eigenthümlich, obwohl man dieselben Fehler auch den Gelehrten vorwirft. Die zu große Vorsicht ist

allerdings etwas sehr Unersprießliches, aber noch tadelnswerther ist der Feldherr, der ohne Noth wie ein verwegener Spieler handelt, welcher sein ganzes Geld auf eine Karte setzt. Und doch kann zu dieser Verirrung jene Genialität geführt werden, die das Nachdenken ganz verbannt und Alles der Konzeption anheim giebt, sie kann dahin kommen, mit der Möglichkeit des Erfolges zufrieden zu sein, ohne nach der Wahrscheinlichkeit des Erfolges, wie sie gemußt hätte, zu streben.

Das Resultat des Gesagten scheint zu sein, daß man der Wissenschaft und dem Nachdenken ihre gebührende Vertretung in der Umgebung der hohen Generale nicht rauben muß. Die Ansichten, die von hierher kommen, sind zwar weit entfernt, immer befolgt werden zu können, aber die Verhältnisse und Zustände der beiden gegenüberstehenden Heere werden von dem nachdenkenden und zur Reflexion geneigten Mann oft klarer sich darstellen, als demjenigen, welcher rasch zu denken und zu handeln liebt, der der augenblicklichen Eingebung folgt und der im Gewühle der Thatsachen den Faden des Ueberblicks verliert. Die ruhige und sachliche Darlegung der nachdenkenden Köpfe wird eine gute Vorbereitung sein, um aus den Vorschlägen der vorzugsweise raschen und schöpferischen Köpfe das Passende und Geeignete, was sie enthalten, herauszuhören. Die Sache ist dann gewiß gut beleuchtet, auf den Schultern des Ober-Generals ruht dann die große Last allein, nämlich den Entschluß zu fassen, den Befehl zu geben und die Verantwortlichkeit zu tragen.

Die Armee-Reduktion.

Wenn irgendwo Siege erfochten und Eroberungen gemacht werden, oder wenn ein feindlicher Nachbar unsere Gränze bedroht und wildes Kriegesgeschrei erhebt, dann fällt es Niemanden ein, von Armee-Reduktionen zu reden — Jeder sieht ein, daß große Armee-Budgets nothwendig sind und daß man pekuniäre Opfer zum Wohle des Ganzen bringen muß. Anders freilich ist dies, wenn der Friede lange dauert und auch die Zukunft nichts Beunruhigendes in sich zu schließen scheint; da ist es natürlich, daß sich die Leute den Geschäften des Friedens zuwenden und daß sie ein großes Verlangen nach einer wohlfeilen Regierung haben. In so weit erscheint nun dem Volke das stehende Heer, die Festungen und die Ergänzungen des Materials nur unnütze Ausgaben zu veranlassen, sie nennen diese Gegenstände Krebsschäden des Staates und schreien nach Reduktionen. Diesen Meinungen wird freilich durch das Benehmen und die Worte angesehener Männer Vorschub geleistet. Jedesmal, wenn in Frankreich oder England das Budget vor die Kammern gebracht wird, erheben sich die Männer der absoluten Sparsamkeit, um exorbitande Forderungen und Anträge in Beziehung auf die Reduktion des stehenden Heeres zu stellen. Sie schildern das Elend und die Armuth, die in ihren Ländern herrschen; sie sehen darin die Nothwendigkeit, die unerschwinglichen Abgaben zu vermindern; sie wollen eine au-

genblickliche und durchgreifende Reduktion der Armee und Flotte. Es ist merkwürdig, daß man eine ähnliche Sprache alle Jahre hört, daß aber dieselbe dennoch im größeren Publikum nicht mehr die Beistimmung und das Interesse findet wie in früheren Zeiten. Dies beweis't allerdings, daß die öffentliche Meinung sich über diesen so oft diskutirten Punkt aufzuklären anfängt und daß man bereits einsieht, die politischen Doktrinen und die Forderungen der Sparsamkeits-Männer enthielten vielfach eine mehr scheinbare als eine wirkliche und ausführbare Wahrheit. Das Elend und die Armuth, welche sich in der modernen Welt zu zeigen überall beginnen, sind eine eben so unläugbare als beklagenswerthe Thatsache, aber man weiß es jetzt, daß dieselben ihre Hauptquelle nicht etwa in den Steuern oder in den Zöllen haben. Diese Armuth würde nicht aufhören, wenn man die ganze Armee aufgelös't hätte, und man dadurch in den Stand gesetzt wäre, die Abgaben des Landes bedeutend herabzusetzen. Augenblicklich allerdings möchte diese Erleichterung sehr gefühlt werden und würde Freude in die Hütten der Armuth bringen; aber würde das von Bestand sein? hat dies Elend nicht noch andere und tiefere Gründe? — Der Pauperismus hat seinen Grund nicht in den Abgaben allein, sondern weit mehr in der Ungleichmäßigkeit der Vertheilung der Geldmittel, und diese Ungleichmäßigkeit ist jetzt größer als je, sie ist im Zunehmen begriffen, und alle gesetzlichen Mittel, die man gegen dieselbe gebraucht hat, sind wirkungslos geblieben. Der Grund dieser Erscheinung ist kein Geheimniß mehr, derselbe liegt in unsern geselligen und äußern Verhältnissen; die wachsende Ausdehnung des Handels, die Anschwellung der Fabrikthätigkeit, die Vervollkommnung der Maschinen endlich, der Assoziationsgeist der Reichen und Unternehmenden sind Gegenstände, welche den ungeheueren Reichthum der Einzelnen und die Armuth der Proletarier hinlänglich erklären. Diese Macht der Industrie hat also ihre sehr traurige und bedenkliche Seite; es giebt Gegenden in Europa, wo man

wünscht, dieselbe nie gekannt zu haben, und die Herren Hume und Atwood könnten das in ihrem Vaterlande herrschende Elend vielleicht mehr aus den Erfindungen und den Fortschritten der modernen Civilisation, so wie aus den dem Pauperismus eigenthümlichen Lastern erklären, als aus den Ausgaben für Heer und Flotte.

Diese Vorschläge, die stehenden Heere bis auf kleine Kadres aufzulösen, sind aber auch für den Augenblick noch so unausführbar, daß dieser Gegenstand eigentlich gar keiner Besprechung bedürfte. Kein Staatsmann, er gehöre einer Partei an oder habe sonst eine politische Ansicht, welche er wolle, kann von einer Abschaffung der stehenden Armee im Ernste reden wollen, und der Grund davon ist einfach. Die Ueberlegenheit eines Staates, der ein stehendes Heer unterhält und der seine Waffen fortwährend verbessert und sein Material ergänzt, über einen andern Staat, der dies unterläßt, wird von allen erfahrenen Militärs für so entschieden gehalten, daß es fast zu einem politischen Dogma geworden ist, kein Staat könne früher an umfassende Reduktionen seines Heeres denken, oder früher aufhören, sein Material zu verbessern, ehe es seine Nachbaren auch thäten. Es ist hier nicht der Ort, aus einander zu setzen, wie die politische Stellung Europa's die Kontinental-Mächte noch lange nöthigen wird, zahlreiche stehende Heere und Festungen zu unterhalten. Man braucht nicht gerade eingeweiht zu sein in die Geheimnisse der Politik, um doch einsehen zu können, daß diese Heere nicht zum Schein oder zum Vergnügen der Fürsten gehalten werden. Es giebt sehr ernste Fragen in Europa, Fragen, die schon sehr lange in suspenso gelassen sind, deren Augenblick aber einst kommen wird, und deren Entscheidung alsdann nicht der Gewalt des Wortes, sondern der Gewalt der Waffen wird anheim gegeben werden. Kann man sich also über die stehenden Heere verwundern, wenn man bedenkt, daß unsere politische Atmosphäre nur über uns hell ist, daß im Hintergrunde schwarze, furchtbare Gewitterwolken unbeweglich ste-

hen und daß ein fern rollender Donner uns jeden Augenblick an Vorsicht, Rüstigkeit und Einigkeit mahnt.

Es wäre indeß unnütz, einen großen Anlauf zu nehmen, um zu beweisen, daß stehende Armeen eine politische Nothwendigkeit seien, denn dies ist oft schon bewiesen worden, und, wie wir gesehen haben, die allgemeine Meinung fängt an, sich mit diesem Satze auszusöhnen; hier soll von der sozialen Nützlichkeit, wir sagten gern Nothwendigkeit, des stehenden Heeres die Rede sein, oder, was dasselbe ist, von den sozialen Nachtheilen und Uebelständen, die von einer allgemeinen Auflösung der Armeen zu befürchten sein würden.

Hierbei geben wir nun aber vorweg zu erkennen, daß man diese unthunlichen, radikalen Reduktionen nicht verwechseln darf mit vernünftigen und besonders allmäligen Einschränkungen in den Militäretats. Diese letzteren sind nicht allein nicht unmöglich, sondern es vereinigen sich auch die Wünsche aller patriotischen Männer hierin, den Kriegerstand selbst nicht ausgeschlossen. Aber man kann in Wahrheit sagen, daß in dieser Sache leichter zu sprechen als zu handeln ist, man muß ganz neue Verhältnisse erfinden, durch welche den Wehrinteressen eben so sehr als den Ansprüchen der Sparsamkeit im Staatshaushalte soll ein Genüge geleistet werden, und solche Verhältnisse müssen nicht allein erfunden, sondern auch geprüft und vorbereitet werden, und darüber kann wohl einige Zeit vergehen. Man kann hinzusetzen, daß in diesem wichtigen Punkte schon Manches geschehen ist, und daß man schon Fortschritte gemacht hat; die meisten Kontinental-Mächte haben ihre Armeen vermindert und bereiten noch weitere Veränderungen vor, auf die alle Welt mit Recht gespannt ist, denn ein hochwichtiger Gegenstand liegt hier allerdings vor. Drängen wir also diese Sache nicht mit einem übermäßigen Eifer, und mögen alle wahren Patrioten dieselbe nicht als eine Parteiangelegenheit, sondern als eine Frage betrachten, die noch nicht ganz gelöst worden ist.

Wir wollen in dem Folgenden indeß von dem Stande der Politik absehen, denn allerdings hält man die stehenden Heere für den Augenblick deshalb, weil sie nothwendig sind, und nicht, weil sie auf die Sitten und die Ansichten des Gesammtpublikums einwirken können. Wir nehmen an, der Friede erhalte für die Zukunft eine solche Sicherheit, wie sie der Unternehmungsgeist und der Staatshaushalt nur wünschen können; was wird die Folge sein, wenn man alsdann zu einer vollständigen Auflösung der stehenden Heere schreitet, wenn man keine Uniformen mehr sieht, und wenn die Offiziere alle den bürgerlichen Beschäftigungen zurückgegeben sind?

Um die Wahrheit zu sagen, so kann man nur Vermuthungen hegen darüber, wie sie die Zustände der civilisirten Welt stellen werden, wenn es kein Kriegerthum mehr geben wird, denn dies letztere geht unter zugleich mit den stehenden Heeren. Drei Jahrhunderte sind es, seitdem sich das Staats- und das gesellige Leben in Europa unter den Einflüssen und unter Mitwirkung stehender Heere entwikkelt hat, und wenn Einrichtungen eine so lange Geschichte haben und so tief in dem Boden der Vergangenheit und Gegenwart wurzeln, dann ist es nicht leicht, bestimmen zu wollen, wie sich Alles gemacht haben würde ohne diese Einrichtungen, oder wie sich in Zukunft Alles ohne dieselben gestalten würde.

Die neuen Wehr-Systeme, die seit dreißig Jahren entstanden sind, haben auch eine Idee ins Leben gerufen, die recht viele Anhänger hat, die aber, wie wir glauben, für den europäischen Kontinent noch lange unrealisirbar bleiben wird. Man will das Wehr-System bloß auf die Landwehr basiren und die stehenden Heere auflösen. Unsere Tagesblätter haben uns zu wiederholten Malen Berichterstattungen aus verschiedenen Residenzen geliefert, wie dieser oder jener Staatsmann oder Minister diesem Plane seine ganze Aufmerksamkeit schenke, und diese Berichte haben stets einigen Eindruck auf das lesende Publikum hervorgebracht.

Man sieht leicht, daß ähnliche Pläne nichts weniger bezwecken als die Vernichtung und Auflösung des Kriegerthums und die Eliminirung eines bis jetzt mächtigen Elements aus der Gesellschaft. Zweierlei Entgegnungen könnten wir den Anhängern dieser Idee machen. Zuerst eine rein militärische: „Kann es eine Landwehr geben ohne ein stehendes Heer und ohne eine militärische Erziehung; verwandeln wir durch eine solche Idee die Landwehr nicht in einen Landsturm, und würde nicht eine solche Wehr-Verfassung in der Länge der Zeit zu einer Kraft führen, die mehr auf dem Papier als in der Wirklichkeit existirte?"

Alsdann haben wir noch eine Entgegnung vom Standpunkte des Bürgerthums selbst: „Ist es auch gewiß, daß wir das militärische Element aus der Gesellschaft ausscheiden können, ohne dem gesunden sozialen Fortschritte, den nationalen Sitten und Ansichten Schaden zuzufügen?"

Es ist nicht anzunehmen, daß die Gegner des Kriegerthums und die Anhänger der absoluten Armee-Reduktion alle Männer seien ohne Nachdenken und Grundsätze, es sind gewiß eben so viele rechtschaffene und wohldenkende Leute unter ihnen, wie bei irgend einer anderen Ueberzeugung. Es ist möglich, daß dieselben auch nicht gesonnen sind, die soziale Wichtigkeit des militärischen Elementes geradezu zu läugnen, daß sie aber glauben, dieser Vortheil werde doch allzu theuer bezahlt, und die Unbequemlichkeiten und Gefahren, welche der Gesellschaft und der Armee-Reduktion kommen könnten, würden sich in der Länge der Zeit verlieren. Dies ist eine Ansicht, der man nur eine andere Ansicht entgegen setzen kann, und dadurch ist allerdings nichts entschieden. Um einen Beweis zu führen und eine Frage zu lösen bedarf es vor allen der Thatsachen und der Resultate, und diese wird man funfzig Jahre später vollständiger aufzuführen im Stande sein als jetzt. Wenn man nämlich die Frage aufwirft, in wie fern denn die stehenden Heere vortheilhaft gewirkt hätten für die Sitten und die geselligen Zustände der Gegenwart, so muß man gleich sa-

gen, daß die allgemeine Dienstpflichtigkeit, welche erst dem stehenden Heere die höhere soziale Bedeutung giebt, nur in einigen Staaten Mittel-Europa's ist eingeführt worden, und selbst hier noch unter mannichfachen und nachtheiligen Beschränkungen. Die neuere Wehr-Verfassung ist auch nur seit dreißig Jahren erst erfunden oder angewendet, und das ist eine sehr kurze Probezeit für ein so gewaltiges soziales Institut, dessen rechte und nachhaltige Wirkungen sich erst viel später zeigen dürften. Die Gegenwart ist mithin noch nicht in der Lage, um über die ganze Bedeutung unserer jungen militärischen Institutionen das Schluß-Urtheil abgeben zu können, und in einer kommenden Generation wird man besser einsehen als jetzt, in wie weit durch die militärische Erziehung ein Volk besser, kräftiger und einsichtsvoller werde, und in wie fern die uneingeschränkte Verpflichtung zum Kriegesdienste eine Nation weiter fördere als das Werbesystem Englands oder das System der käuflichen Stellvertretung in Frankreich.

Sollen wir indeß über die sozialen Wirkungen und Resultate der stehenden Heere in der jetzigen Friedensperiode reden und dabei vorzüglich Deutschland mit seinem Kriegerthume im Auge behalten, so ist hier zunächst auf die Entwickelung jener nationalen Gesinnung hinzuweisen, die heutigen Tages nicht mehr ein Wunsch, sondern eine Thatsache ist, welche sich wie sonst öfters, so besonders vor zwei Jahren, kund gab, als lautes Kriegesgeschrei vom Seine-Strom her erscholl. Diese ruhige, nationale und kräftige Haltung des deutschen Volkes, welche die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich zu ziehen anfängt, ist weder eine Zufälligkeit oder Naturgabe, noch auch die alleinige Folge der erhöheten Bildung und der Handelsinteressen, wie es der Fremde darstellen möchte. Die neu erweckten politischen Tugenden des deutschen Volkes mögen mancherlei Ursachen haben, aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Einführung neuer Heeres-Einrichtungen und die militärische Unterweisung, welche ein so großer Theil unserer Staats-

bürger erhalten hat, für einen nicht unwichtigen Hebel dieses Fortschrittes halten. Durch den Dienst im Heere hat sich nicht allein die Intelligenz, sondern auch das Selbstgefühl unsers Volkes gehoben. — Die ehrlichen Bursche, welche das Landleben auferzieht, haben wir in die Städte gebracht, wir haben ihnen Gelegenheit gegeben, das Leben und Treiben der Städter kennen zu lernen, wir haben ihrem Körper größere Gewandtheit durch Waffenübungen gegeben und ihren Geist durch diejenigen Lehren aufgeklärt, die dem theoretischen Unterrichte des Soldaten zum Grunde liegen, endlich haben wir sie zur Ordnung, Reinlichkeit, zum Gehorsam und zur Ehrfurcht für das Königthum erzogen, und so entlassen wir sie in ihre heimathlichen Fluren, wohin sie die erlangten Eindrücke und die erworbenen Fähigkeiten mitbringen und wo sie bald eben so brauchbare Arbeiter sind, als sie früher waren. Man hat Klagen gehört der Gutsherren und Landbesitzer über die ausgedienten Soldaten, die zu den heimathlichen Heerden zurückgekehrt sind, dieselben haben sich aber vielfach darauf bezogen, daß diese Leute einiges Widerstreben gezeigt haben, sich mit Stockprügeln regaliren zu lassen. Jeder Wohlmeinende kann sich hierüber nur sehr freuen; er erkennt daraus, daß die arbeitende Klasse nicht mehr in dumpfer Gefühllosigkeit dahin lebt, daß dieselbe durch den Kriegesdienst zur Selbstachtung und zum Ehrgefühl erzogen wird und daß hierdurch große geistige und moralische Fortschritte dieser sonst so stumpfen Klasse vorbereitet werden. Wenn man zusammen rechnet, wie viele Bursche aus den Land- und Stadt-Gemeinden in unserm Gesammt-Vaterlande eine militärische Schule im stehenden Heere seit dreißig Jahren durchgemacht haben, so möchte sich die Anzahl auf nicht viel weniger stellen als zwei Millionen. Nun, das ist eine hinlänglich große Zahl, um schon zu Resultaten zu gelangen, die man in einem ganzen Volke verspürt, und die also unserer Sittengeschichte angehören!

Die Armee in ihrer neuen Einrichtung ist aber auch zu einem großen nationalen Bande, zu einem vereinigenden Elemente geworden, und Deutschland war wohl das Land, das solcher nationalisirenden Elemente vorzüglich bedurfte. Es hat Zeiten gegeben, wo sich Theile unsers schönen Vaterlandes von uns ab- und dem Fremden zugewendet hatten, bis auf unsere Sprache fingen sie an, sich uns zu entfremden. Wenn es nun eine Aufgabe dieser Friedensepoche war, diese unsere Brüder zu uns zurückzuführen, was hat es dazu für ein besseres Mittel geben können als eben diesen Kriegesdienst in unsern stehenden Heeren und unsern Landwehr-Bataillonen, und, es ist gewiß, dieses große nationale Werk der Wiedervereinigung ist seit acht und zwanzig Jahren eben hierdurch so viel gefördert worden, als irgend wodurch anders. Wenn sich die Sache also verhält, dann sind die Millionen, welche die stehenden Heere auch im Frieden gekostet haben, doch wohl kein so ganz verlorenes Geld für unser Vaterland gewesen, und man hat in dieser Angelegenheit noch wohl einen andern Gesichtspunkt festzuhalten als den arithmetischen und den klein bürgerlichen der Kommunallasten? Große Dinge sind geschehen vor unsern Augen; schauen wir um uns und überzeugen uns, daß die Opfer, welche mit Bereitwilligkeit und Hingebung für unsere Wehrinteressen sind gebracht worden, nicht umsonst waren, sondern, daß sie ihre Früchte auch da getragen haben, wo man deren keine erwartete. Möge aber auch unsere große und untadelhafte Nation diese Wehr-Institutionen, die sich bis jetzt so sehr bewährt haben, nie anders als mit Hochachtung nennen, möge sie denselben ihren Eifer wie bisher schenken und den allmäligen Verbesserungen derselben mit gebührender Theilnahme folgen!

Man glaube ja nicht, daß diejenigen, welche unversöhnliche Feinde der stehenden Heere sind, deshalb Abgaben-Freiheit wollen, sie wollen aber diese Abgaben auf eine Weise verwendet wissen, die das allgemeine Beste mehr und wirksamer befördert, als dies durch die Armee geschieht.

Sie wollen z. B. jene ausgedehnten Bauten und nationalen Werke ausführen, welche den Verkehr erleichtern und das Leben der Einzelnen angenehmer machen; sie wollen Häfen anlegen, Straßen und gemeinnützige Anstalten bauen, die Städte verschönern, den Gewerbefleiß durch Belohnung ermuntern, der Armuth Arbeit verschaffen und den Jugendunterricht verbessern. Dies sind vornehmlich die Ansichten der Utilitarier; nach ihnen wollten sie ihren Staat einrichten, der Werth jedes Dinges wird bei ihnen nur nach seiner äußern Nützlichkeit gemessen. Aber ein solcher Staat ist nicht gerade der am dauerhaftesten konstruirte, der in demselben herrschende Zustand der Dinge hat seine Gefahren, die nicht bloß eingebildet sind, sondern die wir als thatsächliche sehen. Wir befinden uns hier nicht in der reinen Theorie, es giebt eine Gesellschaft, in der ähnliche Meinungen das öffentliche und das soziale Leben beherrschen. Man wird errathen, daß wir das beneidete Nord-Amerika hier meinen, jenen viel gepriesenen transatlantischen Staaten-Bund, der den Europa-Müden eine so bereitwillige Aufnahme zu Theil werden läßt. Keinen Adel giebt es hier, keine Ordensbänder und keine Uniformen, auch keine Privilegien, Jesuiten und Glaubenseinschränkungen, endlich auch keine Büreaukratie, keinen Beamtenstolz, keine Willkürlichkeiten der Behörde und keine soziale Inquisition. Der Staat liegt dabei so glücklich, daß er Angriffe von Europa her kaum zu fürchten hat; sein Wehrsystem bietet die Lösung einer Aufgabe dar, die man in Europa so oft für unauflösbar hält, es existirt hier eine National-Miliz oder Landwehr ohne ein stehendes Heer, die geringen Abgaben und der Ueberschuß der Zölle können zu unmittelbaren Ameliorationen verwendet werden.

Nun wahrlich, das ist ein lockendes Bild, und man kann sich kaum enthalten zu glauben, daß hier der wahre Vernunft-Staat gefunden sei, und man demnach in Europa nichts Besseres thun könne, als Alles gerade eben so

zu machen. Aber betrachten wir die sozialen Zustände der transatlantischen Welt genauer! Kann man in der That wünschen, daß es bei uns so zustehen möge, wie es dort zusteht? Es giebt hier kein Königthum, und schon gewinnt hier die Demokratie ein Feld, das für die Zukunft Arges besorgen läßt; es giebt hier keine Beamten-Welt, aber es giebt hier auch keine Macht, welche die Gewalthandlungen der irregeleiteten Menge zu hindern vermöchte; man hat hier eine abscheuliche „Justiz der Ungewaschenen" auf öffentlicher Straße ausüben sehen (Lynch-Gesetze), man hat Häuser demolirt, Banken zerstört und die öffentliche Sicherheit gefährdet. Viele wohlhabende und ruhige Leute finden bei gehöriger Vergleichung doch, daß es sich in Europa unter seinem Königthum, Kriegerthum und Beamtenthum und unter dem Schutze seiner starken Regierungen doch sicherer und besser lebt als in dem freien Amerika, und sie leben also mit ihren erworbenen Schätzen in dem lustigen Alt-England oder an schönen Punkten des Kontinents. Dies ist also der äußere Zustand Amerika's, aber wenn wir nun die inneren Zustände des Bruder Jonathan betrachten, finden wir, daß er durch Abschaffung der Soldaten und Beamten nicht allein reicher, sondern auch besser und glücklicher geworden ist? Aber man sieht hier, wohin die Grundsätze der Utilitarier führen. Zur unbeschränkten Herrschaft des Materialismus, des Säkularen und Vergänglichen, zur Selbstsucht und Geldgier. Das Herz dieser Amerikaner ist so verknöchert worden, daß selbst nicht schöne Kunst im Stande ist, dasselbe zu bewegen. Die schönen Künste haben in Amerika keine eigentliche Heimath finden können, die Wissenschaften auch nicht, nur was Nutzen, d. h. Geld bringt, wird geschätzt. In dem, was man von dem Privatleben der Jankees hört, kann man die Symptome einer zunehmenden moralischen Verstockung kaum verkennen, die Geldgier führt zur Uebervortheilung des Nächsten, zum Betruge, zu Schwindeleien der raffinirtesten, ab-

scheulichsten Art, zu einem Ueberhandnehmen des merkantilen und Unternehmungs-Geistes, der auf die Sitten wirkt und das Familienglück stört. Alles dies wird in Amerika bereits vielfach gefühlt, aber wenn ein Uebel sich irgendwo bereits eingebürgert hat, dann ist es schwer, demselben zu steuern; ein verwilderter, brutaler Jüngling ist schwerer zu bändigen als ein eigensinniger Knabe.

Welche Lehre können wir uns aber entnehmen aus dem Gemälde der transatlantischen Entartungen und Uebertretungen? — Diese, daß es sehr unverständig ist, die Elemente, aus denen sich unsere Gesellschaft zusammensetzt, verschieben und auf radikale Weise reformiren zu wollen, weil man hierdurch moralische Krisen hervorrufen kann, die unübersehbare Folgen haben, und weil man auf diese Weise, um ein Uebel zu heilen, ein anderes schaffen kann, gegen welches das frühere kaum einer Feder Schwere hatte. Man kann sich auch hieraus entnehmen, daß die Herrschaft des Materialismus ein Unglück für ein Land ist, und daß das Beamtenthum und Kriegerthum ein Gegengewicht (wenn auch leider wohl nicht immer ein ausreichendes) bildet gegen dieses Uebel und gegen die Verwilderung und Aufregung der arbeitenden Klassen, die so leicht in seinem Gefolge sind. Man kann uns dabei nicht zutrauen wollen, daß wir der bewaffneten Macht die Rolle anweisen wollten, sich im Blute einer mißgeleiteten Menge zu baden, wir glauben vielmehr, daß schon die moralischen Einwirkungen einer gut disziplinirten Armee stark genug sind, um großen und allgemeinen Uebertretungen vorzubeugen. Die militärische Erziehung des Volkes, so wie die Vermischung des Offizier- und Beamten-Standes mit den Industriellen, den Unternehmenden und Handelnden scheinen uns hinlängliche Bürgschaften großer moralischer Erfolge zu sein. — Wenn die Sitten der Menschen von ihren Gewohnheiten, und diese wieder von ihren Beschäftigungen abhängen, so giebt es Stände, welche in ihren Ansichten und Grund-

sätzen dem Idealismus näher stehen als andere, welche durch die Verhältnisse ihres Lebens sich mehr der Materialität zuwenden. Das Wohl der Gesellschaft würde es wohl erheischen, daß diejenigen Stände, welche die Stützen des Idealismus bilden, stets in gehöriger numerischer Stärke vorhanden wären, um dem andrängenden Materialismus die Spitze bieten zu können. Nun, wir glauben, daß Beamten und Offiziere zu den Repräsentanten und Verfechtern dieser unkörperlichen Welt können gerechnet werden! Es ist ohne Lüge mißlich, behaupten zu wollen, daß die Männer des Heeres und der Amtsstube besser wären als andere, das aber kann man sagen, daß sie in die Verirrungen nicht leicht verfallen, denen die Stände ausgesetzt sind, die sich mit dem Erwerbe beschäftigen. Man hat auch viel darüber gesprochen und geschrieben, daß die Beamtentugend früherer Zeit, welche eben in strenger Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und Treue ohne Hoffnung auf Gewinn bestand, sich zu verlieren anfange, daß gewisse neue Systeme der Beförderung sehr verderblich wirkten — und es ist gewiß, daß die selbstsüchtigen Tendenzen, welche den modernen Sitten Gefahr drohen, sich auch in diese Kreise Eingang verschafft haben, und daß es nicht überall gelungen ist, die konstitutionelle Monarchie mit der Rechtschaffenheit des Beamtenthums zu vereinigen — trotz dem aber, ungeachtet mancher einzelnen Fälle werdet ihr die Staatsbeamten, die Offiziere eng vereinigt finden mit der Geistlichkeit, mit dem Lehrstande, dem Gelehrtenstande und den Künstlern zur Abwehr der Nützlichkeitstheorie und zum Schutze der höheren idealen Interessen des Menschenlebens.

Wir glauben auch, und halten diesen Punkt nicht für ganz unwichtig, daß mit Erhaltung des Kriegerthums zugleich auf die Veredelung des geselligen Tons, auf die Kultivirung heiterer und feiner Formen des Umganges hingewirkt wird, daß also auch in dieser Beziehung große Güter der Gesellschaft gesichert werden. Der Kriegerstand war

stets der Erhalter des chevalereskeu Elements; man machte einst die Entdeckung, daß das Ritterthum sich in vielen Stücken überlebt habe, man versuchte damals nicht, dasselbe wieder neu zu gestalten, sondern glaubte, nicht besser thun zu können, als es ganz zu verwerfen, es unter die Füße zu treten und einen brutalen Jakobinismus als neues soziales Gesetz zu proklamiren. Dieser Irrthum dauerte indeß nur seine Zeit; man hat seitdem eingesehen, daß die edleren Keime, die das Ritterthum in sich trug und welche die Civilisation im Mittelalter so sehr beförderten, seine Ehrfurcht für die Religion und für das Königthum, der Geist der Ehre und feineren Geselligkeit, der hier herrschend war, — daß diese Güter der Gegenwart müßten erhalten werden, wenn man sich nicht der Barbarei aufs Neue überantworten wollte. Die verschiedenen Ideen, wie man das Ritterthum zeitgemäß reformiren, reorganisiren und raniniren wollte, um es der Gesellschaft zurück zu schenken, gehören nicht hierher — aber so viel ist hier zu sagen, daß die chevalereskeu Sitten nicht blos anziehend und verführerisch sind, sondern daß sie eine ehrwürdige und dauerhafte Grundlage haben und folglich nie untergehen werden. Der Geist der Ehre und die Achtung vor den Frauen ist die Selbstachtung und die moralische Würde des Mannes, der Anstand und die gesellige Form ist die Zähmung und die Bekämpfung der ungestümen, ungeselligen Leidenschaften — das ist der Zweck des guten Tons und der Inhalt der chevalereskeu Gewohnheiten im höheren Sinne gewesen. Nun, diese ehrwürdigen Traditionen, welche in einer Zeit der Unordnung und der politischen Barbarei die Civilisation gerettet hatten, sind nicht ganz erstorben; man kann sogar sagen, daß sie in den Geschlechtern der Gegenwart nicht allein noch leben, sondern, daß sie auch verstanden werden. Aber man kann nicht zugeben, daß eine besondere Kaste, mit Diplomen oder gemalten Wappenschildern versehen, fürder der alleinige Bewahrer und Ausleger sein soll dieser

Ueberlieferungen. Dieselben sollen vielmehr ein hehres Panier bilden, unter dem sich alle die Männer versammeln, deren Geist gebildet genug ist, um an den Feinheiten des Umganges Geschmack zu finden, alle die, welche Gerechtigkeit, Ordnung und Tugend lieben und die den Meineid, die Rohheit und die Käuflichkeit verabscheuen, alle diejenigen, welche entschlossen sind, um jeden Preis anzukämpfen gegen die Profanirung der Religion, gegen die Zerstörung der Moral und gegen die Verunglimpfungen des Königthums, endlich diejenigen, welche ihre Pflicht thun und welche die Kraft haben, sich durch das Gefühl, diese gethan zu haben, hinlänglich belohnt zu fühlen — diese Alle sind die Erben des Ritterthums, die Bewahrer und Fortpflanzer der Tradition und die Stützen des sozialen Fortschrittes. Wenn es nun möglich sein sollte, daß der äußere und historische Adel meist zu einem moralischen und sittlichen Adel werden könnte (freilich ist dies noch weit entfernt!); wer sollte nicht auch wünschen, daß unsere Weise des Umganges immer mehr von ihrer Schwerfälligkeit, unsere Gewohnheiten von ihrer Abgeschlossenheit und Einseitigkeit verlieren möchten, daß unsere Sitten, mit einem Worte, ausgebildeter, leichter, humaner würden? Die formelle selbst und rein äußere Regeneration kann in der Länge der Zeit zu wichtigen sozialen und selbst moralischen Resultaten führen. Könnten wir also wohl einen Stand, der, wie er die schönern Keime des Ritterthums in hohem Grade in sich trägt, so besonders der nächste und unmittelbare Erbe auch der äußeren Ueberlieferungen der chevaleresken Vergangenheit war, auflösen, indem wir wie die Krämer feilschen und keifen über das Geld, was er kostet? Das moderne Kriegerthum hat sich gebildet aus dem Söldnerthume, und dieses wieder aus dem Ritterthume, so ist die Ordnung der Sache gewesen, und jetzt bildet das Kriegerthum ein Moment der Veredelung und Politur für die ganze Gesellschaft, und verstärkt mächtig den Damm, welchen man gegen die anschwel-

lende Fluth der mißverstandenen Demokratie und der physischen Gewalt in einigen Staaten errichten muß. Man muß leider gestehen, daß das Kriegerthum seine Aufgabe und seine Stellung zur Gesellschaft nicht immer richtig aufgefaßt hat; die Jugend, welche jetzt vor Allem dem Waffenstande angehört, hat sich Verirrungen hingegeben, welche die Sittengeschichte aufbewahren wird; unser Zeitalter, das so viele politische Weisheit in sich zu schließen vorgab, hat Militär-Revolutionen der unverantwortlichsten Art gesehen, und wir haben oben in einem eigenen Kapitel davon gehandelt. Vielleicht werden aber solche Beispiele der Nachwelt eine ernste Lehre geben, daß es nicht zum Besten des Landes gereichen kann, wenn die bewaffnete Macht aufhört, treu und ihrer Pflicht gewärtig zu sein, um mit der Partei der Unordnung zu konspiriren. Es liegt in den Ueberlieferungen des Kriegerthums sowohl als in seinen Verhältnissen, daß es dem Königthum eine moralische und physische Stütze sein soll.

Die soziale Nützlichkeit des Kriegerstandes nun zugegeben, halten nicht die Staaten Europa's doch zu viele Offiziere? Giebt es nicht, ohne ängstlich zu kritteln, eine Gränze, wo der Nutzen mit den Opfern nicht mehr im Verhältniß stehen würde? — Dies ist eine Frage, die wir hier nicht vollständig erörtern können, und nur sagen müssen, daß man eben jetzt sehr beschäftigt ist, die Ansprüche des Dienstes mit den Bestrebungen nach Ersparungen in Einklang zu bringen. Jedenfalls wird die Folgezeit die Verhältnisse klarer überschauen als wir es jetzt können, sie wird die Gefahr der moralischen Krisis, welche wir durchmachten, erkennen, sie wird die Stärke der Umwälzungs-Partei ermessen, und wird nach den Mitteln forschen, durch die man einer so großen Gewalt zu widerstehen vermochte. Alsdann wird man vielleicht finden, daß die numerische Stärke der Kriegesmacht dazu diente, daß diese gefährliche Krisis so glücklich überstanden ward, daß die vielen Uni-

formen, die auf den Promenaden und in den Salons unserer Hauptstädte erblickt wurden, den Wohlgesinnten nur eine noch entschiedenere Majorität verliehen haben, und daß sie durch ihren moralischen Einfluß und ihr Beispiel den Sieg der guten Sache entscheiden halfen.

Nein, wir mögen nicht jene Gesellschaft, wie sie die Männer der Nützlichkeit uns anbieten, die sich aus Gewerbtreibenden, Spekulanten, Landbesitzern, aus üppigen Epikuräern und reichen Pflastertretern zusammensetzen würde, wozu einige Schullehrer, Geistliche, Künstler und Advokaten kommen würden; wir glauben, daß eine solche Gesellschaft nicht die gehörigen Elemente der Vielseitigkeit und des moralischen Fortschrittes in sich schließen würde. Unsere Gesellschaft könnte nur verlieren, wenn wir die Würde der im Staate Hochgestellten, die angenehme und gewandte Dialektik der Civilbeamten, die Jovialität und Biederkeit der Offiziere in derselben vermissen würden. Das Leben in unserer jungen Männerwelt würde alsdann nicht allein von seiner Annehmlichkeit, sondern auch von seiner Kraft und seinem Ernste verloren haben. Gesetzgeber der Mode würden Andere werden, die Vorschriften über Verbeugung, Haarschnitt und das Verhalten in den Salons würden unsere jungen Kaufleute, Landbesitzer und Studenten alsdann wohl von andern Mustern entnehmen; aber der Adel und die Würde der Gesinnung, über welche unsere Offizier-Corps mit Recht so eifersüchtig wachen, würden sie den neuen Beherrschern der Mode auch in eben dem Maaße inne wohnen? würden sie Muster des körperlichen und moralischen Anstandes zugleich sein können? Möchten aber auch unsere Offiziere nie vergessen, daß sie nicht allein ein wichtiges Element sind in unserm sozialen Körper, sondern, daß ihnen auch dadurch Pflichten auferlegt sind, möchten sie ihr Verhalten und ihre Moden nicht von britischen Gelangweilten mehr entnehmen oder von welschen Fanfarons, sondern aus dem, was national, wahrhaft und dauerhaft ist; möch-

ten sie sich nimmer im Uebermuth oder Geringschätzung mehr gefallen, sondern doch ja bedenken, daß ihre Stärke nicht in Exklusivität, sondern in Vielseitigkeit und Humanität liegt.

Wir schließen dies Kapitel, und wiederholen nur noch, daß eine Auflösung der stehenden Heere die Freunde der Ordnung, der würdigen Sitte und des feineren Lebensgenusses mit Besorgniß erfüllen müßte, daß auf dem Boden unsers geselligen und Familien-Lebens dadurch eine Kluft entstehen würde, die sich nicht wieder bedeckte, die gleich einem traurigen Maalstein an eine frohere Vergangenheit mahnen würde.

Der militärische Fortschritt während des Friedens.

Die Frage, ob während der Zustände des Friedens eine Förderung und Vervollkommnung militärischer Verhältnisse möglich und in wie weit der Friede eine Entwickelungsfähigkeit auf den militärischen Geist und auf die Wehr-Einrichtungen der Nationen äußern könne, ist keine ganz müßige; sie entbehrt weder des besondern militärischen noch des allgemeinen politischen Interesses. Jeder Wissenschaft sowohl, wie jedem praktischen Berufe pflegt neue Nahrung und stets frischer Stoff aus einem bestimmten Kreise menschlicher Verhältnisse zuzugehen, so daß ihr Wachsthum und ihre Entwickelung von dem Fortbestehen eben dieser Seite der menschlichen Existenz abzuhängen scheinen. Wir nehmen z. B. die Rechtswissenschaft, sie zieht ihre Nahrung aus der Kollision und der Friktion der Interessen der Menschen; die Medizin, sie macht sich mit den Uebeln des Leibes zu schaffen; beide Wissenschaften werden also niemals stagniren, denn es wird ewig kollidirende Interessen und ewig Krankheiten geben. Wie ist es aber mit der Wehr-Wissenschaft? ist ihr Fortschritt eben so gesichert und befindet sie sich während des Friedens nicht in einer hülflosen Lage?

Wir möchten in Bezug auf die Bedeutung der Frie-

denszeiten für militärische Entwickelung und Geschichte von verschiedenen Perioden sprechen, in die man jede Friedensepoche theilen könnte. Während anhaltender und heftiger Kriege haben sich allerdings stets neue Erfahrungen und erweiterte Ideen gebildet, aber um diese Erfahrungen gehörig auszubeuten, um diese erweiterten Ideen ins Leben treten zu lassen, um, mit einem Worte, alle die neuen Einrichtungen, welche die Ereignisse des Krieges als wünschenswerth erscheinen ließen, einzuführen, dazu bedarf es einer gewissen politischen Ruhe und einer größeren Ungestörtheit aller Potenzen und Funktionen des Staates, als man sie während der Kriegsläufte hat. Man pflegt sich also wohl im Kriege selbst darauf zu beschränken, das Nothwendigste zu veranlassen, und alsdann ist erst die Wiederherstellung des Friedens:

Das Signal zu durchgreifenden Reformen in militärischen sowohl als in bürgerlichen Dingen. Die erste Periode des Friedens nach langwierigen Kriegen pflegt also wohl eine reorganisirende, eine vorzugsweise schöpferische zu sein. Die Friedensschlüsse berühren gewöhnlich auch die äußere Stellung und die Ausdehnung der Staaten, alsdann sind große administrative Veränderungen, Reduktionen oder Vergrößerungen des Heeres überhaupt schon nothwendige Folgen derselben. — Aehnliche Zeitpunkte sind aber der Geltung neuer und mächtiger Ideen vorzugsweise günstig. Man muß doch so sehr Vieles von vorn anfangen, und es ist leichter, ein neu zu erbauendes Haus nach verbesserten Ansichten aufzubauen und einzurichten, als ein schon fertiges und fehlerhaft angelegtes vom Fundamente aus zu verändern. Selbst auf die Literatur geht die mächtige Wirkung dieser ersten Periode des Friedens über und verleiht ihr erneuete Jugendkraft. Die Erfahrungen und Anschauungen, welche der Krieg giebt, sind dann in allen Gemüthern noch in der ursprünglichen Wahrheit lebendig, das Selbsterlebte und die frische Erinnerung an große Ka-

tastrophen und Wechsel verleihen unserm Geiste eine Kraft und unserer Rede eine Wahrheit und Wärme, die sehr charakteristisch sind. Alle Zweige der Literatur des Krieges erhalten auf diese Weise einen frischen und glücklichen Anbau, zur Neuheit der entwickelten Ideen kommt auch noch die Neuheit der Form und der Schreibart. Nicht jene gelehrte Prosa, welche sich in aufgeblähten Perioden gefällt, ist die Sprache des praktischen Kriegesmannes, sondern jene urkräftige Rede versteht er zu führen, die aus der Ueberzeugung kommt und die von Jedem leicht verstanden wird. Man schlage auch nur die Geschichtsbücher auf, und man wird finden, daß es Friedenszeiten waren, in denen die allerwichtigsten militärischen Verbesserungen eingeführt und die höchsten und glänzendsten Wahrheiten ausgesprochen wurden. Der Friede bildet somit einen wesentlichen, ja, mehr als das, einen unentbehrlichen Theil in dem Prozeß des allgemeinen militärischen Fortschritts, und die enragirtesten Liebhaber der Kriegeskunst würden immer genöthigt sein, sich mit demselben auszusöhnen.

Es kommt aber eine andere Periode des Friedens, welche nicht mehr eben so fruchtbar ist und in der das Regiment der Autorität gilt. Die militärische und bürgerliche Organisation des Landes ist seit lange geregelt, das Haus soll nicht mehr gebaut werden, sondern es ist lange fertig und bewohnt. Der Ereignisse des Krieges gedenkt man alsdann nur als Thatsachen nicht der nächsten, sondern der entfernteren Vergangenheit, die lebhaften Bilder und Eindrücke sind nur in wenigen sinnigen Gemüthern treu bewahrt, bei den meisten verwischt oder verhüllt durch die Sorgen, Gedanken und Begebenheiten, die fast jeder Tag eines thätigen, bewegten Lebens heraufführt. Nur die gedienten Offiziere haben den Krieg noch mitgemacht, und auch diese, dem größeren Theile nach, nur in sehr subalternen Verhältnissen. Unter solchen Umständen ist es wohl sehr natürlich, daß man nur ungern an dem

schon fertigen Gebäude ändert, denn eine Veränderung zieht wohl noch viele andere nach sich, so zusammenhängend ist Alles. Auch neue Ideen und Erfindungen, die sich aus dem Nachdenken und der Spekulation ergeben haben, finden dann schwerer Eingang. Sie mögen immerhin etwas Einleuchtendes haben und ihr Plausibles, nicht selten werden sie niedergeschmettert durch das Donnerwort der Autorität, die in Sachen des Krieges einmal ein so großes Gewicht hat und behalten wird. Man sieht die Geschlechter gegen einander im Kampfe, die ältere Generation ist mit den herrschenden Ideen aufgewachsen, sie hat dieselben entstehen sehen und sie selbst gefördert. Ist sie nun nicht mit der Zeit fortgegangen, so liebt sie nicht, daß von dem Werke ihrer Arbeit und Gedanken auch nur ein Stein weggenommen werde. Dies ist eine Thatsache, die uns manches Phänomen der Zeiten, manche Verstimmung und manches Mißbehagen erklären kann; der Kampf des Denkens und der originellen Idee, die sich zu emanzipiren strebt von dem ihnen lästigen Drucke der Autorität und Glaubwürdigkeit, ist nicht immer ein glücklicher, aber nichts desto weniger ein nothwendiger und in der Natur der Dinge begründeter.

Man kann von einer dritten militärischen Periode des Friedens sprechen. Wenn ein Friede anfängt vollkommen zu werden, wenn er zwei Menschenalter übersteigt, so haben wir eine Armee, der die Verhältnisse des Krieges durchweg unbekannt sind. Das Regiment der Autorität, sollte man glauben, müßte dann aufhören, und man könnte sogar an eine Anarchie des militärischen Geistes denken, wenn man nicht anzunehmen berechtigt wäre, daß die Herrschaft stets den Persönlichkeiten und den hervorragenden Einsichten bleiben werde. Ueberhaupt ist ein so langer Friedensstand in den vergangenen Jahrhunderten noch etwas Unerhörtes gewesen, ob er dennoch später eintreten wird, ist möglich, aber nicht gewiß.

Der Friede ist also ein Faktor der militärischen Geschichte, und es sind große Fortschritte in der Kriegeskunst während des Friedens gemacht worden. Wir haben darüber im Allgemeinen geredet, aber es läßt sich auch historisch nachweisen; das deutsche Reich z. B. hatte nach dem dreißigjährigen Kriege fast auch einen dreißigjährigen Frieden (von 1648 bis 1674), aber seine Heere traten gegen Ludwig XIV. in ganz anderer Art auf, als früher gegen die Schweden. Man hatte stehende Heere eingeführt, man hatte die Pique abgeschafft und das Bayonnet angenommen; das Exerzitium war mehr geordnet, die Bewaffnung der Kavallerie erleichtert, die Artillerie vermehrt und ihr Material verbessert worden. Alle diese Verbesserungen hatten sich während eines tiefen Friedens in der deutschen und namentlich der kaiserlichen Armee gemacht; freilich ahmten sie dabei in den meisten Stücken nur den Franzosen nach. Die Periode vom Frieden zu Stockholm bis zum ersten schlesischen Kriege ist eine Friedensperiode ebenfalls von fünf und zwanzig Jahren (nur auf kurze Zeit von 1733 bis 35 durch einen Krieg mit Frankreich unterbrochen, an dem ein preußisches Kontingent Theil nahm), und sie ist eben so bezeichnend für die wichtigsten Fortschritte und Verbesserungen, namentlich in der preußischen Armee. Friedrich Wilhelm I. hatte in seinem Heere jene Gleichmäßigkeit und hohe Akkuratesse eingeführt, welche in Verbindung mit materiellen und inneren Verbesserungen (eiserne Ladestöcke, größere Manoeuvrirfähigkeit) den Preußen die Ueberlegenheit im ersten schlesischen Kriege verschafften. Man hat auch oft geglaubt, daß der Zustand des preußischen Heeres nach dem siebenjährigen Kriege bis zu der letzten unglücklichen Katastrophe ein völlig stationärer geblieben sei. Dies ist indeß nicht ganz richtig; man gab sich allerdings einer zu großen und verderblichen Sicherheit hin, aber ganz stationär war man nicht geblieben. Schon die preußische Armee von 1794 hatte einige andere Elemente als die von

1762. Es waren Füsilier-Bataillone errichtet, die Artillerie war bedeutend erleichtert und vermehrt worden, und dadurch hatte man zwei wesentlichen taktischen Bedürfnissen genügt. Man darf auch nur die militärischen Schriften der damaligen Zeit lesen, um zu fühlen, daß ein Streben nach Fortschritt und richtiger Erkenntniß in vielen der Besseren zu finden war, aber man gab auf diese Stimmen nicht gehörig Acht. Es mußten auch in der That in einer Zeit, wo die ganze bürgerliche Gesellschaft neue Einrichtungen und Begriffe annahm, diese Anregungen auch in den Heeren ihren Widerhall finden. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich der Geist der Forschung und des Nachdenkens in Europa verbreitet, der durch viele geistreiche Schriften noch weitere Nahrung erhielt. Man fing an, die engen Gränzen der bisherigen Existenz zu überschreiten, man sprach große Worte aus, man suchte nach den wahren Gründen des Rechts und der geselligen Ordnung — kurz, es war eine Zeit allgemeiner Aufklärung. Nun fingen natürlich auch die bessern Köpfe im Heere an, der Aufklärung laut das Wort zu reden, und bei näherer Prüfung zu finden, daß auch in den militärischen Einrichtungen das Vollkommene noch lange nicht erreicht sei. Es ist interessant, über diesen Punkt Göthe zu hören, der während der Kampagne von 1792 sich in dem Gefolge seines Herzogs und bei der preußischen Armee befand. In den Erinnerungen aus seinem Leben erzählt er viele Einzelnheiten, die genugsam darlegen, daß die Einflüsse der Literatur und die Zeitideen nicht verloren geblieben waren für diese Armee. Ueberhaupt hängen ja die Zustände des Heeres eng zusammen mit den Schicksalen der Civilisation und den Zuständen der Gesellschaft; wo diese letzteren einen mächtigen Umschwung erfahren, da werden auch Veränderungen des Heerwesens vorbereitet, und selbst die Gesetze der Kriegführung können durch neue Erfindungen, neue Waffen, Kommunikations- und Zerstörungsmittel ganz verändert werden.

In dieser Beziehung ist namentlich in unserer Zeit so Vieles geschehen, daß kundige Männer schon jetzt eine ganz neue taktische Zukunft in Aussicht stellen, und es erscheint wenigstens nicht unmöglich, daß die Taktik Napoleons durch neue Hervorbringungen und neue geniale Thaten wird in Schatten gestellt werden.

Wenn nun also auch die Geschichte der Kriegeskunst ihre Hauptabschnitte nach den großen Kriegen macht, nach dem dreißigjährigen z. B., dem siebenjährigen und dem fünf und zwanzigjährigen letzten Kriege, so soll dieselbe doch auch der militärischen Thätigkeit der Friedensepochen die gebührende Aufmerksamkeit schenken, denn diese ist oft sehr wichtig gewesen und hat das zur Reife gebracht, was die Erfahrungen der Kriege nur vorbereitet hatten. Jede Friedenszeit, so erscheint es hiernach, erhält ihre bestimmte Aufgabe auch in Beziehung auf kriegerische Entwickelung, sie soll die militärischen Institutionen, die aus den zunächst vergangenen Kriegen hervorgingen, weiter ausbilden und entwickeln gemäß den Anforderungen der fortschreitenden Kultur der Zunahme des nationalen Geistes und gemäß den Erfindungen, die im Lande selbst oder anderwärts sind gemacht worden. Wir könnten nun schließlich auch noch nach der Aufgabe der laufenden Friedensepoche fragen, und diese Frage ist bald beantwortet. Die Vervollkommnung und gänzliche Durchführung der großen Landwehr-Institution ist die militärische Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts und die Verbreitung eines kräftigen Gemeingeistes, die Verschmelzung von Volk und Heer, damit dieses Volk sich erhebe wie ein Mann, wenn es zur Vertheidigung seiner Gränzen, seiner Ehre oder seines Thrones aufgerufen wird. Es fehlt sehr viel, daß diese große Frage gelöst sei, daß alle sich dabei aufdringenden Zweifel gehoben wären; Manches erscheint vielmehr noch vertagt und in suspenso gelassen, wir werden später noch darauf zurückkommen. Wenn die Kriege des neunzehnten Jahrhun-

derts nicht mehr Kriege der stehenden Heere, sondern Kriege der Aufgebote in Masse und ungeheurer Maschinenkräfte, kurz, der Länder selbst sein werden, wie man vermuthet, so ist die Landwehr-Institution allerdings ein Gegenstand, der die größte Aufmerksamkeit in ganz Europa verdient, und der vor allen geeignet ist, die Ruhe und Prosperität der Welt auf dauerhafte Weise zu begründen.

Die Resultate des laufenden acht und zwanzigjährigen Friedens für die Gesellschaft.

Wir wollen jetzt die Fortschritte betrachten, welche im sozialen, wissenschaftlichen und politischen Leben in unserer Periode sind gemacht worden, um uns sodann mit den militärischen Fortschritten zu beschäftigen. Man hat gestrebt, gerungen, gestritten und sich bemüht unaufhörlich und überall seit acht und zwanzig Jahren; Vieles hat sich geändert, Manches ist erstorben, Anderes neu gekräftigt und erhoben. Der Zeitraum ist wohl lang genug gewesen, daß man berechtigt ist, nach den Resultaten im Allgemeinen zu fragen und sich zu vergewissern, in wie fern die materiellen und intellektuellen Fortschritte einzelner Gebiete auf eine höhere Entwickelung des allgemeinen Geistes hingewirkt haben.

Der reiche Anbau der Wissenschaft ist dasjenige Zeit-Phänomen, das wir zuerst betrachten wollen. Die Fortschritte im Denken und Erkennen sind reißend gewesen; das achtzehnte Jahrhundert hatte allerdings schon manche gute Frucht zur Reife gebracht, aber die rechte Ernte aller der Keime, welche damals ausgestreut wurden, hat erst unser Geschlecht gemacht, nach Beendigung jenes fünf und zwanzigjährigen Krieges, der eine sterile Zeit bleiben mußte für die idealen Richtungen des menschlichen Geistes. Kaum aber war der Friede Europa wiedergeschenkt, als der Menschengeist sich mit einer größeren Stärke erhob als je; nie

wurden tiefere und umfassendere Blicke gethan in das Reich der Ideen, als in unserer Periode. Die Naturwissenschaft, die Philosophie, die Erdkunde, die Geschichte, die Alterthumskunde und die Staatslehre — alle haben materielle Bereicherung und fruchtbare, neue Systeme gewonnen, alle datiren neue Epochen von der letzten Befestigung des Weltfriedens an. Mit nicht geringerem Eifer wurden auch die schönen Künste angebaut, welche auf die Herzen empfänglicher Menschen einen so wohlthätigen Eindruck machen. Es wurden in unsern Hauptstädten Museen von hoher architektonischer Schönheit gebaut, um die vorhandenen Schätze würdig zu bewahren, und selbst die Städte zweiten Ranges bemüheten sich durch Anordnung periodischer Ausstellungen von Kunsterzeugnissen auf die Läuterung und Ausbildung des Schönheitgefühls einzuwirken. Wenn nun der Sinn der Menschen auf Nachdenken gerichtet ist, wenn sie ihren Verstand bei jeder Sache zu gebrauchen sich gewöhnt haben, dann bedarf es nur geringer Aufmunterung, damit dieses Nachdeuken auch auf dem Gebiete des äußern Lebens in den praktischen Künsten und Gewerben seine Frucht trage. Die Vervollkommnung der Technik war zu einer Nothwendigkeit in unserer Zeit geworden, dieselbe hat sich eine geachtete Stellung selbst noch neben der Wissenschaft zu verschaffen und sich aus der Mißachtung, der sie früher verfallen war, zu emanzipiren gewußt.

Diese Technik aber hat auch erst durch die allgemeine Gewerbethätigkeit, welche das Werk des laufenden Friedens gewesen ist, so wie durch den lebhaften Handel auf allen Meeren und Straßen ihre rechte Bedeutung gewonnen. Der Kaiser Napoleon hatte, wie man weiß, durch jene berüchtigte Kontinental-Sperre dem Handel große Schläge versetzt. Nach Besiegung dieses großen Meisters des Krieges erhob sich denn auch der europäische Handel mit doppelter Schwungkraft; die Häfen füllten sich und der Verkehr war allerwärts. Mit den Fortschritten des überseeischen Handels hielt die Lebhaftigkeit des innern

Verkehr gleichen Schritt, denn dieser ist für die Nationen ein weit wichtigerer Gegenstand als jener. Man fing an, die Grundlagen einer Industrie und eines Fabrikwesens zu legen, die früher nur in England bekannt waren, die man jetzt aber auch auf dem Kontinente einheimisch zu machen trachtete. Der gesteigerte National-Wohlstand ist das Resultat des Friedens, des Verkehrs und der Industrie im ganzen mittleren Europa gewesen. Die Bevölkerung hat sich in der kurzen Frist eines Menschenalters in einigen Orten und Ländern fast verdoppelt, in andern doch um die Hälfte oder ein Drittheil vermehrt. Die Preise der Früchte und Produkte des Bodens sind überall gestiegen, und der Absatz derselben ist schnell und unbedenklich. So ist unser Jahrhundert allgemach ein verkehrendes und industrielles geworden; der Völkerverkehr erweitert sich immer mehr, man erkennt in ihm ein wichtiges civilisirendes Element, und er wird erleichtert durch die kühnen und erstaunenswerthen Verkehrsmittel, die man ihm zu Liebe geschaffen hat. Dampfboote durchziehen schon Meere und Flüsse, bald wird auch der Kontinent von Dampfwagen durchbrauf't werden. Unsere rastlose Thätigkeit erhält immer neue Nahrung durch die sich häufenden Erfindungen und den immer kühneren Aufschwung des Unternehmungsgeistes.

Eine Thatsache ganz anderer Art, aber von sehr wichtigen sozialen Folgen ist die Einführung der Centralisation der Verwaltung in fast ganz Europa, jedoch in einer mehr oder weniger durchgreifenden Weise. Die Einführung der administrativen Centralisation findet ihre Berechtigung sowohl in der theoretischen Staatslehre als in den Erfolgen und Erfahrungen der jüngst vergangenen Zeit. Es ist dem Begriffe des Staates durchaus angemessen, daß derselbe seine höchste Gewalt in einem Mittelpunkte vereinige, von dem aus die Leitung des Ganzen und die Beaufsichtigung des Einzelnen bewerkstelligt wird; früher gab es noch Gewalten und Einrichtungen in den Staaten, welche

eine Unabhängigkeit von der Centralgewalt und eine vollständige Autonomie in Anspruch nahmen. Wollte aber die Regierung diese Stellung als Mittelpunkt eines Ganzen festhalten, dann bedurfte es der Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung gewisser Einrichtungen in allen Theilen des Staates, und deshalb ist die Centralisation vielfach den historischen Einrichtungen, den provinziellen Rechten und Freiheiten feindlich entgegen getreten, und dieselbe findet noch in diesem Augenblicke, z. B. in Spanien, den heftigsten Widerstand. Man behauptet, daß die Centralisation den einzelnen Theilen des Staates alle lokale Farbe nehme, daß sie die Provinzen ohne Aufhören beraube, um allen Glanz und allen Reichthum in der Metropole zu sammeln. Wo dieser Vorwurf mit Recht gemacht werden kann, da ist die Centralisation übertrieben; die vernünftige Centralisation soll dem Staat ein Element neuer Stärke geben, indem sie alle Kräfte und Thätigkeiten desselben ordnet und disziplinirt, um den gesunden Wachsthum derselben zu begünstigen, die übertriebene und absolute Centralisation muß aber den Staat mehr schwächen als stärken, die überhandnehmende Wichtigkeit der Hauptstadt giebt dem Staate eine politische und militärische Schwäche, die durch keine Fortifikation kann ausgeglichen werden. Die Centralisation hat einer neuen und sehr bedeutsamen Wissenschaft das Dasein gegeben, der Statistik nämlich. Der Statistik eigentliches Element ist die Zahl, und da nach den Maximen der heutigen Staatsmänner die Zahlen es sind, welche entscheiden, so giebt die Statistik oft die Waffen her, mit denen um den Sieg in wichtigen politischen und ökonomischen Streitfragen gefochten wird. Jedenfalls werden die mannichfaltigen administrativen Erfahrungen von dreißig Jahren es dahin gebracht haben, oder sollten es wenigstens gethan haben, daß man zu einigen Resultaten gekommen wäre über die Theorie, die praktische Anwendbarkeit und die Gränzen der Centralisation.

So große Fortschritte in Wissenschaft, Handel, Gewerbe und Völkerverkehr, so viele neue und anregende Thatsachen,

sind auf die Gestaltung des allgemeinen Geistes nicht ohne Einfluß geblieben. Es hat sich in Europa eine allgemeine Meinung gebildet, und diese fängt an, sich über alle Gegenstände der intellektuellen, moralischen und äußeren Welt zu verbreiten. Diese allgemeine Meinung ist aber nichts Anderes als eine Aeußerung des allgemeinen Geistes, und ihre hohe Bedeutung für die Politik und die Geschichte der Gegenwart ist bekannt genug. Man weiß indeß auch, daß diese allgemeine Meinung in einigen Punkten etwas unbestimmt und nicht einstimmig ist. Es sind große und entschiedene Gegensätze in den Meinungen hervorgetreten, die sich gegenseitig bekämpfen durch alle Arten von Waffen, durch Rede und Schrift, in That und Politik. In diesen Konflikten des Meinens und Glaubens sind die Grundlagen des heutigen intellektuellen Lebens zu suchen, und der Prinzipienstreit bleibt nicht bei bloßem Wortgeplänkel stehen, er geht auf das Gebiet des Thatsächlichen über, er nimmt die Gestalt großer nationaler Richtungen und Tendenzen an, welche sowohl die Bestrebungen der Einzelnen dieses Volkes leiten, als auch die Maaßnahmen und Schritte der Regierung bestimmen. Will man nun zu einem Urtheile gelangen über den Standpunkt des allgemeinen europäischen Geistes, dann muß man diese großen Gegensätze der Meinungen studieren, man muß die streitenden geistigen Mächte kennen, denn in jedem dieser Gegensätze ist ein Element enthalten, was zur richtigen Bezeichnung unseres sittlichen und historischen Standpunktes nothwendig gehört und zu dem der Keim schon in der Vergangenheit ist gelegt worden.

Der Materialismus ist eine dieser Richtungen des heutigen Europa's, und wir haben ihn schon oben wiederholt als den gefährlichsten Feind unserer gesellschaftlichen Ordnung bezeichnet. Um aber diese materielle Richtung richtig zu verstehen, muß man auch sagen, daß sie die Folge einer Reaktion gewesen ist; in einer Zeit, die uns noch gar nicht sehr entfernt liegt, fingen hohle unanwendbare Theo-

rieen und eine vom gesunden praktischen Leben sich abwendende Schulweisheit an, einen großen Theil selbst unserer bessern Geister zu beherrschen. Damals ward auch ein Ueberdruß an diesen unfruchtbaren Doktrinen am Ende allgemein, man sehnte sich nach solchen Kenntnissen, die eine unmittelbare Anwendbarkeit hätten, und kam endlich dahin, nur diejenige Weisheit anerkennen zu wollen, deren Nutzen handgreiflich sei und durch die man sein Brod sich erwerben könne. Das war allerdings dasselbe, als wenn man den Reichthum und die materielle Prosperität als die höchsten Güter des Menschen proklamirt hätte, und hierin ist man also zu weit gegangen. Obgleich nun der neu erwachte merkantile und geldselige Geist unserer Zeit den Materialismus nur noch sehr verstärken mußte, so hat sich doch eine dichte Phalanx bereits gebildet, um sich demselben zu widersetzen. Man sieht allerdings in dem Ueberhandnehmen des Materialismus eine Quelle unheilbarer öffentlicher Uebel für die Zukunft, man ruft sich die Zeit der Griechen und Römer ins Gedächtniß, in denen dem Eigennutze die Unsittlichkeit und Niederträchtigkeit auf dem Fuße folgten und das soziale Leben dieser Völker vergifteten. Man sieht ein, daß das Glück der Völker sich auf Religion und Frömmigkeit gründen müsse, und man würde unter der Fahne dieser Meinung dem Materialismus noch erfolgreicher den Krieg machen können, wenn sich nicht die Religiosität in unsern Tagen zu einigen Exzessen verirrt hätte und in das Gebiet der Finsterniß und geistigen Leerheit übergetreten wäre. Die religiöse Schwärmerei und der Pietismus ist ein recht bedauerlicher Auswuchs unserer Zeit gewesen, er hat die Kraft des Materialismus nur verstärkt, statt sie zu schwächen.

Der soziale, politische und religiöse Nationalismus bezeichnet ein anderes Entwickelungsmoment unserer Zeit; er schreibt sich in der Art, wie wir seine Früchte heutigen Tages sehen, ebenfalls aus dem vergangenen Jahrhundert her, aus den Ansichten jener französischen Philosophie, welche zur Revolution den Grund legte. Unsere Zeit

hat indessen den Rationalismus vielfach weiter ausgebildet und ihm eine neue Stellung in der sittlichen Welt angewiesen. An und für sich kann man den Rationalismus nur eine nothwendige und darum erfreuliche Erscheinung nennen; er drückt die Forderung der Vernunft aus, daß man ihr einen Antheil einräume an der Gestaltung der menschlichen Verhältnisse, und diese Forderung ist doch ohne Zweifel billig und unbedenklich, denn die Menschen können es sich einmal nicht nehmen lassen, ihre geistigen Fähigkeiten stets aufs neue prüfend zu versuchen an den Verhältnissen und den Zuständen der Gegenwart.

Wenn nun aber der Rationalismus noch einen Schritt weiter geht, wenn er seine Hände an alle und jede historische Grundlagen unsers rechtlichen und sozialen Lebens zu legen versucht, wenn er den nothwendigen Zusammenhang der Vergangenheit und Gegenwart gewaltsam unterbrechen und die ganze Gesellschaft auf neuen Basen aufbauen will, dann wird er zur Thorheit und kann nur den Tadel der Vernünftigen erwarten. Nichts desto weniger hat es kaum ein Gebiet des äußeren Lebens oder der Wissenschaft gegeben, wo sich der Rationalismus nicht eingenistet, wo er nicht einen Widerstreit hervorgerufen hätte zwischen den Resultaten des reinen Denkens und der Geschichte. Das Streben nach einer neuen idealen Verfassung, nach einer rein spekulativen Religion und nach einem kommunistischen Verbande der ganzen menschlichen Gesellschaft steht in einem engen Zusammenhange. Die Forderung dieser Lehre ist keine geringere, als daß man die historische Vergangenheit nun durchaus ignorire und daß Alles sich den Gesetzen der reinen Vernunft auf Gnade und Ungnade unterwerfe, sie will für den modernen Vernunft-Staat und die moderne Religion eine eigenthümliche Logik, eigenthümliche Aufgaben und Bestrebungen festsetzen. Diese hohen Ansprüche des Rationalismus sind aber durchweg unerfüllt geblieben; in einem langen und anhaltenden Kampfe scheint er den Kürzeren gezogen zu haben. Die Menschen haben eingesehen, daß der

historische Staat doch zu viele und bewährte Elemente der Stärke besitze, um dieselben so leicht gegen den etwas nüchternen und langweiligen rationellen Staat zu vertauschen. Auch die rationelle Religion hat vergebens gekämpft gegen den Glauben und die geoffenbarte Wahrheit, ihre Waffen sind stumpf geworden, und haben sich zuletzt als unschädlich erwiesen, denn der Glaube wurzelt nun einmal auf einem ganz anderen Boden, als die menschliche Dialektik und Vernunftlehre. Die kommunistischen Ideen endlich in England, Frankreich und Amerika sind gar der Lächerlichkeit anheim gefallen. — Schließlich glaubt man noch, daß dieser interessante Streit der rationalistischen und historischen Berechtigung ein nothwendiger Durchgangspunkt sein werde für den Fortschritt des europäischen Geistes im Ganzen.

Einen mehr direkten und unmittelbaren Weg zu ihrem Ziele schlägt diejenige Zeitrichtung ein, welche der Philosophie nicht bedarf, und welche die Durchführung und Ausbildung des christlichen Prinzipes für die Aufgabe der Politik hält. Die Idee des christlichen Staates, dem Vernunft- und dem historischen Staate gegenüber, kann man nicht für eine Tochter der neuesten Zeit halten, obwohl gerade in dem letzten Jahrzehend und durch die wachsende Verwilderung in einigen Nachbarstaaten die allgemeine Aufmerksamkeit sich dieser Idee zugewendet hat, und man derselben an einem Orte des Auslandes eine romantische Seite abzugewinnen sich bemüht, um das Interesse an derselben noch zu steigern. Man hat alle Mittel der modernen Polemik angewandt, um diese christliche Politik, die doch wohl anderer Mittel der Verbreitung bedurft hätte, zur Geltung zu bringen. Man hat von Streit- und Zeitschriften, so wie von Vereinen gehört, welche diese Idee stützen sollten, auf den Tribünen auch der Volksabgeordneten und der Senatoren großer Reiche ist diese Politik vorgeschlagen und entwickelt worden. Die heilige Allianz hatte es schon ausgesprochen, daß die Aufgabe des einzelnen Staates sowohl, als die des großen europäischen Bundes

die absolut=christliche sein müsse, und auch hier erscheint diese Idee nur als eine Erneuerung und Wiederbelebung dessen, was im Mittelalter anerkannt ward. Der christliche Staat hat einen schönen Zweck sich erwählt, er will die Wohlthaten der Humanität ausgießen über die Menschen. Die Humanität ist die Blüthe oder vielmehr die Frucht der menschlichen Tugend, sie steht jenem kalten Egoismus entgegen, der nur das Ich als absoluten Zweck des Lebens ansieht, sie richtet ihre Bestrebungen auf das Gemeinwohl des ganzen menschlichen Geschlechtes; Nachsicht, Sanftmuth und Milde sollen ihre äußere Darstellung bezeichnen. Man darf es nicht vergessen, die Humanität zu nennen, wenn man unser Jahrhundert charakterisiren will. Nicht als ob dieselbe einen vorzugsweise günstigen Boden gefunden hätte, in der Zeit der Schwindelei, der Gewinnsucht und der Aristokratie des Mammon, aber nie ist der Name der Humanität öfter angerufen und genannt worden, als gegenwärtig. Selbst der Wucher möchte noch das Schild der Humanität aushängen, und es ist ein recht charakteristisches Zeichen, daß man bei uns die Kunst erfunden hat, den rein sittlichen Genuß des Wohlthuns noch durch einen äußeren Genuß zu erhöhen, daß man zum Besten der Verhungernden glänzende Bälle und üppige Mittagsmahle giebt, daß man die Kosten eines nationalen und großen Baues durch Lotterie zusammenbringen will, oder durch Theater ꝛc. Diese Weise der Humanität muß allerdings sehr verdächtig erscheinen, dennoch aber kann man frohen Muthes auch behaupten, daß neben dieser Pseudo=Humanität sich auch viele Beweise vorfinden, daß noch die alte und ächte Humanität unter uns wohnt. Krankheit, Armuth und Unglück haben nicht bloß jene oberflächliche Theilnahme, sondern auch thatkräftiges Mitgefühl gefunden. Der Pauperismus, die Prostitution und andere Eiterwunden unseres geselligen Körpers haben den menschenfreundlichen Bemühungen edler Männer und Frauen oft für ihr ganzes Leben ein Ziel gegeben; der Unterricht und die Erziehung des Volkes, die

Verbesserung des Gefängnißwesens, die Emanzipation der Juden, die Abschaffung des gräulichen Sklavenhandels, die Abolition der Todesstrafe, die Proklamation der Konfessions-Freiheit endlich, alles dies sind Gegenstände, die mehr als ein vorübergehendes Interesse erregt haben, für die große Opfer sind gebracht worden, und die für den humanen und guten Kern des Zeitgeistes doch wohl ein sehr ehrenwerthes Zeugniß ablegen können.

Nicht ganz im Einklange endlich mit denen, welche den christlichen Staat und die christliche Politik so verstehen, daß sich dieselben auf einen modernen Kosmopolitismus und ein romantisches Weltbürgerthum begründen müssen — nicht ganz in Uebereinstimmung mit diesen Ansichten, aber darum nichts weniger als eine unbestreitbare, vollendete Thatsache hat sich das Aufleben eines kräftigen volksthümlichen Gemeingeistes kund gegeben in fast allen Theilen Europas. Diese neu erweckte nationale Gesinnung ist eine der wichtigsten Thatsachen; sie kann der Politik eine ganz neue Richtung geben und ihre leitende Macht werden. Namentlich für Deutschland hat man in dieser Gesinnung das wichtigste Ereigniß erkannt, welches die ganze neuere Geschichte dieses Landes enthält, und man glaubt, daß in demselben die Bürgschaft einer neuen und großen Zukunft für unser Vaterland enthalten sei. Man hat Zeiten gehabt, wo die Wünsche und die Willenskraft der Menschen nicht über die Gränzen ihres Landkreises oder ihrer nächsten Angehörigen hinausgingen; in anderen Zeiten ließ man sich durch die Idee des Kosmopolitismus blenden. Dies sind die Jahrhunderte des Unglückes und der nationalen Schande gewesen, in denen Deutschland große und reiche Provinzen verloren hat an seinen listigen und unternehmenden Nachbaren, in denen, was noch weit mehr zu beklagen ist, ganze Stämme germanischen Bluts das Wälschthum lieb gewannen. Solche schmachvolle Ereignisse, hofft man, werden unsere Patrioten nicht mehr zu beweinen haben; man glaubt auch, daß die Vernichtung ganzer Nationen und Staaten und

die Einverleibung ihres Gebietes nicht mehr möglich sein werden, da selbst die kleineren Staaten das Geheimniß entdeckt zu haben scheinen, sich gegen Uebergriffe zu sichern, indem sie durch Bündnisse und Unionen imposante Massen bilden, die den Ereignissen entgegensehen können. Schon giebt es keinen kleinen Staat mehr, in welchem sich nicht das Verlangen vernehmen ließe, durch Koalition einem großen nationalen Verbande anzugehören und an den materiellen Vortheilen und geistigen Gütern Theil zu nehmen, die sich größere Staaten vor kleineren verschaffen können. Im Dänenlande sowohl als in Portugal, in Helvetien und in Italien ist diese Ansicht populär. Diese Richtung der Zeit hat in den Interessen des Handels eine Veranlassung gefunden, sich auszusprechen; aber sie wird auch für die Politik der Zukunft sehr folgereich werden. Das System der Staatenbunde scheint sogar ganz neue Verhältnisse und Nothwendigkeiten in die Politik einzuführen und jene ganze, künstlich erdachte Lehre vom politischen Gleichgewicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Die schlaue Politik der Machiavelli und der Richelieu ist von den Völkern selbst durchschaut und zu nichte gemacht worden.

Resultate des laufenden Friedens für die Entwickelung des militärischen Geistes und der militärischen Einrichtungen.

Wir haben in dem vorigen Abschnitte die sozialen Fortschritte unserer Periode betrachtet; wir forschen jetzt nach den Fortschritten und Schicksalen des Wehrwesens seit 28 Jahren, und nach der Stellung, welche die Folgezeit unserer Periode in der militärischen Geschichte anweisen wird. Wir lassen in dieser Beziehung die Aufzählung einiger Thatsachen folgen, welche die Richtung der militärischen Entwickelung in Verbindung und Uebereinstimmung mit den leitenden Zeitideen nachweisen sollen. Sie sollen einen kleinen Beitrag liefern zur militärischen Geschichte unseres Zeitraumes.

Wir fangen an, bei der Entwickelung der Kriegswissenschaft im Allgemeinen. Hier ist zu sagen, daß sich besonders in der ersten Hälfte unseres Zeitraumes ein höherer Eifer für den Anbau der Kriegswissenschaft zeigte, in der andern Hälfte scheint derselben keine so große Aufmerksamkeit und keine so reichhaltige Bearbeitung mehr geworden zu sein, und die Gründe dieser Erscheinung liegen vielleicht nicht fern. Der Fortschritt einer Wissenschaft ist indeß nicht jederzeit eng an die Masse ihrer Literatur geknüpft; man kann sich wohl der Meinung hingeben, daß der wissenschaftlich-militärische Geist auch in der letzten

Zeit noch einige Fortschritte gemacht hat; sie waren vielleicht weniger glänzend und geräuschvoll, aber wohl um so wichtiger und nachhaltiger.

Es hat sich über die Grundsätze der militärischen Kunst eine allgemeine Meinung unter den Offizieren gebildet, der Kampf der großen Prinzipien dieser Kunst wird bald nicht mehr von einzelnen Schriftstellern, sondern von Parteien geführt werden, und da darf man denn auf die Zu-Tage-Förderung der dauernden Grundlagen der Kriegskunst wohl hoffen. Das Dasein einer eigentlichen Wissenschaft des Kriegers, welche früher häufiger in Frage gestellt worden, ist jetzt von der allgemeinen militärischen Meinung anerkannt, wenn man auch noch verschiedener Ansicht ist über die Basen und Gränzen dieser Wissenschaft, und über die Manier, welche bei der Darstellung der militärischen Wahrheit zu befolgen ist. Man weiß, wie viel Aufsehen in Deutschland und Frankreich die sogenannte Philosophie des Krieges gemacht hat, die zu den unumstößlichen Wahrheiten des Krieges heranstrebte, die aber, namentlich in Deutschland, durch eine etwas abstruse Form und Konzentrirtheit der Ideen Vielen unzugänglich oder unbequem war. Nichts desto weniger hat sich diese Weise der Betrachtung, die namentlich in den hinterlassenen Werken des bekannten Generals v. Klausewitz repräsentirt ist, nicht bloß viele Anhänger erhalten, sondern auch den Glauben an ihre Zukunft sichern können. Ein zweiter gewichtiger Schritt ist aber in dieser Beziehung zu thun, ein Schritt, den die Weltweisheit im Allgemeinen noch zu vollbringen hat; man soll die Wahrheiten der Krieges-Philosophie in einer ansprechenden Form und ohne jene lästige und unverständliche Terminologie dem Publikum vorlegen, man soll das Geheimniß finden, tief und zugleich lichtvoll und angenehm zu sein. Um so mehr Aufmerksamkeit hat also jene Schrift erregt, durch welche ein glücklicher Versuch gemacht wurde, diese Aufgabe zu lösen. Der Verfasser der „militärischen Briefe eines Verstorbenen" war ein eben so geistreicher als zeitgemäßer

Kommentator der Klausewitz'schen Philosophie, und sein Buch sehr geeignet, das Ansehen der Krieges-Philosophie überhaupt zu erhöhen, wie denn überhaupt in dem höheren Theile der Kunst noch so manches Vorläufige festzustellen ist, ehe an eine allgemeine Anerkennung der philosophischen Betrachtungsweise vielleicht gedacht werden kann. Einst aber wird dieselbe einen vollständigen Sieg errungen haben.

Der philosophischen Darstellung entgegengesetzt ist die empirische Methode, welche für den Augenblick noch die meisten Anhänger zählen möchte, und die von dem Grundsatze ausgeht, daß es entweder keine unumstößlichen Wahrheiten in den Kriegsregeln geben könne, oder daß, sofern es solche wirklich gäbe, dieselben doch so allgemein und für den einzelnen Fall orakelhaft klängen, daß es nutzlos erscheine, sie zu wissen und zu erforschen. Die Anhänger der empirischen Methode begnügen sich deshalb in ihren Lehrbüchern, die geltenden Erfahrungssätze über den Krieg und seine Führung aufzustellen, wobei sie freilich mehr oder weniger sich doch zur Einhaltung einer systematischen (also doch wohl philosophischen) Darstellung gezwungen sehen, schon um die Masse des Stoffes nicht zu sehr anschwellen zu lassen. Diejenigen halten die Mittelstraße, welche das rationelle Element zwar nicht ganz verbannen wollen, die es aber überall mehr andeuten als gründlich verfolgen. In so fern nennen sie auch häufig das moralische Element eine Größe der Kriegführung, sie sagen z. B., daß das moralische Element des Krieges die größte Aufmerksamkeit verdiene, und daß alle großen Feldherren es zu benutzen verstanden hätten u. s. w. Sie ignoriren aber dabei, daß es die Aufgabe der ächten Krieges-Wissenschaft und somit auch der Krieges-Philosophie ist, dieses moralischen Elementes sich bewußt zu werden und auf dasselbe seine ganze Lehre zu begründen. Im Ganzen ist also eine Aussöhnung zwischen der absolut rationellen oder philosophischen und der historischen Taktik keineswegs unmöglich, vielmehr ist dieselbe eben so wahrscheinlich als wünschenswerth. In dem

Hauptsatze kommen ja beide überein, daß es allgemeine Gesetze und Kräfte des Krieges gäbe, von denen die Formen der Taktik nur Ausflüsse und Ergebnisse seien, daß also die Taktik der Gegenwart weder etwas Zufälliges oder Willkürliches, noch etwas Bleibendes sei, sondern nur ein Stadium der Entwickelung bezeichne, das dem folgenden Stadium einst werde Platz machen müssen. Die Formen wechseln und schwinden, aber die Gesetze bleiben.

Auf der äußersten Seite des Empirismus stehen diejenigen, welche die militärische Lehre in rein kasuistischer Weise behandeln. Diese zweifeln ganz an der Nützlichkeit allgemeiner Prinzipien, sie wollen ihre Unterweisung durch den größeren Reichthum an einzelnen Fällen, durch eine Fülle von Beispielen, die sie in dogmatischer Weise besprechen, herbeiführen. Sie nennen ihr Verfahren ein naturgemäßes, denn die beste Belehrung des Menschen sei die, welche er durch die Ereignisse empfange. Aus diesen selbst müsse er so viele allgemeine Lehren entnehmen, als er nach seinen individuellen Bedürfnissen nöthig zu haben glaube; die Ereignisse stellten sich den Menschen aber immer nur als einzelne konkrete Fälle dar, und mithin wäre es nicht unangemessen, auch in den Lehrbüchern diese Form anzuerkennen. Jedenfalls ist diese Weise, die Wissenschaft darzustellen, bei unserem militärischen Publikum nicht eben in Gunst. Man hält sogar dafür, daß sie weder die äußeren Evidenzen einer durch Erfahrung erworbenen Befähigung noch die innere Sicherheit der systematisch entwickelten Lehre ihren Jüngern darbiete, und das Ungegründete des Raisonnements, durch das sie ihre Berechtigung darthun will, ist auch leicht ersichtlich.

Mit dem gegenwärtigen Stande der Krieges-Wissenschaft hängt die Beantwortung einer Frage zusammen, die, praktisch genommen, die allerwichtigste ist: die über das Wesen der imperatorischen Bildung. In wie weit, so fragt man sich, soll der künftige Feldherr sich durch Nachdenken vorbereiten auf seine schwierige Bestimmung, oder ist die

handwerksmäßige Erlernung im Lager selbst die einzige Bedingung der Meisterschaft? Ueber diese Frage, glauben wir, wird die Diskussion in einer nicht sehr entfernten Zeit aufgehört haben, und Einstimmigkeit erreicht sein.

Wenn wir Alles zusammenfassen, so erscheint uns in Kurzem Folgendes die Aufgabe der militärischen Wissenschaft für die Zukunft: Sie soll uns die Mächte, Elemente und Hebel des Krieges zeigen; sie soll uns das moralische Element der Einzelnen und der Massen entwickeln, oder, was dasselbe ist, die Wirkung des Krieges auf den Menschen; sie soll die Ursachen der Erfolge bloßlegen, so daß wir sie erkennen können; sie soll sich nicht in allzu detaillirte Vorschriften und Dogmen verirren, denn dann verliert sie ihren Zweck aus den Augen; sie soll uns nichts geben als eine Naturlehre, eine Physik des Krieges.

Wir reden jetzt von der militärischen Literatur, und erwähnen hier zuerst der Fortschritte der Kriegs-Geschichte. Dieselbe mußte sich wohl allerdings heben, wenn diejenigen Disciplinen, mit denen sie in so naher Beziehung steht, die allgemeine Geschichte und die Kriegs-Wissenschaft, so weit vorrückten. Der Zweck der Kriegs-Geschichte sowohl als der allgemeinen Geschichte ist jetzt nicht mehr die Bereicherung des Gedächtnisses, sondern die intellektuelle Unterweisung; mit der größeren Wichtigkeit der Geschichte ist auch zugleich ihre Würde gestiegen, und man erkennt, daß man dem eigentlich Thatsächlichen noch ernstere Aufmerksamkeit hiefür schenken müsse, weil Genauigkeit und die strenge Wahrheit die Zierden der Geschichte sind. Dies hat zu neuen historischen Richtungen und Thätigkeiten Veranlassung gegeben. Es ist eine Kunst der historischen Kritik und der Geschichtschreibung entstanden, für die allgemeine sowohl als für die Kriegs-Geschichte. Es genügt für die Zeitansprüche nicht mehr, die Geschichte aus den Berichten der Tagesblätter und einiger Augenzeugen zusammenzustellen, man will Quellen-Forschung, und man erkennt in dieser das wahrste Bedürfniß der Geschichte.

Die Quellen-Forschung hat indeß ihre mißliche Seite. Ueber das, was das Publikum am meisten interessiren würde, über die Kriege der letzten Zeit, werden die Dokumente der Publizität wohl noch einige Zeit entzogen bleiben. Man kompromittirt zu leicht hiedurch Persönlichkeiten, die noch der Gegenwart angehören, und Interessen, die noch obschweben, und deshalb sind über die am meisten interessirenden Epochen der Kriegesgeschichte gerade die wenigsten Quellenschriften erschienen. Eine lebendige und vom Nationalgeiste getragene Thätigkeit zeigt sich in Deutschland und Preußen für die Eluzidation der Ereignisse des vorigen Jahrhunderts, und namentlich des siebenjährigen Krieges, der, abgesehen von seinem hohen militärischen Interesse, für alle Zeiten noch das unvergänglichste Denkmal des Nationalruhmes ist für unser schönes und theures Gesammtvaterland; dagegen sind die Forschungen über die letzten Kriege in der Literatur unserer westlichen Nachbaren am ausgebreitetsten, denn es ist die Glanzepoche ihres Ruhmes. Was nun die Kunst der kriegesgeschichtlichen Darstellung anbelangt, so erwartet man jetzt eine geschmackvolle pragmatische Erzählung, die das Geschehene in ruhiger, unparteiischer Weise hinstellt, und den Zusammenhang desselben unter sich und mit den Personen und sonstigen Verhältnissen auf eine getreue und einleuchtende Weise andeutet. Dieser historische Pragmatismus kann noch dogmatisirend werden, wenn er näher ins Licht setzt, wie die militärischen Lehren in den Feldzügen zur Anwendung gekommen sind und sich bewährt haben. Wir haben schon oben angedeutet, daß es eine historische Schule giebt, welche die großen Ereignisse alle aus dem Genie einzelner Männer herleiten will (école descriptive); in die entgegengesetzte Verirrrung geräth die Schule, welche sich die philosophische zu nennen liebt, welche aber ein wenig dem Fatalismus huldigt, diese will nun in den Kriegen einen Kampf der Prinzipien und Ideen ganz allein sehen, wo der Sieg nicht zweifelhaft sein könne, denn das Recht müsse immer

siegen. Bei dieser Ansicht ist die Gewalt des Genie's und der Persönlichkeit, so wie die Macht des Zufalles außer Acht gelassen, und man würde derselben zufolge etwa folgendermaßen sagen: die französische Revolution hat gesiegt, und Napoleon hat die Oesterreicher, Preußen und Russen geschlagen, weil ein neues und junges Prinzip hier ein veraltetes auffand; Napoleon ist geschlagen worden, weil er dies Prinzip selbst wieder verließ und zu dem alten zurück kehrte. Bei dieser Beweisführung erscheint das Genie Napoleons und die Energie seiner Marschälle als etwas sehr Nebensächliches, da doch ohne dasselbe die Erfolge von Ulm, Friedland und Wagram schwerlich würden erfochten sein. Ueberhaupt muß man mit der Anwendung solcher allgemeinen Grundsätze, als „daß die Gerechtigkeit siege", in einzelnen Fällen etwas vorsichtig sein, und, wenn es unwidersprechlich ist, daß, wie ein Staatsmann Frankreichs kürzlich von der Rednerbühne herab sagte, „die Macht nichts ist ohne das Recht", so kann man diesen Satz auch umkehren und sagen, daß das Recht ohne die Macht gleichfalls etwas Mißliches sei, und das beste Recht, von ungenügenden Kräften oder schlechten Feldherren vertheidigt, sich bald als ungenügend erweisen werde.

Es giebt noch eine andere Art von Fatalismus, namentlich in den militärischen Kreisen, dies ist der Glaube an das absolute Uebergewicht der Uebermacht; man sagt z. B., Frankreich komme in Krieg mit Spanien oder mit Preußen, so muß das erstere siegen, denn dieses hat um so und so viel Menschen und Mittel mehr als die beiden letzteren; oder in einer Schlacht kämpfen zwei Armeen, die eine hat so viel Bataillons und Geschütze, die andere so viel, folglich siegt die, welche die stärkere ist. Dies Prinzip des Sieges der Uebermacht ist der Glaube, daß die physischen Kräfte Alles machen, und der Zweifel, daß das Genie und das moralische Element mehr gelten könne als viel Tausend Arme und Beine. Dieser Glaube muß ganz aus dem militärischen Geiste unserer Zeit verbannt werden, denn er ist

eben so unrichtig und historisch widerlegbar, als, an sich genommen, in seinen Wirkungen und Folgen schädlich.

Wir gehen auf die Erdbeschreibung über, die so unendlich viel gewonnen hat. Nie hat man in den Armeen einen wärmeren Antheil an den Fortschritten dieser Wissenschaft genommen, als jetzt, ja viele Offiziere haben dieselbe mit Glück selbst weiter gefördert durch Reisen und Beobachtungen sowohl, als auch durch Nachdenken und wissenschaftliche Arbeiten. Wunderbar ist es indeß dabei, daß man es zur Entwickelung einer eigentlichen Militär-Geographie, von der man so viel gesprochen, noch nicht bringen konnte, ja man ist selbst über das Wesen dieser Wissenschaft noch nicht einig geworden. Fassen wir das Viele, was hierüber gesagt ist, zusammen, so ergeben sich zwei Ansichten, die eine schließt sich in engere Gränzen ein, sie verlangt von der Militär-Geographie, daß sie nichts weiter zu sein brauche, als eine Kompilation aus rein geographischem und statistischem Material, daß sie neben den Gestaltungen des Terrains auch die Fruchtbarkeit und den Anbau des Bodens, die Sitten der Einwohner, kurz Alles enthalte, was auf die Operationen von Einfluß sein könne; die andere Ansicht geht einen Schritt weiter, und will, daß die Militär-Geographie keine Kompilation, sondern eine selbstständige Lehre sei. Das geographisch-statistische Material soll, ihr zufolge, nur die Grundlage und einige Anhaltspunkte feststellen für die Militär-Geographie. Das Wesentliche aber derselben soll in der Untersuchung der speciell militärischen Verhältnisse, der Schwächen und Stärken der Länder bestehen, sie soll die Lehren der Kriegeskunst auf die Erdbeschreibung anwenden. Durch die Art der Konfiguration und der Plastik jedes Abschnittes unserer Erdrinde, er sei groß oder klein, ist zugleich ein bestimmtes militärisches Verhältniß, sind militärische Stärken und Schwächen gegeben, es sind Gesetze des Angriffes und der Vertheidigung ausgesprochen, welche durch statistische und historische Bedingungen (als Anbau, Kultur, Nationalsinn) zwar modifizirt, aber nicht

annullirt werden können. Die Militär-Geographie muß es sich angelegen sein lassen, diese durch die Terrain-Konstruktion gegebenen militärischen Verhältnisse zu entdecken und auszusprechen. So weit von dieser zweiten und würdigeren Ansicht über die Zwecke der Krieges-Erdkunde, der zufolge diese Lehre künftig mehr eine militärische als eine geographische sein und ihre Darstellung sich fast ganz in strategischen Argumentationen halten würde. Auf jeden Fall möchte diese Wissenschaft noch lange ihr Mißliches behalten, denn die Verbindung der theoretischen Kriegeswahrheit mit den Formen des Erdbaues und der Terrainform ist noch sehr wenig erkannt.

Was nun die Grundsätze der Kriegführung anbetrifft, so hat man hier einen reichen und dankbaren Boden für die geistige Thätigkeit und das Nachdenken der Menschen, der aber noch nicht ganz angebaut ist wie er es verdiente. Ueber Nichts fast ist man hier einig, sollte es nicht das Eine sein, daß es keine gültigen Regeln geben könne für alle Fälle, und daß das Verhalten in jedem einzelnen Falle sich stets aufs neue wieder aus dem menschlichen Geiste entwickeln müsse. Es scheint indeß, als ob gerade in diesem allgemein zugegebenen Satze, wiewohl er nicht positiver Art ist, die Gewähr liegt einer neuen Zukunft und einer bleibenden Grundlage der Krieges-Wissenschaft, und das würde eine sehr erfreuliche und wichtige Thatsache sein für die innere und geheime Geschichte der Hauptquartiere. Die Grundzüge der Napoleonischen Kriegführung gelten noch jetzt als der wesentlichste Inhalt der absoluten Kriegeswahrheit, der Krieg der großen Entscheidungen, der imposanten Massen, der nachdrücklichen Anwendung der Waffen (Bajonnet, Säbel und Kartätschen), der Schnelligkeit endlich des Marschirens und der Unermüdlichkeit der Verpflegung — dieser Krieg ist noch jetzt in Jedermanns Munde. Nichts desto weniger sind Ansichten aufgestellt und, wie es scheint, angenommen worden, welche ihren Ursprung nicht in den Napoleonischen Kriegen

gehabt haben, es sind sogar Stimmen der Reaktion und der Gegenwirkung laut geworden, vielleicht nicht gegen das Ganze des Napoleonischen Systems, denn das wäre unmöglich gewesen, indeß aber doch gegen einige Hauptsätze. In dem neuern Systeme, so heißt es, wären allerdings die Grundsätze eines fast unerschöpflichen, durchdringenden Geistes, wie es Napoleon gewesen, niedergelegt, indeß sei es doch nur immer ein Mann, und das ganze Gebiet der Wissenschaft könne nicht erschöpft sein in den Thaten seines kurzen Lebens, sie warnen vor Einseitigkeit, vor der Ueberschätzung der Autoritäten, endlich vor der Sucht nach Manier und der Sklaverei des Geistes, in welche alle Menschen nur zu leicht verfielen, die aber stets verderblich wirkten; ob endlich die Autorität eines einzigen Menschen die Autorität ganzer Jahrhunderte aufwiegen könne, denn auch die Vorzeit habe ihre ewigen unumstößlichen Wahrheiten ans Licht gebracht. — Durch ähnliche Ansichten geleitet hat unsere jetzige Zeit sich ermuthigt, über einige militärische Punkte anders zu denken, als man darüber vor zwanzig Jahren zu denken wagte. Es gab eine Zeit, wo man z. B. die Festungslinien als unnützen Ballast betrachtete, vielfach wurde verlangt, sie ganz eingehen zu lassen, man erinnerte sich, daß Napoleon sich mit Festungen nicht lange aufgehalten habe. Diese Ansicht, kann man sagen, ist schon todt oder wird doch nur mit Unglück noch verfochten. Der Plan, den Oberrhein zu befestigen, war, wie man weiß, lange genug diskutirt worden, zwanzig Jahre hindurch hatten die Anhänger des Feldkrieges um jeden Preis die Entscheidung der Frage hingehalten, endlich sind sie überstimmt worden. Wir reden nicht von den Befestigungen bei Verona, Linz und Ingolstadt, so wie von den Bollwerken des unteren Rheins, die zugleich Denkmale sind des Nachdenkens und der Erfindungskraft, aber das hat noch jüngst die Frage der Befestigungen wieder animirt, als eine ungeheure Metropole unseres Kontinents, die eine Million Einwohner hat, mit Forts und Bastionen sollte umgeben

werden, als man eben hierdurch den Grundsatz aussprach, daß man den Festungskrieg in Verbindung zu bringen gedenke mit der Bewaffnung der Bürger und des Landvolkes. In der That sieht man ein, daß das neue Wehrsystem, welches sich auf die Lokal-Bewaffnung und das allgemeine Aufgebot stützt, den großen Festungen und Waffenplätzen eine Bedeutung zu geben im Stande ist, die man ihnen früher nicht verleihen konnte. Dabei hat sich freilich von Seiten der Bevölkerungen eine entschiedene Abneigung gezeigt gegen die Bollwerke und Citadellen in ihrem Angesicht, die sie für Zwingburgen hielten. Ja, während man an der Seine eifrig bauete, versuchten die Milizen in Barcelona und Valencia die Citadellen ihrer Städte mit Gewalt zu demoliren.

Wenn sich nun so der Festungs-Krieg nach seiner strategischen Bedeutung und Aufgabe unabhängig von dem Napoleonischen Kriege und nach neueren Ideen ausgebildet hat, so mußten doch die Ansichten dieses großen Meisters der Feldschlacht stets benutzt und ausgebeutet werden, die Fortschritte der Taktik mußten auch für die Befestigung und für die Anlegung der unbeweglichen Streitmittel nutzbar gemacht werden. Das Kordon- und Linear-System hatte man im Feld-Kriege als kleinlich abgeschafft, und demgemäß hat man sich auch im Festungs-Kriege verbessert, man hat das System der diskreten Forts mit gegenseitiger Vertheidigung angenommen; man hat den Hohlbau zu einer Hauptkraft der Befestigung erhoben, Hohl-Traversen und Blockhäuser, Kasematten und bedeckte Gallerien und Geschützstände, die Fortifikationsthürme endlich — Alles deutet darauf hin, daß es gelungen ist, die Energie des neueren Feld-Krieges auch dem Festungs-Kriege zu geben, daß man ganz neue Mittel der Vertheidigung erfunden hat, daß man die absolute Defensive auch hier für immer verlassen hat, um zu der allein richtigen offensiven Vertheidigung überzugehen, daß man einen verzweifelten und hartnäckigen Posten-Krieg mit Geschütz, Gewehr und Bayonnet und auf

die nächsten Entfernungen künftig hier sehen wird. Dieser Krieg wird noch unter der Erde fortgesetzt werden, denn die Ausbildung des Minen=Krieges giebt den Festungs=Schlachten noch ein neues Moment.

Indeß ist es die Vertheidigung nicht allein, die sich verbessert hat, die vervollkommneten Mittel des Angriffs scheinen auch jetzt noch selbst über die bravste Vertheidigung einen endlichen Sieg zu verbürgen. Man hat Riesenmaschinen des Angriffes gießen sehen, die ungeheure Eisenlasten durch die Lüfte zu schleudern bestimmt waren, deren Gewichte die Ueberwölbungen wichen, man versteht die Hohlgeschosse im flachen Bogen wie den direkten Schuß zu gebrauchen, man demontirt mit denselben und kann selbst Bresche mit ihnen legen und Mauern zerschmettern, die man nicht sehen kann; man schießt endlich noch Hohlgeschosse unmittelbar aus Kanonen (Paixhans'sche Bombenkanonen, der kurze 24=Pfünder, aus dem 7pfündige Granaten geschossen werden). Nun ist jener Hagel von Kugeln und Geschossen aller Art zu bedenken, die man durch Schleuderschüsse in die Festung werfen und durch welche dieselbe überdeckt werden wird; man wird die Magazine in Brand stecken, die Ueberdachungen zerschmettern; man wird überall Schrecken und Verwirrung verbreiten. Man hat indeß nicht allein Zerstörungsmaschinen von erschreckender Größe, man hat auch ganz kleine erfunden, die auch in beschränkten Räumen und in dem Kampfe der Nähe sollten gebraucht werden; dies sind die kleinen Mörser, die Hand= und Schaft=Mörser und die kleinen Defensions=Geschütze; sie sollen wirken in jenem unheimlichen Kriege der Treppen, der engen und dunkeln Gänge, der Schießlöcher, wo mit der Größe der Waffen auch die Großartigkeit der Erscheinungen schwinden mag und die höhere Weihe der Affekte, wo die Sparsamkeit des Raums und die Unsicherheit des Bodens zu dem Kriege der List, des Schleichens, der Ueberraschung endlich und des Hinterhaltes führen müssen. So Künstliches haben wir erfinden können, um uns gegen=

seitig zu vernichten; und doch! können wir es ändern? können wir es auch nur beklagen?

Wenn wir nun von den Fortschritten der Artillerie sprechen, so muß man im Allgemeinen nur sagen, daß keine Waffe in dem vergangenen Viertel-Jahrhundert so große Fortschritte gemacht hat, wie eben sie, so daß diese allein schon auf die Vermuthung einer ganz neuen taktischen Zukunft führen könnten. Drei große Umstände sind es vor allen, an die sich die Vervollkommnung der materiellen Artillerie knüpft, ihre größere Beweglichkeit und Manoeuvrirfähigkeit, auf die man ein immer größeres Gewicht legt, und in welcher Beziehung das Zollernsche System zu nennen ist, das in Baiern erfunden ward, das aber auch sonst Beifall erhalten hat, sodann die Vervollkommnung und größere Anwendung der Hohlgeschosse und endlich die größere Sicherheit, mit der man jetzt, wie die Kundigen meinen, die Kriegesraketen zu werfen versteht. Unglücklich ist hinführo die Lage der Truppen, die mit Artillerie nicht genugsam versehen, oder, durch zufällige Umstände von ihr entblößt, der vernichtenden Kraft der Elemente bloß gestellt erscheinen; keine gedeckte Aufstellung kann dieselbe mehr schützen vor der verheerenden Wirkung der Granaten, kein Defilee und keine Unwegsamkeit, wohin ihnen die Maschinen der Vernichtung nicht auf der Ferse folgen. Die Grundsätze von dem Gebrauche der Artillerie in großen Massen, die zuerst Napoleon angewendet hat, sind jetzt in allen Armeen bekannt, man weiß, daß die zerstörenden Wirkungen der Artillerie durch den Massengebrauch noch die furchtbarste Steigerung erhalten können, das Kommando: „Reserve-Artillerie vor" wird künftig zu einer Losung des Schreckens werden, und überhaupt scheinen die künftigen Kriege immer mehr von dem Charakter eines Krieges der verheerenden Maschinen annehmen zu wollen.

Was hat nun die Infanterie und Kavallerie zu erwiedern auf die furchtbaren Wirkungen der Artillerie? — Bis jetzt hat man nicht gewagt, an der Taktik dieser Waffen

viel zu ändern, man beharrt bei der dreifachen Aufstellung in Linie, Kolonne und dem Schwarme; man glaubt, daß diese dreifache taktische Form eben so begründet sei in den Verhältnissen des Krieges, wie in den Gesetzen und Eigenschaften der menschlichen Seele. Jede dieser Stellungen hat neben der technischen Seite auch ihre eigenthümliche moralische Wirkung auf den Soldaten. Andere sind freilich der Meinung, daß der nächste Krieg Veranlassung geben werde zu einer noch größeren Anwendung und Entwickelung der zerstreuten Fechtart; sie basiren diesen Glauben auf die Nothwendigkeit, sich den Schüssen und Würfen der Artillerie mehr zu entziehen, und fügen hinzu, daß die Linear-Stellung ihre Nothwendigkeit immer mehr verliere, je mehr unser Landvolk und mithin der Soldat an geistiger Gewandtheit und körperlicher Ausbildung zunehme. Sie prophezeien also der Linear-Stellung ihren Untergang aus dem aufstrebenden Volksgeist und der größeren Anwendung weithin zerstörender Kräfte. Noch Andere glauben wenigstens, daß durch die Erweiterung der Sphäre, wo die Artillerie verheerend ist, auch die Kolonnen in größerer Entfernung von einander werden gehalten werden, als früher, und daß eben dadurch der Kampf der Schwärme und zerstreueten Linien eine größere Bedeutung erlangen werde. — Je wichtiger abrr das Schwärmgefecht wird, um so unabweislicher wird auch die Frage, die noch immer nicht ganz gelöst ist, nach dem ächten Ausbildungssystem der leichten Truppen. Doppelt wichtig werden diese letzteren da, wo man das System der Landes-Bewaffnung eingeführt hat. Festungen nur und fliegende Corps vermögen eine allgemeine und nationale Bewegung im Rücken des Feindes zu unterstützen, vorzubereiten und zu nähren.

Die Frage der leichten Truppen im Geiste der Zeit ist aber eine solche, die nicht allgemein gelöst werden kann, d. h. jeder Staat muß seine eigenen Maaßregeln nehmen, seine leichten Truppen zu organisiren und auszubilden; in Frankreich muß man dabei anders verfahren als in Preu-

ßen oder in Ungarn. Jedes Volk hat ja seine Eigenthümlichkeiten, diese muß man berücksichtigen und auf dieselbe die Organisation leichter Streitmassen basiren. Ueberhaupt, scheint es, werden gute leichte Truppen immer schwerer aufzubringen und herzustellen sein, je höher die Kultur steigt. Das beweist der Erfolg klar, denn die Kosaken, die Gränzer, die Basken sind nicht die gebildetsten, aber die besten leichten Truppen.

Wenn man der jüngsten militärischen Fortschritte Europa's gedenkt, so muß man die Versuche nicht unerwähnt lassen. Dieselben sind das Medium zu manchen materiellen Verbesserungen gewesen; sie haben die Erfahrungen des Krieges, welche man nicht machen konnte, in etwas ersetzt. Es ist in allen europäischen Armeen unendlich viel und auf jede erdenkliche Weise experimentirt worden, und man hat, wie gesagt, auch praktische Erfolge durch diese Versuche erlangt. Die Zweckmäßigkeit einiger Erfindungen und Einrichtungen wurde aufs überzeugendste dadurch dargethan, und namentlich sieht die Geschützkunst in den Experimenten einen Hauptträger ihres gegenwärtigen technischen Standes. Der jetzt so allgemeine Grundsatz: „Die Zahlen allein beweisen" hat in den Experimenten eine neue Weise der Anwendung erlangt. Freilich beweisen bei den Experimenten die Zahlen nur dann, wenn man sich nicht mit einigen wenigen begnügt, sondern wenn eine hinlängliche Menge, und von allen Arten der Möglichkeit begleitet, vorliegt. Es giebt Dinge, bei denen man nach jahrelangen Versuchen noch zu keinem Resultate hat kommen können über das Ja! oder Nein! Auf jeden Fall haben die auf den Schießplätzen und in den Artillerie-Laboratorien gemachten Versuche einige nicht unwichtige Beiträge geliefert zur Gesammt-Entwickelung der Technik unsers Jahrhunderts.

Von hoher Bedeutung für künftige Kriege wird auch die Verbesserung der Straßen und die Vermehrung der Kommunikationsmittel sein, für welche unsere Zeit so thätig gewesen ist. Das vergangene Jahrzehend noch war ein

Jahrzehend der Chausseen, das gegenwärtige ist schon eins der Schienenwege und der Dampfwagen in Deutschland, nachdem England und Belgien uns in dieser Beziehung schon vorangegangen sind. Man wird bald die Haupt-Emporien unsers herrlichen Vaterlandes durch Eisenbahnen verbunden sehen; Frankreich bereitet sich, wie wohl etwas langsam, dazu vor, Deutschland zu folgen. Was nun die militärische Bedeutsamkeit der Eisenbahnen betrifft, so ist man, wie es scheint, noch nicht zu festen Resultaten hierüber gelangt. Man hat von verschiedenen Gegnern der Eisenbahnen gehört, die sich namentlich in Frankreich unter den erfahrenen Militärs gefunden haben, und allerdings möchte man glauben, daß der Offensive durch dieselben eine kräftige Waffe könne in die Hand gegeben werden. So viel scheint wünschenswerth, daß die Hauptlinien, und namentlich die konzentrischen Linien, welche gerade nach dem Mittelpunkte des Landes führen, durch einige befestigte Zwischenpunkte beherrscht werden, um wenigstens ihre Benutzung durch den Feind zu erschweren. Diese großen und durch Kunst erschaffenen Kommunikationsmittel bilden also jetzt schon ein wichtiges strategisches Moment, früher sprach man nur von den Terrain-Scheidungslinien, von den Gebirgs- und Wasser-Linien als denjenigen, welche bei großen Operationen in Betracht und Berechnung kämen, jetzt muß man auch die Verbindungslinien hierher zählen. Zu den Kommunikationsmitteln kann man auch die Telegraphie rechnen, die im Frieden nur politische oder administrative Zwecke hat, deren Hauptbedeutung aber eine militärische ist, und durch die man den Bewegungen einer großen, auf einem weiten Raume dislozirten Armee, so wie den militärischen Maßregeln in allen Theilen des Landes ein bewunderungswürdiges Ensemble zu geben im Stande ist. Was folgt aber aus diesem Aufwande an Kommunikationsmitteln und Wegen? Die kürzere Dauer der Kriege folgt daraus und eine rasche Aufeinanderfolge der Schläge. Wie lange Zeit verging früher ungenützt durch die Schwierigkeit sich zu ver-

stärken und sich aus seinen Depots zu ergänzen, dadurch wurden natürlich die Operationen sehr verzögert. Diese Verzögerung würde jetzt nicht mehr in dem Grade Statt haben; die Entfernungen scheinen jetzt kleiner und das Theater der menschlichen Thätigkeit konzentrirter und übersehbarer zu sein.

Eine andere Wirkung unserer Industrie ist die immer mehr sich entwickelnde Dampfschifffahrt, und dieselbe verspricht auch für die Kriege des Kontinents von hoher Bedeutung zu werden. Schon fahren Dampf-Packetboote auf fast allen Meeren und Ozeanen; selbst zwischen Indien und Australien und auf der Südsee werden sie bald in Thätigkeit sein, und Fluß-Dampfschiffe befahren einen großen Theil der bedeutenderen Ströme. In England namentlich ist es, wo man alle Post-Dampfboote, deren es große giebt zu 4- bis 500 Pferden Kraft, so einrichtet, daß sie Truppen und Geschütze des schwersten Kalibers einnehmen und von der Regierung zu militärischen Zwecken verwendet werden können. Große Dampf-Flottillen von 80 bis 100 Schiffen gehören also zu den Wahrscheinlichkeiten künftiger Kriege, und die Vortheile der Dampfschiffe bestehen, nach dem Urtheile der Kenner, neben der Schnelligkeit und der Unabhängigkeit von den Winden, noch vorzüglich in ihrem geringeren Tiefgange, wodurch sie das Landen und Ausschiffen der Truppen fast allerwärts zulassen, während größere Kriegesschiffe sich weit vom Lande halten müssen. Dies macht allerdings die Dampfschiffe für militärische Zwecke sehr geeignet, und selbst die größeren Flüsse können noch mit Krieges-Dampfbooten vielfach befahren werden. Die geharnischten Artikel, welche die Zeitungen Englands und Frankreichs gegen einander oft schleudern, pflegen gewöhnlich mit der Entwickelung der Dampf-Streitkräfte zu drohen, aber Niemand weiß anzugeben, wie der Krieg mit einem solchen Geschwader wird geführt werden, Viele befürchten, daß man überall Landungen bewerkstelligen, die Städte brandschatzen und das Land ausplündern werde, daß, mit einem

Worte, jene Art Krieg wieder aufleben werde, wie ihn die Normänner und räuberischen Dänen vor tausend Jahren, oder wie ihn später noch die holländischen Meer-Geusen führten, die das Seeräuber-Handwerk zum System erhoben hatten und dasselbe auf die grausamste Weise ausübten. Man möchte indessen in unserm Jahrhundert Bedenken tragen, durch einen Krieg der Unmenschlichkeit und der Plünderung die allgemeine Meinung gegen sich zu waffnen, aber die Wichtigkeit der erweiterten Dampf-Schifffahrt für den Land-Krieg bleibt doch eine Thatsache. Die Leichtigkeit, Truppen über See fortzuschaffen, sie überall, wo man will, rasch zu debarquiren und wieder zu embarquiren, giebt die Möglichkeit, im Rücken des Feindes gegen dessen Verbindungen Schläge zu führen. Ist ein Land von Besatzung entblößt, oder ist es von einer unzufriedenen Bevölkerung bewohnt, so kann man selbst tiefer in dasselbe vordringen. Schmale und von Gebirgen begränzte Meeresküsten (wie die Küsten Nord-Spaniens sind, oder Apuliens und Syriens) können durch die Kanonen der Dampfschiffe ganz beherrscht und gesäubert werden. In solchen gebirgigen und dem Meere nahe gelegenen Gegenden kann man einen Volkskrieg durch stete Zufuhren an Munition und andern Bedürfnissen auf das wirksamste nähren, man kann endlich sogar einen Theil der großen Flüsse des Festlandes beherrschen, die Verbindung der Flußufer durch Kanonen unterbrechen und die hier angelegten Befestigungen und Uebergänge im Geschützeskampf vernichten. Man kann bedrängten Festungen Ersatz und Lebensmittel zuführen, und selbst einzelne geängstigte und vom Feinde verfolgte Abtheilungen können an den Ufern der Flüsse und Meere noch Schutz finden unter den Kanonen der Dampfboote. Die Kapitulation von Ratkau z. B. möchte nicht geschlossen worden sein, hätten damals die Engländer ein gutes Dampf-Geschwader auf der Ostsee gehabt. Durch Unternehmungen, wie die oben angeführten, können einem Feinde in seinem Rücken empfindliche Verluste beigebracht und er zu bedeu-

tenden Detachirungen veranlaßt werden, um seine bedrohe=ten Kommunikationen sicher zu stellen.

Man kann ohne Bedenken sagen, daß der militärische Rationalismus ein mächtiges und sehr wohlthätig wirken=des Element war unsers militärischen Lebens und unsers Krie=gerthums überhaupt. Eine Menge im Einzelnen vielleicht kleiner, im Ganzen aber und in ihren Folgen sehr wichtiger Verbesserungen sind aus demselben hervorgegangen. Der Name des Rationalismus ist hier und da etwas verrufen, so daß man unter demselben nur etwas Schlimmes ver=steht, dies kann indessen nur daher kommen, daß man bei der Erwähnung des Rationalismus mehr an seine Exzesse und Uebertreibungen denkt, deren hoffentlich künftig weniger sein werden, als an die nützlichen Folgen desselben. Der Rationalismus ist doch am Ende nichts weiter, als daß man bei Allem nach dem „wie?" oder „warum?" fragt, und aus diesem Bestreben, alle Einrichtungen den Forderungen der Vernunft gemäß fortzuführen und festzustellen, sind die Fort=schritte im formellen Dienst, in den Grundsätzen der Detail=Ausbildung des Soldaten und die Bemühungen für die Ver=besserung des Materials entstanden. Man hat die zu große Peinlichkeit und Uniformität der Detail=Ausbildung, als das Wesentliche der militärischen Ausbildung nicht berührend, eingeschränkt, man will durch das Exerzitium für Haltung, Bewegung und Waffen=Handhabung nur die einfachste und natürlichste Weise des Verhaltens dem Soldaten beibrin=gen, denn das Einfache und Natürliche schließt schon von selbst eine Gleichmäßigkeit in sich. Man hat im preußi=schen Heere den Ceremonial=Marsch abgeschafft, man mar=schirt hier jetzt ungezwungen, mit losen Gliedern und sucht auch den unnöthigen Pomp von Stampfen, Beitreten und scharfem Gewehranziehen zu entfernen. Das sind gar wür=dige und schöne Fortschritte auf jener Bahn, die das denk=würdige Exerzier=Reglement des Generals v. Scharnhorst bezeichnet, denn dieses setzt schon eben so schön als klar die Grundsätze und Zwecke fest, die man bei der Ausbildung

des Soldaten festzuhalten habe. Ein hoher General der preußischen Armee hat eine Methode festgesetzt, die man als eine würdige und zeitgemäße Ergänzung des Scharnhorstschen Reglements ansehen kann, und dieselbe wird bald in der ganzen Armee und selbst auch bei der Artillerie eingeführt sein; die allgemeinen Zwecke dieser Methode gehen dahin, das innere Element des Soldaten schon durch das Exerzieren mehr zu wecken und alsdann durch Abwechselung der Uebungen eine größere geistige Thätigkeit hervorzurufen und der Ermüdung vorzubeugen, die durch die lange Wiederholung einer und derselben Sache entstehen muß. Hiernach wechselt man also mit Instruktion und Exerzieren, mit dem Linien-Dienste und den Uebungen des zerstreuten Gefechtes gleich von der ersten Periode des Unterrichts an häufig ab. Besondere Aufmerksamkeit hat man auch den körperlichen Uebungen anderer Art zugewendet; in Deutschland sowohl als in Skandinavien, Frankreich und Belgien ist man gleicher Weise bemüht gewesen, die Uebungen auszumitteln, welche den Körper des Soldaten zugleich stark und gewandt machen könnten. In Deutschland ist in dieser Beziehung das Bayonnetfechten vorzugsweise geübt; man hofft nicht allein, die körperliche Gewandtheit der Soldaten dadurch zu mehren, sondern auch ihnen Vertrauen auf ihr Bayonnet einzuflößen und dadurch den Bayonnet-Attaken eine Sicherheit und einen moralischen Impuls zu geben, den sie früher nicht haben konnten; man weiß ja, daß Bayonnet-Angriffe fast nur eine Floskel der Theorie gewesen sind (einige wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet). Wichtige Aenderungen bereiten sich auch, wie man vernimmt, in der Kleidung und Ausrüstung der Armee vor, welche bis jetzt, mancher Anfechtungen ungeachtet, unverändert geblieben waren seit den letzten Kriegen. Man sucht nach einer Bekleidung, die den Unterleib des Soldaten wärmt, nach einer Kopfbedeckung, die vor Regen schützt, und einer Bepackung, die ihm möglichst wenig beschwerlich fällt. Viele Versuche sind gemacht; Frankreich hat schon eine neue Be-

kleidung eingeführt, und bald wird man, wie es scheint, ein System auch in Deutschland erfunden haben, das zugleich zweckmäßig und dem Auge wohlgefällig ist. Man sagt hierbei zugleich, daß nichts schön sein könne, was nicht auch zweckmäßig wäre. Noch ist man ungewiß, welches Schicksal das Infanterie-Seitengewehr haben werde, das von Vielen als eine unnütze und beschwerliche Zierde betrachtet wird, und eben so ist man begierig, zu wissen, welche Bewaffnung für die Fuß-Artillerie des neunzehnten Jahrhunderts wird erfunden werden, da die jetzige Bewaffnung der Fuß- und fahrenden Artilleristen mit dem Infanterie-Seitengewehr, nach der Meinung Mancher, nur ein Provisorium sein wird, dessen Ende sich eng an das Schicksal des Seitengewehrs überhaupt knüpft.

Was die Entwickelung des Militär-Rechtes in unserer Periode anbelangt, so hat man Grund zu hoffen, daß dieselbe eine für die Folgezeit sehr fruchtbare gewesen sei. Es bestand freilich schon im vorigen Jahrhundert ein recht ausgebildetes Militär-Recht, indessen hat dasselbe doch viele Ergänzungen haben müssen; unser Wehrwesen war ganz anders organisirt worden, es waren neue Anstalten, neue Dienstverhältnisse geschaffen, eine neue Art der Rekrutirung und der Beurlaubung eingeführt, endlich war auch der Stand der Kultur und der Gesellschaft im Ganzen ein anderer geworden, da war es wohl natürlich, daß viele Aenderungen und Bereicherungen des Militär-Rechtes sich nothwendig machten. Die Bestimmungen namentlich, welche die rechtlichen Verhältnisse der Landwehr-Offiziere und Männer, so wie der Freiwilligen zu regeln hatten, diese mußten ganz neu geschaffen werden, sie bildeten ein ganz neues Blatt dieses Buches. Treffliche systematische Kompendien des Militär-Rechtes geben die vollständigste Auskunft über die Resultate, die unsere Periode hier erreicht hat.

Einen größeren Reichthum noch an Bestimmungen und Rundschreiben haben unsere Militär-Verwaltungen und Intendanturen entwickeln müssen. Der Modus des

Heer=Haushaltes und der Verpflegung im Kriege hat auch seit den letzten Kriegen vielfach geändert oder ganz und gar neu aufg:baut werden müssen, man hat die Erfahrungen der letzten Kriege benutzt und die Centralisation in die Verwaltung eingeführt. In einigen Armeen wird das Bekleidungs=Material für die ganze Armee in großen Werkstätten gefertigt, wenn nun auch in andern Armeen die Selbstbeschaffung der Bekleidung den Regimentern gelassen ist, so ist doch dieser ganze Zweig der Oekonomie der Leitung einer einzigen Behörde untergeben, welche durch Verordnungen und Kontrole jedem Mißbrauche vorzubeugen hat, die Tragezeit der Kleider ist genau bestimmt, und die Ersparnisse werden stets berechnet. Die Einführung des Landwehr= oder des Reserve=Systems hat unserer Wehr=Oekonomie noch einen eigenen Charakter gegeben. Sie hatte ein System der Verwaltung zu erfinden, das den Ansprüchen des Friedens und des Krieges zu gleicher Zeit genügte; die stehenden Heere sind klein, aber die Vorräthe zur augenblicklichen Aufstellung großer Massen, zur sofortigen Eröffnung des Krieges mußten vorhanden sein und in gutem Zustande erhalten werden. Man konnte indeß nicht so viel Munition und Vorräthe fertig aufbewahren wollen, als ein ganzer langer Krieg erfordern dürfte, und da galt es also, für Mittel zu sorgen, wie man im Verlaufe des Krieges selbst den sich zeigenden Bedürfnissen durch die Produktionskräfte des Landes zu genügen im Stande sein werde. Die Gewehr= und Pulver=Fabriken, die Gießereien, die Artillerie=Werkstätten wurden vermehrt oder erweitert, man bedeckte das Land mit Zeughäusern für die Landwehr, man hielt entsprechende Bestände für die Reserve=Mannschaften in Bereitschaft. Die neuen Erfahrungen hatten gezeigt, wie schnell die Operationen oft vorrükken, daß man nicht bloß die Gränz=Festungen, sondern alle Festungen ohne Ausnahme, mit so viel Streitmitteln versehen müsse, um augenblicklich armirt werden zu können, und diese Masse von Vorräthen, welche eine neuere Armee

disponibel haben muß, hat eine neue und sehr schwierige Seite in die Kriegesverwaltung gebracht, das ist die Kontrole, die Revision und Administration großer Depots und ungeheurer Vorräthe.

Der neu erwachte Sinn für Bildung, weiter, hatte Militär-Schulen, die veränderten Verhältnisse der Rekrutirung und der Uebungen, viele Reisen, Kommandirungen und Märsche einzelner Kommando's nöthig gemacht; man hat Kommandirungen der verschiedensten Tendenz und Art, zum Ersatzgeschäft, zur Uebung der Landwehr, zur Krieges- und zur Artillerie-Schule, zur Aufnahme von Gegenden, zu Kommissionen aller Art, und jede dieser Kommandirungen hat ihre eigenthümlichen Kompetenzen und Ansprüche, die sehr von einander abweichen. Nun kommen die verschiedenen Arten der Landwehr, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Jäger und Pioniere; jede derselben hat ihre Verschiedenheiten der Verpflegung oder der Oekonomie, die sich durch die Verhältnisse dieser Waffen als nothwendig herausgestellt haben. — Nun, da sieht man, daß die Aufgabe der Kriegesverwaltung nicht von den leichtesten eine mag gewesen sein in diesem Zeitraume. Es handelte sich um nichts weniger, als diesem neuen Landwehr-Institute einen organischen Verband mit dem Staate im Ganzen zu geben, alle äußeren Verhältnisse dieses Institutes in Uebereinstimmung zu bringen mit den sonstigen Einrichtungen des Staates. Die Militair-Administration hat es mithin wohl verdient, eine recht würdige Stellung im Heere einzunehmen. Man weiß, daß dieselbe vornehmlich im Kriege einen schweren Stand hat; sie soll stets schaffen, oft verlangt man von ihr Unmögliches, sie begegnet stets nur der Unzufriedenheit, und die schönere Seite des Soldaten-Standes, die unmittelbare Thätigkeit dem Feinde gegenüber, die Gelegenheit, schöne Waffenthaten zu verrichten, diese ist ihr nicht gegeben. Es lasten auf dem Militär-Kommissariate noch alte Vorurtheile, aber es ist Zeit, diese gänzlich zu verges-

sen, und alles, was zum Heere gehört, durch einen kräftigen Gemeingeist lebendig zu verbinden.

Noch ist der Kriegesverwaltung eine schöne und unsers Jahrhunderts besonders würdige Aufgabe vorbehalten. Der Modus des Heer-Haushaltes während des Friedens und mit der Anforderung steter Bereitschaft zur Bewaffnung der Nation ist durch ihre bisherige acht und zwanzigjährige Thätigkeit festgestellt; nun bleibt noch übrig, den Modus des Heer-Haushaltes während des Krieges selbst zu verbessern, d. h. es sind die Härten des Requisitionssystems zu lindern. Dieses System ist vielleicht eine Nothwendigkeit, aber man muß sagen, daß es oft mit einer Härte ist ausgeübt worden, die ganz gewiß zu vermeiden gewesen wäre. Die Verbesserung der Landstraßen und selbst der Feldwege, die größere Ordnung in den Kreisen und Gemeinden, die größere Autorität, welche die Civil-Behörden jetzt haben, scheinen die Hauptschwierigkeiten, welche dem Requiriren sonst im Wege standen, sehr gehoben zu haben. Auf der andern Seite haben sich die Tauschmittel gemehrt, das Vertrauen und der Glaube an die Rechtlichkeit und Stärke der Staaten ist allgemein — kurz, es ist ein erfreuliches Zeichen, daß das Papiergeld sich im ganzen mittleren Europa in solchem Werthe erhält, das Landvolk legt Schatz-Anweisungen und Assignaten denselben Werth bei wie der klingenden Münze. Hierdurch wird man ein Mittel haben, die Leiden und Lasten der Kriege weniger fühlbar zu machen. Zwar wird man Lieferungen aller Art, Vorspann und Einquartierung nach wie vor verlangen müssen, aber es wird einer humanen und thätigen Krieges-Verwaltung jetzt mehr möglich sein, in die Leistungen dieser Opfer Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu bringen. Indem man die Hülfe der Kommunal-Behörden bei Vertheilung der Leistungen in Anspruch nimmt, wird man die gehässigen Willkürlichkeiten und Erpressungen Einzelner unterdrücken können, man wird endlich alle Leistungen mit Assignaten bezahlen können, und die Sache des betreffenden Staates wird es sein, diese

Assignaten später zu amortisiren. Diese schöne Aufgabe haben also die Staaten, und unter ihrer Garantie die Verwaltungen ihrer Heere für künftige Kriege zu lösen, und die Völker werden ihre Anstrengungen und Bemühungen dafür segnen. Ein Haupterforderniß hierzu scheint eine hinreichende Anzahl Unterbeamten zu sein, die des Rechnungswesens kundig und den Truppen beigegeben sind. Auf eine sehr erfreuliche Weise ist in der preußischen Armee hierfür gewirkt worden; durch die Ausbildung der Reserve-Rechnungsführer, durch die Kommandirung geeigneter Subjekte in die Büreaux der Intendantur und durch die Feldwebel-Schulen, worin die Grundzüge des Rechnungswesens und der Kompagnie-Verwaltung gelehrt werden, wird die Aufgabe der Militair-Administration in einem künftigen Kriege erleichtert werden.

Möge nun aber auch das, was für das Militär-Recht und die Militär-Verwaltung in diesem Zeitraume geschehen ist, als wichtig genug angesehen werden; das Entschiedenste, und das, was die Geschichte vor Allem aufbewahren wird, sind die Fortschritte, die in der großen Landwehr-Frage geschehen sind. Diese Fortschritte sind freilich nicht in allen Staaten gemacht worden; es bleibt wunderbar, daß trotz der Bewegung und des Aufsehens, das diese große militärische Frage in ganz Europa gemacht hat, und trotz des Beifalls, den ihre Ideen gefunden haben und noch finden, verhältnißmäßig so wenig geschehen ist, um dieselben ins Leben treten zu lassen. Hier ist Preußen, welches man noch in manchen anderen Beziehungen als den Repräsentanten des neunzehnten Jahrhunderts betrachten kann, ganz Europa mit weithin leuchtendem Beispiele vorangegangen. Die preußische Landwehr ist eins der Muster-Corps Europa's, und ihre äußere und innere Geschichte, wiewohl dieselben sehr kurz sind, verdienen wohl die Aufmerksamkeit Aller. Schlägt man die Edikten-Sammlung, welche die Landwehr betreffen, nach, so findet man, daß die wichtigsten der noch jetzt geltenden Verordnungen aus den Kriegs-

jahren sich herschreiben. Sie sind, sowohl was die Form als was den Inhalt betrifft, ein schönes Denkmal der damals herrschenden nationalen Bewegung. Im Jahre 1819 erhielt die Landwehr eine Veränderung der Formation. Die Landwehr wurde enger mit der Linie verbunden, indem die früheren Landwehr-Inspektionen aufgelöst wurden, und dieselbe in den Divisions-Verband aufgenommen ward. Man schränkte auch die Uebungen mehr ein zur Erleichterung des Landes und zur Ersparniß der Kosten; früher mußte die Landwehr des ersten Aufgebots zweimal des Jahres zur Uebung zusammen kommen, von da ab war dies auf eine jährliche Zusammenkunft von vierzehn Tagen eingeschränkt, die Uebungen des zweiten Aufgebots wurden ganz aufgehoben für die Friedenszeit. Dies war also der erste Fortschritt des Landwehr-Instituts in Preußen, neue wichtige Bestimmungen aber wurden hervorgerufen durch die Ereignisse, welche dem Jahre 1830 folgten, und man darf diesen Zeitpunkt als das zweite Stadium der gesetzlichen Entwickelung dieser Institution betrachten. Damals ward ein großer Theil der preußischen Armee auf den Kriegsfuß gesetzt und die Landwehr mobil gemacht, hier nun bewährte sich der Geist und die Organisation der Landwehr als durchaus gut, indessen (und dies war wohl voraus zu sehen) fehlte es auch nicht an einer Fülle von Bedenken, Schwierigkeiten und Fragen, an die man früher nicht gedacht hatte. Die Folge davon war eine Reihe von Bestimmungen, welche die nöthigen Festsetzungen gaben und welche das Landwehr-Institut, wie man sich schmeicheln darf, seiner Vollendung näher gebracht haben. Hierher gehört namentlich die Bestimmung wegen Herbeischaffung der Pferde bei eintretender Mobilmachung der Armee und namentlich der Landwehr. Es wird darin die Verpflichtung der Unterthanen festgesetzt, alle Luxus- und nicht nothwendigen Arbeits-Pferde gegen eine durch vereidete Taxatoren zu bestimmende Entschädigung von Seiten der Staatskasse zum Dienste der Armee zu stellen. Ein Rescript von 1831 setzt über die

Vertretung derjenigen Civil=Beamten das Nähere fest, welche auf längere Zeit zum Dienste der Landwehr einberufen werden. Endlich ward noch in Folge mancher Vorschläge die Dienstzeit des stehenden Heeres (mit Ausnahme der Garde und Kavallerie) auf zwei Jahre herabgesetzt, um dadurch, ohne Vermehrung des effektiven Standes des stehenden Heeres, mehr Leute militärisch ausbilden zu können und die Landwehr dadurch auf wirksamere Weise zu ergänzen.

Ueberschauen wir nun die Geschichte der preußischen Wehr=Institution im Ganzen, so kann man sagen als das Resultat derselben, daß das Landwehrsystem mit großer Konsequenz und mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten durchgeführt ist. Man hat aus der Landwehr eine vollständige Armee geschaffen, die neben der Infanterie ihre Kavallerie, Artillerie ꝛc. hat, kurz, es ist eine Armee der Alten und der Männer, neben einer Armee der Jünglinge. Eine solche konsequente Durchführung des Systems war aber auch ganz nothwendig, wenn dies Institut eine Zukunft behalten sollte für die folgenden Jahrhunderte und dazu dienen sollte, größere Reduktionen der stehenden Heere für künftige Zeiten vorzubereiten. Da müssen alle Elemente einer Armee im Volke selbst vorhanden sein, und es wäre unvollständig, ja mehr als das, vielleicht unzweckmäßig, wenn man aus dem allgemeinen Aufgebote künftig bloß Infanterie=Bataillone bilden, die Kavallerie und Artillerie aber zu stehenden oder vielleicht geworbenen Truppen machen wollte (so ist es z. B. in Hannover, und auch in Frankreich hat die letzte, vom Ministerium angeordnete große Reduktion von 90,000 Mann nur die Infanterie betroffen). Eine solche Einrichtung mag immerhin einige Gründe für sich haben, aber der überwiegende Nachtheil derselben ist, daß sie demjenigen Gemeinsinn, auf welchem die Landwehr=Institution basirt ist, wenig gemäß ist. Man würde hierdurch die Infanterie auf eine Weise von den anderen Waffen absondern, die einer innigen Vereinigung im Wege stehen und in der Armee wenig Beifall finden würde. Es

giebt allerdings Militärs, die an keine Landwehr-Kavallerie recht glauben wollen und welche die dreijährige Dienstzeit für zu kurz halten für diese Waffe, aber die Erfahrungen, die in der preußischen Armee sind gemacht worden, bestätigen einen ähnlichen Unglauben nicht. Die Landwehr-Kavallerie namentlich berechtigt zu den besten Erwartungen, sowohl rücksichtlich ihres Geistes als ihrer Fertigkeit im Reiten und Manoeuvriren. Jeder, der diese Truppe gesehen, hat anerkannt, daß diese Truppe mit guten Schwadron-Chefs und einen Seidlitz an ihrer Spitze Außerordentliches leisten werde. Die preußische Landwehr-Armee hat nur eine Art Kavallerie, die man mit der Lanze bewaffnet hat, und deshalb werden auch die Soldaten der Küraſſier-, Dragoner- und Husaren-Regimenter als künftige Wehr-Reiter in der Handhabung der Lanze geübt. Man könnte sich gegen diese Einrichtung erklären und wenigstens zwei Arten der Kavallerie, leichte und schwere, verlangen wollen, da dieser Unterschied in der Natur des Krieges begründet ist. Jedenfalls würde die Sonderung der Landwehr zu Pferde in zwei Theile neue und nicht unbedeutende administrative Schwierigkeiten herbeiführen. Bis jetzt hat dieselbe eine der Infanterie ganz entsprechende Eintheilung, jedem Bataillone gehört eine Schwadron an, diese sehr bequeme Einrichtung würde man aufgeben müssen. Zudem ist es vielleicht gegründet, was man sagt, daß die preußische Landwehr zu Pferde mit den Küraſſieren zusammen die große Kavallerie-Reserve der Armee auszumachen bestimmt sei, in der Art, daß die übrige Linien-Kavallerie als Divisions-Kavallerie werde in die Infanterie-Corps vertheilt werden. Dies hieße der Landwehr-Kavallerie ein Anerkenntniß geben, das sie gewiß glänzend zu rechtfertigen wissen wird, und das eines Staates würdig wäre, der dem Landwehr-Institut so viele Aufmerksamkeit geschenkt hat. Immerhin verdienen indeß die Vorschläge einiger erfahrener Offiziere Beachtung, die aus dem Körper der Landwehr einige besondere Abtheilungen tüchtiger Büchsenschützen und leichter, zum Eklairiren

bestimmter National=Kavallerie zusammensetzen wollen, denn die Elemente zu diesen für die neuere Kriegführung so wichtigen Waffengattungen sind wohl ohne Frage in der Landwehr besser vorhanden, als in der Linie.

Die preußische Landwehr=Artillerie hat ihre eigenen Offiziere, und hält ihre regelmäßigen Uebungen in den Standquartieren der Linien=Artillerie ab. Sie wird im Kriege zur Ergänzung der Linien=Kompagnieen und zur Besetzung der Festungen verwendet werden, viele Freiwillige werden hoffentlich in ihr Dienste nehmen, und aus diesen wird man vielleicht die große Anzahl von Offizieren wählen können, welche die Artillerie bei entstehender Mobilmachung noch brauchen wird. Noch scheinen auch manche Fragen, welche die Offiziere der Landwehr oder des Heerbannes betreffen, ihre Erledigung nicht gefunden zu haben; man sagt z. B., die Landwehr, als die Armee der Männer, müsse auch nur von älteren Offizieren geführt, und, bei ausbrechendem Kriege, alle jüngeren Offiziere in die Linie, als die Armee der Jünglinge, übersetzt werden. Man hat noch vieles Andere hier gesagt, indeß sind wir der frohen Ueberzeugung, daß diese Angelegenheit nicht aufhören wird, die Aufmerksamkeit unserer Regierung zu beschäftigen, und daß die Landwehr=Institution und Landes=Bewaffnung immer mehr wird gefördert und verbreitet werden in unserem schönen und neu erwachten Vaterlande, und es möchten auch wohl einmal Zeiten kommen, wo man den praktischen Werth dieser Institutionen zu erproben gezwungen sein wird.

Auch Oesterreich hat eine Landwehr organisirt, doch nicht überall, denn namentlich findet in Ungarn noch die Anwerbung Statt, und zu den deutschen, gallizischen und illyrischen Regimentern stößt nur je ein Landwehr=Bataillon, so daß es eine Landwehr zu Pferde hier nicht giebt. Für diese könnte man indessen die bekannte ungarische Insurrektion halten, welche im vorigen Jahrhundert den Thron des Hauses Habsburg zu stützen vermochte, und die in Verbindung mit der Gränz=Infanterie von 50,000 Mann

den österreichischen Heeren eine Ueberlegenheit an gewandten und für den kleinen Krieg geeigneten leichten Truppen über die Armeen des Westens sichern muß, und dieser Umstand kann wichtig genug werden. Betrachtet man also Oesterreichs Wehrsystem im Ganzen, so sieht man, daß einige Elemente zu einer allgemeinen Landesbewaffnung vorhanden sind, daß sich aber doch diese Elemente nicht auf eine ganz übereinstimmende Weise organisirt haben.

Nächst Oesterreich ist vornehmlich Baiern zu nennen, welches der Hauptschauplatz so lange war des süddeutschen Krieges, wie Sachsen der des norddeutschen. Baiern hat eine Landwehr organisirt, in der alle Individuen vom ein und zwanzigsten bis zum sechzigsten Lebensjahre zu dienen berufen sind. Diese Landwehr selbst aber kann nur innerhalb der Landesgränzen gebraucht werden, und zum inneren Dienst, in der Art, wie Preußen sein zweites Aufgebot verwenden wird. Für die Ergänzung der Linien-Regimenter dient die Reserve. Baiern hat sich auch eine neue militärische Stärke durch seine Festung Ingolstadt bereitet, die, nach den neuesten Ansichten angelegt, und mit neu gegossenen Geschützen armirt, die Donau beherrscht, beide Haupthälften des Landes verbindet, und geeignet ist, in Verbindung mit Ulm und Rastadt, Süddeutschland zu etwas mehr als einer Etappenstraße für die Heere des Westens zu machen. Sachsen, das lange schon die allgemeine Militärpflichtigkeit eingeführt hatte, will jetzt, wie es heißt, auch die preußische Landwehr-Verfassung bei sich einbürgern. In Würtemberg, Hannover, Baden und Hessen ist keine Landwehr organisirt, aber die junge Mannschaft vom zwanzigsten bis sechs und zwanzigsten Jahre ist zum Dienst in der Linie oder Reserve verpflichtet, wobei die Aushebung größtentheils durch das Loos geschieht, und nicht dem Ermessen der Ersatzbehörden anheim gegeben ist.

Fassen wir die Wehr-Einrichtungen Deutschlands zusammen, so finden wir die Dienstpflichtigkeit der Jugend von 20 Jahren an überall verbreitet in diesem großen und

gesegneten Lande, das zwischen dreißig und vierzig Millionen rechtschaffener und kräftiger Einwohner zählt (nur Oesterreich hat zahlreiche Exemptionen, denn hier ist der Adel frei, und nur der Bürger und Bauer konscriptionspflichtig). Warum muß aber die Einrichtung einer mobilen Landwehr bloß in Preußen sein? Jene kräftige Männerklasse von sechs und zwanzig bis zwei und dreißig Jahren würde doch gewiß nicht wenig dazu beitragen, das etwas jugendliche Alter der Linientruppen zu kompensiren. Wie die römischen Triarier wird einst unsere Landwehr die Truppe sein, welche den Muth und das Vertrauen der jüngeren Altersklassen belebt. Oft ist die Vortrefflichkeit der preußischen Landwehr-Institution von den Landständen der deutschen Staaten rühmend anerkannt worden, zu wiederholten Malen hat namentlich in der Badenschen Kammer der Abgeordnete Christ den Antrag gestellt, dieselbe in Baden einzuführen. Die Angriffe, denen diese Institution ausgesetzt gewesen ist, haben nirgends Anklang gefunden, und im Interesse der Wehrkraft des gemeinsamen Vaterlandes ist es nur zu bedauern, daß sie nicht überall schon angenommen worden ist. Mehr als für die mobile Landwehr ist hingegen für die des zweiten Aufgebotes und für den Landsturm geschehen, von welchen die erstere in Preußen aus den Männern bis zum vierzigsten Jahre genommen wird, der letztere aus allen Waffenfähigen bis zum funfzigsten Jahre sich zusammensetzen soll. In ganz Deutschland bestehen Anstalten, welche die Grundlage einer dereinstigen Volksbewaffnung bilden können, man nennt sie bald Sicherheitswachen, bald Bürgergarden, bald Landwehr. Aber man hüte sich wohl, daß solche Einrichtungen nicht einschlafen, daß sich die Bewohner der Städte und des Landes nicht des Bewußtseins ihrer Wehrverpflichtung entschlagen. Man inspizire, registrire und kontrolire wiederholt die Männer des Aufgebotes, und präge ihnen stets aufs neue ihre hohe Verpflichtung ein. Dabei gestatte man möglichst wenige Exemptionen, und nehme möglichst wenige Rücksichten, denn

diese müssen auf die Gesinnung der minder Berücksichtigten sehr nachtheilig wirken. Vor Allem aber schaffe man die Stellvertretung in dem stehenden Heere ganz ab, welche in Süddeutschland zu jenen übel berufenen Assekuranzen geführt hat, und die auch überhaupt mit dem Sinne der Landwehr-Einrichtungen geradezu kontrastirt.

Ueber den eigentlichen Zweck und den Gebrauch, den man von dieser Landes-Bewaffnung machen müsse, hat man vielfach gestritten, man hat den Nutzen dieser Einrichtung, wenn nicht ganz bezweifeln können, doch sehr verkleinern wollen. Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Volks-Bewaffnung, um recht wirksam zu sein, örtliche Vorbedingungen haben müsse, die unwegsamen Thalspalten Navarra's und Biskaya's, und die Berge Tyrol's, das seien Gegenden, wo ein Volksaufstand dem Feinde fürchterlich und schwer zu unterdrücken sein werde, und eben so die weiten und wenig angebauten Gefilde Rußlands oder auch des Türkenlandes (wo der Fanatismus der Bewohner eine allgemeine Erhebung überdies noch begünstige) — in unserm Deutschland aber, so wie in ganz Mittel-Europa, da gäbe es keinen Schlupfwinkel mehr, wo man dem Feinde auflauern, keine unwegsamen Natur-Festen, wohin man sich im Nothfalle flüchten könne, überall sei Wegsamkeit und Kommunikation, überall Anbau und Ordnung — der Feind könne überall hinkommen, und auch an allen Orten Lebensmittel erhalten — da würde denn der insurgirte Landbewohner seine Hingebung für Thron und Vaterland theuer bezahlen müssen. Von dieser Ansicht ist so viel unbestreitbar wahr, daß man mit der Aufbietung des bewaffneten Volkes nicht zu rasch bei der Hand sein darf. Keine Regierung würde den Landsturm im Angesicht eines starken, siegreichen Feindes aufbieten wollen, um hiedurch etwa das Gleichgewicht der Waffen wieder herzustellen. Da würde das Uebel größer sein als der Nutzen, der Feind würde nicht säumen, alle Gräuel eines furchtbaren Vertilgungskrieges über die patriotischen Landbewohner auszu-

schütten, das Land würde verwüstet werden, ohne daß die Kraft unserer Vertheidigung durch die Schwärme mangelhaft bewaffneter und wenig geübter Landleute in einem entsprechenden Verhältnisse wüchse. — Dessen ungeachtet muß die bloße Möglichkeit der Aufbietung des Landsturmes dem Feinde eine Ursache großer Besorgniß und Vorsicht sein. Darf er es wagen, so viele Tausend streitbare Männer in seinem Rücken zu lassen, die nur die erste Nachricht seiner Unfälle erwarten, um sich zu bewaffnen, und den Geschlagenen den Weg zu verlegen? Darf der Feind es unternehmen, bis in das Herz unseres Vaterlandes vorzudringen, ohne sehr beträchtliche Korps zur Bewachung der Bevölkerung und Sicherung seiner Kommunikationen zurück zu lassen? In genauer Verbindung mit der vorbereiteten Landes-Bewaffnung stehen die Festungen und Depotplätze der Gränze, in denen Waffen vorräthig sind und Kriegesbedarf die Fülle, um den Krieg im Rücken des Feindes sogleich beginnen zu lassen, sobald die Umstände dazu günstig erscheinen. Dies ist die Bedeutung der Festungen nach den Ansichten der neueren Kriegführung; sie erhalten ihre Wichtigkeit durch die Mannhaftigkeit und Treue des Volkes, das umher wohnt. Der Feind kann ohne die größte Gefahr nicht trachten, die Mitte unseres Landes zu erreichen, ehe er wenigstens einige dieser Festungen in seiner Gewalt hat. Dieser Zeitgewinn und die durch die Belagerungen herbeigeführte Verzögerung der feindlichen Operationen sind als unendlich wichtig zu betrachten. Die Widerstandsfähigkeit eines Landes wird ohne Zweifel durch die Festungen sehr erhöht, selbst ein geschlagenes Heer wird, durch solche Bollwerke geschützt, noch Mittel finden, sich zu erholen und die Energie des feindlichen Angriffes zu lähmen. So viele Elemente der Kraft sind in der vorbereiteten allgemeinen Erhebung des Volkes enthalten; dieselbe giebt der Defensive einen großen Zusatz an Kraft und eine Ueberlegenheit über die Offensive, welche, wie ein geistreicher

französischer General gesagt hat, ein erfreuliches Resultat der modernen Kriegeskunst geworden ist.

Noch ist des großen und allgemeinen Antheils zu gedenken, den das ganze Volk in Deutschland, und namentlich in Preußen, an der Entwickelung des Landwehr-Institutes genommen hat, der Opfer, die für diesen Zweck sind gebracht worden. Die Bewaffnung der preußischen Landwehr ist durch freiwillige Beiträge vervollkommnet und verschönert worden; bei Gelegenheit jeder großen Revue haben die Kreise und Städte für das Equipement ihrer Landwehr kontribuirt. Es sind Vereine zusammengetreten, welche die Familien der zum Kriege oder zu großen Uebungen ausmarschirenden Landwehrmänner zu versorgen unternehmen. Solche Vereine sind sowohl von Einzelnen gebildet, als auch von ganzen Gemeinden, die sich zu diesem patriotischen Zwecke vereinigten. Auch die Frauen sind nicht zurück geblieben; wer hätte nicht von jenen Vereinen preußischer Frauen gehört, welche die Unterstützung der Frauen und die Erziehung der Kinder unbemittelter Wehrmänner bezweckten. Möchten doch ähnliche patriotische Vereine sich immer mehr ausbreiten über unser ganzes Vaterland, möchten alle hohen und geachteten Namen sich an der Spitze befinden von ähnlichen Bewegungen, und möchten endlich die holden Frauen und Mädchen Germaniens denselben nie fremd bleiben, denn so wenig auch die Politik vor den Richterstuhl der Frauen gehört, so sehr gereicht ihnen jede nationale Gesinnung zur Zierde. Durch ähnliche Handlungen werden auch unsere Frauen am nachdrücklichsten gegen jenes empörende Geschwätz protestiren, das in Welschland geführt ward, und wodurch man die Vaterlandsliebe der deutschen Frauen in Zweifel zu ziehen und ihre Vorliebe für welsches Wesen zu behaupten sich erkühnte.

Dieser Thatsache ist noch eine andere beizufügen, dies ist die fortschreitende Entwickelung der militärischen Orga-

nisation unserer Bundes-Armee, die Erstarkung eines militärischen Gemeingeistes. Man hatte von den Truppen des deutschen Reiches im vorigen Jahrhundert einen sehr geringen Begriff. Allerdings tragen Bundesheere die Elemente von allerhand Schwierigkeiten in sich, die sich in den militärischen Annalen der Vergangenheit nur allzu deutlich kund geben. Nun war es also die Aufgabe der militärischen Entwickelung unseres Staatenbundes, diese Schwierigkeiten und die Kraft des Ganzen lähmenden Hindernisse nicht bloß zu beklagen, sondern auch Versuche zu machen, dieselben hinweg zu räumen. Schon lange bestand, wie in anderen Konföderativ-Staaten (der Schweiz z. B. und Nordamerika), eine Militär-Kommission, welche über die militärischen Angelegenheiten des Bundes im Ganzen zu bestimmen hatte. Diese hatte über die effektive Stärke des Bundesheeres zu wachen, hatte die eventualiter zu ergreifenden Maßregeln des Widerstandes und des Angriffes der verschiedenen Staaten in Uebereinstimmung zu bringen, und hatte endlich auf die Gleichmäßigkeit der Organisation hinzuwirken, welche ein Haupt-Erforderniß scheint für ein Bundesheer. Indessen mögen wohl Ordonnanzen und geschriebene Bestimmungen diesen Zweck nicht vollständig erreichen. Ein weiterer Schritt ist hierin geschehen, und bezeichnet eine neue Aera in der politischen und militärischen Geschichte Deutschlands, eine neue Thatsache überhaupt für die Theorie der Staaten und der Politik. Dies sind die gemeinschaftlichen Manoeuvres der Truppen verschiedener Staaten und die wechselseitige Inspektion der Bundes-Kontingente. Wenn Maßregeln der Regierungen mit so ungetheilten Freuderufen aufgenommen werden, wie es bei diesen in ganz Deutschland geschah, dann mag man leicht glauben, daß eine That des Fortschrittes vollbracht, eine Bürgschaft nationaler Stärke gegeben ward. Man kann wohl erwarten, daß die Manoeuvres von Heilbronn, welche von den Kontingenten Würtembergs, Badens und Hessen-Darmstadts ausgeführt wurden, nicht die einzigen

ihrer Art bleiben werden, und daß man auch noch künftig von wechselseitigen Inspektionen hören wird, wie die kürzlich vergangenen waren, wo Oesterreicher durch preußische und sächsische, Preußen durch österreichische und baiersche, Baiern durch österreichische und hannöversche Prinzen und Generale besichtigt wurden. Die Zwietracht ist ein fressender Wurm der kombinirten Armeen, der die Blüthe ihrer Thatkraft zernagt; nur durch gegenseitiges Vertrauen, durch Vereinigung und Bekanntschaft der Generale, Offiziere und der Truppen läßt sich dieser böse Geist bannen, und Deutschland sieht deshalb in dem jüngst Geschehenen neue Bürgschaften der militärischen Stärke, wozu noch die Einheit des Vertheidigungs-Systems von Nord- und Süddeutschland kommt, welche durch die so eben angefangenen Festungsbauten eben so klar als nachdrücklich ausgesprochen ist.

Betrachten wir nun die Wehr-Verfassung anderer Föderativ-Staaten, der Schweiz z. B. und Nord-Amerika's, so finden wir eine Landesbewaffnung in beiden aufs vollständigste organisirt und durch die Theilnahme der patriotischen Bevölkerung gehoben. Jeder freie Mann kann in Nord-Amerika zum Milizdienst berufen werden, und englische Offiziere haben die Einrichtungen dieser Miliz noch kürzlich hoch belobt. Besonders bilden hier die Artillerie und die Rifflemen (Büchsen-Schützen) trefflich exerzierte Milizkorps, und auch die andere Infanterie wird in jedem Staate jährlich ein Mal zu größeren Uebungen zusammengezogen. Eben so hat die Schweizer Miliz ihre jährlichen Uebungen, und theilt sich in den ersten und zweiten Bundes-Auszug, von denen jeder über 30,000 Mann stark ist, und in die eigentliche Landwehr, die nur innerhalb der Landesgränzen gebraucht werden soll. Es giebt in dem Schweizer Milizheere: Artillerie, Sappeure und ein zahlreiches Korps Scharfschützen (die in unserer Landwehr noch immer fehlen) und auch eine geringe Kavallerie. Es giebt auch eine allgemeine Kriegesschule für den ganzen Bund, die mit der Landes-Universität Zürich vereinigt ist; die Bevölkerung

nimmt großen Antheil an seiner Wehr-Institution, und die Zusammenziehungen und Uebungen der Kontingente werden allemal zu großen Nationalfesten. Die Schweiz sowohl als Nord-Amerika haben ein sehr geringes stehendes Heer (die erstere wohl eher gar keins), und allerdings sind ihre politischen Verhältnisse von der Art, daß ein stehendes Heer bei ihnen zu keiner politischen Nothwendigkeit wird. Indessen können wir bei dieser Gelegenheit nur wiederholen, was oben ausführlicher auseinandergesetzt ist, daß sowohl die inneren und sozialen Verhältnisse dieser beiden Länder nicht sehr beneidenswerth scheinen, als auch daß das Gedeihen des ächten kriegerischen Geistes im Volke uns nur durch das Bestehen eines (wenn auch nur geringeren) stehenden Heeres hinlänglich gesichert und garantirt erscheint.

In Frankreich, dem mächtigen Nachbar Deutschlands, hat ein angemessenes Landwehr-System noch keinen rechten Boden gewinnen können, trotz dem, daß die preußischen Einrichtungen häufig von der Rednerbühne der Landes-Abgeordneten herab sind gerühmt worden, und daß dieselben einigen hohen Generalen bei den Vorschlägen, die sie gemacht haben, unzweifelhaft vorschwebten. Das liberale Frankreich hat sich nicht einmal von der odiösen Stellvertretung für den Dienst in der Linie frei machen können, und sie haben dadurch den Soldaten zum Proletarier herabgewürdigt. Das Einzige, was die Regierung in dieser Angelegenheit zu thun vermocht hat, ist das, daß sie sich selbst durch ein Gesetz vom Jahre 1837 das Monopol des Arrangements der Stellvertretung gegen eine Summe von 1500 Franken vorbehalten, und es dadurch wenigstens der unwürdigen mäklerischen Spekulation, den Versicherungs-Gesellschaften aus den Händen genommen hat. Frankreichs jüngere Generation gehört der Reserve an, aus ihr kann die Feldarmee bis zu einem Bestande von mehr als 600,000 Mann ergänzt werden; dagegen ist die eigentliche Landwehr Frankreichs die National-Garde, und diese

kann nur durch einen Beschluß der Kammern mobilisirt und zum Marsch über die Gränzen bestimmt werden.

Die Nationalgarde macht das dritte System der in Europa herrschenden Arten der Volks-Bewaffnungen aus. Zwei erwähnten wir schon, das preußische Landwehr-System nämlich und das ungarische Insurrektions-System, das noch auf den Vorschriften und Ansichten der alten Zeit basirt ist. Wenn es nun auch sehr interessant wäre, die Gesetze dieser drei verschiedenen Systeme mit einander zu vergleichen, so müssen wir doch jeden nähern Vergleich unserer Landwehr mit der französischen Nationalgarde gleich von vorn herein von der Hand weisen. Die französische Nationalgarde ist sehr zahlreich, und schließt ohne Zweifel sehr achtbare Elemente in sich, ihre Bewaffnung und Ausrüstung hat sich seit der Juli-Revolution ohne Aufhören verbessert — aber noch fehlt ihr das Haupt-Bedingniß der militärischen Kraft, das ist strenge Disciplin. Die Nationalgarde wurde, wie man weiß, von dem zehnten Könige Karl ganz aufgelöset, weil der Geist der Emeute in ihr überhand nahm, weil sie der Regierung Vorschriften machen zu wollen sich anmaßte, und weil sie den Ruf: „Nieder mit den Ministern" in Anwesenheit des Königs während einer Musterung aus ihren Reihen ertönen ließ. Der Juliusthron befand sich in der Lage, diese Institution gern oder ungern erneuern zu müssen, alle Waffenfähigen wurden zum Dienst in der Nationalgarde berufen, aber lange ist es zweifelhaft geblieben, ob eine gemäßigte Regierung nicht mehr geschwächt werde, als gestützt durch diese Truppen. Es gingen aus ihrer Mitte Petitionen hervor an die Regierung, welche von Nichts weniger Zeugniß ablegten, als von einem strengen militärischen Geiste, und das Uebelste dabei war, daß dieser Geist der Opposition vielfach gerade von den Offizieren, welche von der Nationalgarde selbst gewählt wurden, ausging. Dies erregte große Besorgniß in ganz Europa. Man konnte wohl einige Furcht haben, daß die geschehene Unbill den Geist und die Tendenz dieser ganzen

so hoffnungsvollen Landwehr=Institution vergiften möge, man fragte sich, was daraus werden könne, wenn die Landwehr sich als Partei im Staate zu betrachten anfange, ob noch eine Regierung möglich sei, wenn zwei bis drei Millionen bewaffneter Männer, die zur Wahrung der Ruhe und Ordnung der Gemeinwesen sich ursprünglich versammelt hätten, nun, mit den Waffen in der Hand, anfingen, die Maaßregeln der Regierung laut zu tadeln und die Ruhe selbst zu stören. Man fragte sich auch weiter, ob in dieser Menge von Bewaffneten wohl die wohlmeinenden und ruhigen Männer stets in der Majorität bleiben würden, ob nicht die unzufriedenen und unruhigen Köpfe bald durch die Sophismen der Demagogen und die Reden der Schreier erhitzt, und zu schweren Thaten veranlaßt werden dürften. Man sah bald, daß ein Staat mit einer aufsätzigen, undisziplinirten Landwehr wie ein Schiff ohne Steuerruder sei, welches vielleicht glücklich den Hafen erreichen, aber auch eben so leicht sich an den Felsen zerschellen könne. Die kräftigen Maaßregeln, die das französische Gouvernement ergriff, um sich aus dieser schwierigen Lage zu befreien, und die Nationalgarde zum militärischen Gehorsam zurückzuführen, mußten die größte Aufmerksamkeit Europa's erregen, ein wesentlicher Beitrag zur allgemeinen militärischen Gesetzgebung mußte hier geliefert werden. Ein strenges Gesetz verbietet in Frankreich alle Berathungen und unbefohlenen Zusammenkünfte der Nationalgarde mit den Waffen in der Hand, ein anderes die Theilnahme der Militärs an politischen Petitionen und Handlungen; man hat die Offizierwahlen anders regulirt, und in der That scheint eine Stimmung der Ordnung schon seit längerer Zeit, namentlich in der Pariser Nationalgarde, die Oberhand zu gewinnen, und würde die Möglichkeit darbieten, einige andere nothwendige Verbesserungen noch in dies Institut einzuführen.

Ein wahrhaft abschreckendes Bild gewährt uns aber die Bewaffnung des spanischen Volkes, wie sie sich während des letzten Bürgerkrieges gestaltet hat. Alle Gräuel

der französischen September=Männer sind hier von den Nationalmilizen geübt worden; sie haben sich nicht begnügt, die Maaßregeln der Behörden zu verachten und zu verspotten, oder sich der gefangenen Karlisten zu bemächtigen und dieselben zu tödten, sie haben auch alle Billig=Denkenden und Begüterten gewaltsam ausgetrieben und an ihren Offizieren und Befehlshabern empörenden Mord begangen. (Auf diese Weise fielen im Juli 1836 in Malaga der Militär=Gouverneur San Just und der Civil=Gouverneur Graf Donadir von der Hand der National=Milizen.) Auch auf die Truppen der Linie ist dieser unsaubere Geist der Meuterei übergegangen; wie in Frankreich nach der Juli=Revolution viele Regimenter sich gegen ihre Offiziere auflehnten und dieselben verjagten, so haben in Spanien die Truppen verschiedene ihrer Generale selbst erschossen. (Die Generale Eskalera z. B. und Sarsfield im Jahre 1837.)

Wenn die Errichtung der Landwehr und der Nationalgarde zwei der zukunftreichsten Vollbringungen sind des militärischen Zeitgeistes, so ist noch ein anderes sehr wichtiges militärisches Institut vielfach in Europa besprochen worden, dies sind die Militär=Kolonieen, deren Idee namentlich Rußland erfaßt hat. Die Kolonisirung des Militärs ist keine neue Einrichtung, schon die alten ägyptischen Pharaonen sollen ihrer Kriegerkaste Land angewiesen haben; im siebzehnten Jahrhundert ward diese Institution nach Schweden verpflanzt, zwei Jahrhunderte später nach Rußland. Es ist klar, daß Militär=Kolonieen nur ein solcher Staat gründen kann, der, wie Rußland, ein ungeheures Areal und sehr ausgedehnte Domänen hat. Die ganze Institution dieser ackerbauenden Soldaten hat große Lobredner gefunden, selbst unter den erfahrenen und umsichtigen fremden Generalen, die sich mit eigenen Augen von dieser interessanten Einrichtung Kunde verschaffen wollten. (Der Marschall Marmont z. B. und der Graf v. Bismarck.) Das Problem, die Sicherheit und Wehrkraft des Staates ohne die kostspielige Erhaltung großer stehender Heere zu bewirken,

scheint durch kolonisirte Soldaten auf eine Weise gelöset, die dem Bürger lange nicht die Opfer auferlegt, die das Landwehr-Institut z. B. von ihm fordert. Indeß ist es nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der russischen Armee, welcher kolonisirt ist; mehrere Kavallerie-Corps nämlich in dem weidenreichen Süden und des Grenadier-Corps in Nord-Rußland, und es hat sich sogar unter der Regierung des Kaisers Alexander ein lauter Widerwille gegen die Kolonisation von Seiten der Truppen kund gegeben, der in offene Widersetzlichkeit auszuarten drohte. An eine allgemeine Bewaffnung des Volkes ist in Rußland noch nicht zu denken, da die Bauern hier Eigenthum des Adels sind, und nur in Ländern, wo es keine Sklaven giebt, ist eine Landwehr möglich.

So ist in Skandinavien seit uralter Zeit die allgemeine Wehrpflichtigkeit anerkannt und aufrecht erhalten; mehr als einmal haben schwedische Bauern die ihnen feindlichen Dänen bekämpft und an Tapferkeit den eigentlichen Soldaten nichts nachgegeben. Mehr als 100,000 Mann stehen in den Listen der schwedischen Landwehr, und außerdem hat dies Land seine eingetheilten Truppen, die ein kolonisirtes Militär sind, das zu den Ideen des Kaisers Alexander das Urbild abgegeben haben mag. — In Schweden ist auch die alte Idee wieder aufgesucht worden, die Soldaten bei den großen öffentlichen Arbeiten zu gebrauchen. Der für Schweden so wichtige Götha-Kanal ist zum großen Theile von den Soldaten gegraben worden. Diese Sache machte bei den Finanzmännern und Ersparungs-Beflissenen ein großes Aufsehen; man dachte an die großen Bauten, welche die römischen Legionen einst ausgeführt hatten; man vergaß die Verschiedenheit der Verhältnisse von damals und jetzt, und war geneigt, die Bestimmung des Friedens-Militärs im Straßenbau zu erblicken. Auch in Frankreich sind einige Versuche in dieser Beziehung gemacht, namentlich in Algier, wo einige gute Straßen vom Militär angelegt sind, und bei Paris selbst, wo dasselbe beim Festungsbau verwendet wird; im Allgemeinen kann man aber wohl

sagen, daß diese Idee als unausführbar für unsere jetzige militärische Verfassung schon erkannt worden ist.

Dies ist die Geschichte des Landwehr-Instituts, sie ist leider kurz genug. Vom Standpunkte des natürlichen Bewußtseins aus beurtheilt, ist nichts mehr begründet, als die Verpflichtung jedes Mannes zur Vertheidigung des Vaterlandes, und deshalb finden wir diese Einrichtung auch bei allen Naturvölkern. Dennoch kam dieselbe während einer Reihe von Jahrhunderten in dem größten Theile Europa's in Vergessenheit, und ward nur wieder völlig hervorgesucht in den verzweifelten Volkskämpfen der neusten Zeit. Viele schöne Hoffnungen knüpften sich an diese Kämpfe und an diese Wehr-Einrichtungen. Man hätte sich nun beeilen müssen, diese Einrichtungen ins Leben treten zu lassen und künftige Kriege mit aller der Energie durchzuführen, welche durch die Landwehr-Institution möglich wird. Aber das hat man nicht überall gethan, selbst in unserem Deutschland nicht überall, wo die Mahnung dazu doch wohl ernst genug war; die Gemüther sind anderen Gegenständen zugewendet gewesen, theilweise hat man auch die Opfer gescheut, welche das Landwehr-System erheischt; die Stimme Einzelner ist verklungen, und zum großen Theile sind die Wehr-Einrichtungen auf demselben Fuß geblieben, auf dem sie seit den Kriegen standen. Im Süden und Westen Europa's hat man die Volksbewaffnung vor zwölf Jahren mit erneuertem Eifer aufgenommen, aber nur um die gefährliche und unfreundliche Seite einer Einrichtung zu entwickeln, die bestimmt scheint, zu einer neuen sozialen Zukunft Europa's mitzuwirken. Gewalt und Aufruhr sind hier im Bunde mit der Volksbewaffnung gewesen.

Eine weniger das Allgemeine berührende militärische Frage, die indeß doch zu vielen Diskussionen Veranlassung gegeben hat, ist die der Elite-Truppen. Vorläufig hat man sich fast überall für die Beibehaltung derselben entschieden, so heftig auch die Reklamationen namentlich in England und anderen konstitutionellen Staaten gegen die

Bevorzugung einzelner Truppentheile durch besseren Ersatz, höheren Sold, rascheres Avancement ꝛc. waren. Frankreich hat seine Garden abgeschafft, kürzlich auch Spanien, aber Frankreich hat andere Elite-Truppen in seinen Grenadier- und Voltigeur-Kompagnien, so wie in seinen Jäger-Bataillonen. Oesterreich hat eine an Zahl sehr unbedeutende Garde, aber es hat zahlreiche Grenadier-Bataillone. Das zahlreichste Gardekorps hat Rußland, und überhaupt hat das Beispiel der Napoleonischen Garden eine Vorliebe für diese Einrichtung hervorgebracht. Jedenfalls werden die folgenden Kriege über diese Frage noch einige entscheidende Erfahrungen bringen müssen.

Uebereinstimmend mit den sonstigen Richtungen der Zeit ist auch ein Bestreben in dem militärischen Europa sichtbar, im Geiste ächter Humanität die Verwaltung und Leitung der Armee zu führen. Die humane Gesinnung basirt sich, wie wir schon oben sagten, auf die Ueberzeugung einer höheren Bestimmung der Menschheit, und auf den Glauben an die Erziehung derselben, so daß sie durch eine sittliche und liebevolle Leitung dieser ihrer Bestimmung immer näher gebracht werden könne. Thatsächlich spricht sich diese Zeitrichtung aus in der erhöhten Sorgfalt für die physischen und moralischen Zustände des Soldaten. Die Soldaten wurden in früheren Zeiten als Unverbesserliche betrachtet, die aus der Hefe des Menschengeschlechtes beständen, und die nur durch die härtesten Strafen von Excessen abgehalten werden könnten. Diese Unglücklichen, denen sich so oft alles Mitgefühl verschloß, die in den Gesetzen und ihren Vollstreckern nur kalter Grausamkeit, in der bürgerlichen Gesellschaft nur Verachtung begegneten, mußten sich wohl am Ende aller Pflichten gegen das menschliche Geschlecht entbunden glauben. Manches junge Gemüth ist auf diese Weise früh vergiftet worden, alle höheren und reineren Genüsse, die Freuden der Geselligkeit und des ehelichen Glückes bis auf die Beruhigungen und tröstlichen Ueberzeugungen der Religion herab, waren ja dieser beklagenswerthen Kaste entzogen.

Wenn die Geschichte gegen solche Härten der Vorzeit laut Zeugniß ablegt, so kann man indeß auch sagen, daß die Neuzeit sich bestrebt hat, dieses Unrecht zu sühnen. In den Ländern, wo die allgemeine Konskription Statt findet, wo das stehende Heer zu einer großen nationalen Schulanstalt geworden ist, da war es gewiß zuerst nothwendig, eine humanere Behandlung eintreten zu lassen; aber auch selbst da, wo das Heer noch keine so geachtete Stellung eingenommen hat, protestirt der gesunde Sinn der Völker doch laut gegen jedes Verfahren, welches eine zahlreiche Klasse tapferer Männer herabzuwürdigen geeignet sein könnte. Vieles und Herrliches ist gerade im Interesse des Soldaten von tugendhaften und menschenfreundlichen Männern unseres Jahrhunderts gesprochen und geschrieben worden, so daß die soziale Emanzipation des Soldatenthums überall zu erwarten steht, wo dieselbe noch nicht stattgefunden hat.

Viele Aufmerksamkeit ist hierbei auf den Unterricht des Soldaten verwendet worden, und darin sind hauptsächlich Deutschland, Frankreich und Skandinavien vorangegangen. Jeder Soldat z. B. des preußischen Heeres, der nicht lesen und schreiben kann, wird darin unterrichtet, für jede Kompagnie ist eine Anzahl guter Lesebücher beschafft worden, die man den Soldaten in ihren Freistunden zu lesen giebt; endlich sucht man auch durch die dienstliche Instruktion auf die Entwickelung des Begriffs-Vermögens des jungen Soldaten zu wirken. Belgien hat 1838 zu Mecheln eine Normal-Militärschule für Soldaten und Unteroffiziere nach dem Muster der preußischen Kompagnieschulen errichtet; Frankreich hat 1836 seinen Regimentsschulen eine neue Organisation in zwei Klassen gegeben, und auch Rußland sich bestrebt, diesen Beispielen zu folgen. In den Berichten der Ministerien an den Kaiser ist der Soldatenschulen nach dem Lankasterschen Systeme und deren guter Resultate wiederholt gedacht worden, und so möchte wohl jene Meinung bald ganz zu Schanden werden, welche in der Aufklärung einen Feind der militärischen Disziplin sehen will. Eben so

sucht man auch den religiösen Sinn unserer Armee zu mehren; die Seelsorge ist ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit der Behörden fortwährend auf sich zieht, und in der That kann kein Kriegerthum ohne Religiosität gedeihen.

Doch auch in physischer Beziehung hat sich der Zustand des Soldaten verbessert. Die Besoldung ist höher und die Verpflegung sorgfältiger geworden; der Soldat soll, das will die Regierung, leben können, ohne auf Nebenverdienst durch Tagelohnarbeit angewiesen zu sein. Ohne ein gewisses körperliches Gedeihen ist an eine sittliche und militärische Erziehung der jungen Konskribirten nicht zu denken, denn diese verlangt Freiheit des Gemüthes von drückenden Sorgen. Noch kürzlich hat Frankreich den Sold seiner Soldaten erhöht und auch die pekuniäre Lage der Subaltern-Offiziere und Unteroffiziere verbessert. Frankreich hat diese Maßregel für billig und dringend genug gehalten, um diese pekuniären Opfer trotz eines nicht sehr günstigen Finanzstandes zu bringen. Dänemark bereitet Aehnliches vor, und ordnet selbst umfassende Reduktionen an, um nur dies durchsetzen zu können. Bald wird man in allen Armeen daran denken, das geringe Avancement der Subaltern-Offiziere durch Dienstalters-Zulagen in etwas zu kompensiren; Oesterreich, Preußen und Baiern sollen an ähnliche humane Bestimmungen denken. Auch die militärische Gesundheitspolizei hat sich sehr vervollkommnet. Die Lazarethe und die Kasernen sind besser eingerichtet, reinlicher und freundlicher gehalten, und reichlicher ausgestattet worden. Man konnte sich hierbei die großartigen Anstalten zum Muster nehmen, die für gemeinnützige Zwecke in großer Anzahl in allen Hauptstädten errichtet sind.

Man kann nicht läugnen, daß unsere Architektur, obwohl sie aus der Anschauung alter Bauwerke stets neue Nahrung zieht, doch bereits auf eigenen Füßen steht und ein kräftiges, selbstständiges Leben hat; die Schulen, die Krankenhäuser, die den öffentlichen Zwecken gewidmeten Häuser, welche man jetzt baut, sind sowohl der äußeren

Großartigkeit als der inneren Zweckmäßigkeit nach denen weit voraus, die man früher bauete; man sehe auch die Militair-Lazarethe und Kasernen an, die man jetzt aufführt, ob sie nicht einer so großen nationalen Anstalt, wie es die Armee ist, würdig sind.

In künftigen Kriegen werden sich auch die Fortschritte, welche die Chirurgie so wie die ganze Krankheitslehre gemacht haben, als nicht unbedeutsam für das Ganze erweisen. Viel Elend und Noth wird dadurch gemildert werden, es wird nicht mehr vorkommen, daß Tausende unglücklicher Verwundeter umsonst seufzen nach Beendigung ihrer Qual, denn man hat nicht allein geschicktere Aerzte und bessere Instrumente, sondern das ärztliche Armee-Personal ist auch bedeutend stärker an Anzahl als früher, und es würde bei der Menge von Studierenden der Medizin sogar nicht schwer fallen, dasselbe für den Krieg noch bedeutend zu vermehren. Die größern Staaten haben eigne große Lehranstalten zum Frommen der Armee errichtet, der Medizin sowohl als der Roß-Arzneikunde, und in der Armee selbst werden Chirurgen-Gehülfen ausgebildet, d. h. junge Soldaten werden in den nothwendigsten Handgriffen und Kenntnissen zum Anlegen der Bandagen und zur Wartung der Kranken unterrichtet. Die Feld-Lazarethe des neunzehnten Jahrhunderts sollen also aufhören, jene Scenen des Entsetzens und der Empörung darzubieten.

Schon oben bei Gelegenheit der Fortschritte des Militär-Rechtes konnten wir erwähnen, daß die Militär-Strafgesetzgebung in mehrere Staaten wiederholt revidirt und nach den Anforderungen der Zeit verändert ward. Sachsen und die Schweiz z. B. erhielten 1838 ein neues Strafgesetz für das Heer, Preußen hat in dieser Beziehung neue und wichtige Bestimmungen ganz kürzlich promulgirt, in Schweden ist seit 1836 die Strafe der Spießruthen abgeschafft. Einige Staaten freilich haben die dem Publikum so anstößige Peitschenstrafe noch beibehalten zu müssen geglaubt und haben dadurch ausgesprochen, daß sie die Mög-

lichkeit bezweifeln, ihre Soldaten bloß durch die Kraft des Pflicht= und Ehrgefühls in den Schranken der Disziplin zu erhalten. Ein sehr unangenehmer Streit entspann sich in dieser Beziehung vor einigen Jahren zwischen zwei der geachtetsten Heere Europa's; der Fortsetzung einer schon et= was heftig gewordenen Polemik wurde zur Freude Aller ein Ende gemacht, aber man kann wohl sagen, die Sache blieb nicht unentschieden, denn die allgemeine Stimme von ganz Europa entschied, auf wessen Seite das Recht sei, und die Beschuldigungen, die ein greiser Meister des Krieges in ei= niger Uebereilung aussprach, konnten die Wage nicht für sein Interesse sinken machen.

Eine bessere Einrichtung der Militär=Gefängnisse und eine angemessenere Aufsicht derselben stand in Verbin= dung mit der Aufmerksamkeit, die man dem Gefängniß= wesen überhaupt zuwendete. Hier ist es gerade England gewesen und auch Nord=Amerika, welche den andern Völkern neue Wege zeigten. Frankreich und demnächst das ganze übrige Europa, Rußland und Polen nicht ausgenommen, haben viel für ihre Korrektions=Anstalten gethan, und na= mentlich hat Frankreich 32 Millionen Franken auf Bauten, Vergrößerungen und Verbesserungen der Gefängnisse ver= wendet. In Preußen hat sich seit zwei Jahren die allge= meine Aufmerksamkeit aufs neue für diesen Gegenstand in= teressirt, und auch für die Militär=Gefängnisse dürften noch weitere Verbesserungen bald hervorgehen aus diesen allge= meinen Bestrebungen. Man streitet noch viel über den Grund und Zweck der Strafe, aber so viel erkennen Alle an, daß auch in dem tiefsten Verbrecher noch die Würde des Menschen geachtet werden muß, daß man immer noch eine Hand ausstrecken muß, um den Gefangenen wieder sittlich zu heben, daß man ihn nicht noch tiefer hinab sto= ßen muß. Man fordert jetzt von Gefängnissen, daß sie ge= sund seien, reinlich und leicht zu übersehen; man verlangt eine Klassifizirung und Trennung der Gefangenen nach der Art ihres Verbrechens und nach ihrem Alter, und endlich

eine angemessene aber unausgesetzte Beschäftigung derselben bei einer ausreichenden Ernährung. In Frankreich hat man sich für das sogenannte Pensylvanische System erklärt, welches durch eine fast fortwährende Einsamkeit, verbunden mit Arbeit und Nüchternheit, den Verbrecher zur Bereuung seiner Missethat zu führen sucht. Diese Pönitentioires würden in Deutschland vielleicht weniger Beifall erhalten, denn jedes Volk muß seine Weise zu strafen und zu bessern dem Volkscharakter gemäß einrichten. Gewiß ist es und eine erfreuliche Thatsache, daß alle Staaten jetzt für die Besserung und moralische Rettung ihrer Sträflinge sorgen, und daß jene dunklen Höhlen, worin hungernde und von Schmutz starrende Verbrecher, untermischt mit Wahnsinnigen, hausseten, und deren Bewohner zugleich der zeitlichen und ewigen Verdammniß anheim gegeben erschienen, jetzt nur noch aus Erzählungen bekannt sind.

Im Geiste der Humanität verfuhr man auch bei der Regulirung der Versorgungen und der Invaliden-Angelegenheiten. Das vorige Jahrhundert hat zwar einige große und luxuriöse Invaliden-Anstalten gestiftet (so z. B. wurde unter Ludwig XIV. das Hôtel des Invalides in Paris gegründet, und das große Hospital von Greenwich in England, so wie das Invaliden-Haus bei Berlin), indessen waren diese Anstalten doch nicht ausreichend für die großen Heere und die vielen mörderischen Kriege. Wirksamer noch als solche Anstalten und als die an sich so dankenswerthe Wohlthätigkeit von Privat-Vereinen sind Pensions-Reglements, welche gewisse Pensions-Kompetenzen nach der Anzahl der Dienstjahre festsetzen. Dies macht allerdings die Militär-Budgets bedeutend höher, die Pensionen kosten unendlich viel Geld, aber man hat der Humanität diese Opfer gebracht, um den treuen Dienern die Gewißheit eines würdigen, sorgenfreien Alters zu geben. — In Preußen und Frankreich versorgt man die gedienten Unteroffiziere im Civildienst, und in Rußland erhält jeder ausgediente Soldat einen Ruhesitz.

So weit von den militärischen Resultaten der jetzigen Friedensperiode; möge aus unserer Darstellung nur so viel hervorgehen, daß unsere Waffengenossen den langen Frieden nicht allzu sehr zu beklagen haben. Auch der laufende Friede hat den Fortschritt der Wehr-Einrichtungen und des Wehr-Geistes gefördert, die Bestimmung unsers schönen und für die Gesellschaft nothwendigen Standes wird immer vollständiger begriffen und von einer immer höheren Seite aufgefaßt. Auf unsern Gefilden herrscht der Friede, aber die großen Prinzipien der Gesellschaft kämpfen ohne Aufhören; wir sehen auch im militärischen Treiben das Wahre und Ewige streitend mit dem falschen Schein und dem eingerosteten, überlebten Alter, aber es kann nicht zweifelhaft sein, wem der Sieg bleiben wird.

Die Kriege unserer Periode.

Europa hat keinen tiefen Frieden gehabt während der letzten acht und zwanzig Jahre, der Krieg hat nicht überall bloß gedroht, er ist wirklich ausgebrochen, aber die politische Stellung der Hauptmächte und das Uebergewicht der konservativen Gesinnungen haben verhindert, daß er allgemein geworden ist. Die Politik hat sich zunächst mit den in Europa und Asien entstandenen Differenzen zu schaffen gemacht, aber auch das Interesse der militärischen Welt mußten sie erregen. Viele glaubten sich berechtigt, ganz Neues zu erwarten, neue Wunder der Kriegführung, Lösung großer Räthsel; Andere wenigstens sahen jenen gewichtigen Schlägen, jenen brillanten Erfolgen und unermüdlichen Verfolgungen entgegen, welche über das Schicksal ausgedehnter Reiche in wenig Tagen entscheiden. Solche Hoffnungen sind indeß nur zum geringeren Theile erfüllt worden, die materielle Ausbeute, welche die Thaten dieser Kriege der Theorie gewährten, ist nicht sehr groß gewesen, eine Rekonstruktion der Kriegeslehre hat sich daraus nicht entwickelt, große Gegensätze sind nicht ausgeglichen, ja über viele der höchsten Wahrheiten ist es dabei gar nicht zum Spruche gekommen, so daß über die gespannten Zuschauer ein Gefühl der Unbefriedigtheit sich verbreitet hat, wie wenn ein vielversprechendes Drama sich auf eine gehaltlose und wenig ansprechende Weise endet.

Die Berührungen des Orients und Occidents haben unsern Kriegeskundigen indeß eine Art des Krieges näher gebracht, die früher nur unvollkommen bekannt und in unsern taktischen Lehrbüchern nicht gehörig berücksichtigt war — den asiatischen Krieg nämlich. Schon 1821 begann der bewaffnete Aufstand der Griechen. Man sah hier einen Krieg der Ueberraschungen und Ueberfälle, wie ihn die Bewohner der Bergländer zu führen verstehen, man hörte von der Kühnheit kräftiger Seeleute und Schiffskapitäne, von einer verzweifelten, fanatischen Vertheidigung der Häuser und Städte, und von einem Systeme der Barbarei und berechnender Grausamkeit von Seiten der Türken, welche Europa mit Empörung und Mitleiden erfüllten. Die Seeschlacht von Navarin, jenes viel berufene untoward event, machte diesen zwecklosen Metzeleien eine Ende, und was die rein künstlerische Seite dieses Krieges anbetrifft, so waren die Verhältnisse nicht der Art, daß die Lösung großer Probleme von hieraus zu erwarten war. Eben so wenig militärisches Interesse konnte der Krieg der Birmanen gegen die Engländer (1824 bis 1826), so wie der Krieg Rußlands gegen Persien erregen, schon wegen Unvollständigkeit der darüber nach Europa kommenden Nachrichten. Desto gespannter durfte man sein, als im Jahre 1828 eine große russische Armee den Krieg gegen die Türkei begann. Die Ueberlegenheit der Russen hatte sich schon früher unter Katharina und Alexander herausgestellt, man durfte unter Nikolaus wohl eine Erstürmung des alten Byzanz erwarten und die endliche Austreibung des Islam. Indessen waren die Fortschritte der russischen Waffen nicht so rapide, wie man es vorschnell geglaubt hatte; erst das zweite Jahr führte sie über den Balkan, und man behauptete sogar, daß nur das schlechte Zusammenwirken der türkischen Generale vor Schumla den Russen ernstliche Verlegenheiten erspart habe. Die Stürme auf Brailow, Varna und Schumla, von denen der letztere nicht glückte, ließen eine energische Kriegführung sehen, wie sie der neueren Zeit würdig ist.

Dagegen konnte man nicht zweifelhaft sein über den Ausgang, als der Allerchristlichste König 30,000 Franzosen einschiffen ließ, um, ähnlich dem heiligen Ludwig, einen Kreuzzug gegen Algier zu unternehmen. Die große Gewandtheit der Mauren im leichten Gefecht machte sich schon gleich von vorn herein fühlbar, auch wurde die Stadt selbst, nach Art der Türken, mit Tapferkeit vertheidigt, indessen konnten sie den Wirkungen der Artillerie mit ihren neuen Mitteln natürlicher Weise nicht lange widerstehen. Es zeigte sich indessen bald, daß diejenigen sich geirrt hatten, welche mit der Einnahme Algiers die Hauptschwierigkeit beseitigt glaubten. Die Kolonisation machte keine Fortschritte und die Umgebungen der Stadt wurden ohne Aufhören von Beduinen-Schwärmen beunruhigt. Vergebens verstärkte man fortwährend das Occupationscorps, vergebens veränderte man die Personen und die Prinzipien des Gouvernements (den General Bourmont eingerechnet, hat Algérien mit Bugeaud schon den zehnten General-Gouverneur in 12 Jahren, und unter diesen hohe Namen, wie der Herzog von Rovigo, Drouet d'Erlon, Clauzel, Valée); man konnte nicht dahin kommen, im Frieden das Land anzubauen. Jetzt wollte man den Feind in die Wüste werfen, man unternahm Züge in das Innere, um ihn in seinen Wurzeln zu erfassen. Der Marschall Clauzel unternahm schon 1835 einen Zug nach Maskara, und später sind Züge nach Takedempt, Taza und Bokhar gefolgt, aber schon hatte der Emir Abdel Kader das für ihn passende System der Kriegführung erkannt. Wie die Numidier des Alterthums wichen seine Reiterschaaren überall, aber nur, um ihren Feind stets aufs neue wieder aufzusuchen. Eroberten die Franzosen seine Städte, so gründete er neue weiter südlich in der unendlichen Wüste, die uns Europäern nur aus Sagen bekannt ist. Der mißglückte Zug gegen Konstantine (1836) bewies nur aufs neue, daß die in Europa gebräuchliche Art der Ausrüstung und Versorgung der Truppen in diesen unwirthbaren Räumen nicht genüge; auch setzte die Beschaffenheit des Bodens

dem Transporte der Artillerie fast unübersteigliche Hinder-nisse entgegen. Die Meinungsverschiedenheit über das zu befolgende Kriegssystem erreichte jetzt den höchsten Grad. Einige wollten die Eroberung ganz aufgeben, Andere bloß die Küstenplätze besetzt halten, noch Andere wollten die occupation restreinte, die enragirtesten Freunde der Kolonie endlich wollten die Beherrschung bis zur Wüste und eine Armee von 200,000 Mann. Die Regierung scheint indeß zu festen Prinzipien über die Gränzen der Occupation gekommen zu sein, man hat durch die Besetzung und Befestigung mehrerer Küstenpunkte (Bona, Philippeville, Cherchell, Oran ꝛc.) sich der Küste zu versichern gesucht, und jenseit der ersten Vorstufen des Atlas ist Medea, Meliana und Konstantine von einzelnen Abtheilungen besetzt, welche, als Vorposten, den Besitz der eigentlichen Küstenebene sichern sollen. Eine neue Art der Kriegführung und neue Ideen über die Kolonisation in Algérien hat der jetzige Gouverneur, General Bugeaud, aufgebracht, der schon früher einmal ein Kommando in Afrika geführt und den dortigen Krieg an Ort und Stelle studiert hatte. Es handelte sich darum, die in Europa gangbaren Grundsätze der Kriegführung der veränderten Lokalität wegen aufzugeben, es mußte ein Modus des Krieges gefunden werden, wie ihn civilisirte Völker gegen uncivilisirte, kriegerische und fanatische Nomaden zu führen haben. Man hatte umsonst sowohl das System der Nachsicht, als das der Intimidirung versucht, der Wahlspruch des Generals Bugeaud war: „Il faut faire la guerre comme les Arabes pour vaincre les Arabes." — Das System der Razzia's, welches der jetzige Gouverneur eingeführt hat, ist nun allerdings nichts anderes, als die arabische Kriegführung, und dieselbe, welche Attila, Dschingis-Chan und Timur-Tamerlan kannten, und welche auch die civilisirten Amerikaner anwenden gegen die Rothhäute, welche sich nicht wollen von dem Boden vertreiben lassen, der die Gräber ihrer Väter enthält. Europa

hat allerdings ein bedenkliches Schauspiel vor sich, die Civilisation, welche die Werke der Liebe unaufhörlich predigt, verläugnet im Kampfe mit der Barbarei ihre Grundsätze, um zu denen der Nicht-Civilisation zurückzukehren. Wie dem nun aber auch sein möge, der Krieg in Afrika ist nahe daran, ganz neue Gesetze zu erhalten, man erbauet da z. B. ein Ungeheuer von fortifikatorischer Enceinte, die, der chinesischen Mauer nicht unähnlich, eine ganze Provinz dem Ackerbau und der Kolonisation übergeben soll. Schon früher hatte man sogenannte afrikanische Corps, die Zuaven nämlich, die zu Fuß, und die Spahis, die zu Pferde dienten. Diese Truppen, namentlich die Reiterei, werden beträchtlich verstärkt, man läßt Eingeborene bei ihnen eintreten und stellt nur solche Offiziere in diesen Corps an, welche an das Klima und die Sitten dieses Landes sich schon gewöhnt haben. Die Fechtart und Kleidung dieser afrikanischen Corps sind die der Eingeborenen, und man strebt also dahin, die Araber mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und so gut als es sich thun läßt, eine national-algierische Armee zu organisiren. Das System der ausgedehnten Vorposten und Kordons, das, aus Europa verbannt, in Algérien eine zweite Heimath gefunden hatte, ist aufs neue vom General Bugeaud verworfen worden; er will den Besitz einer afrikanischen Provinz durch zwei Mittel sichern, durch die Besetzung der wichtigsten Punkte nämlich und durch mobile Kolonnen, die das Land durchziehen, die Kommunikationen erhalten, die Verproviantirungen besorgen und die Widerspänstigen bestrafen, (diese letzteren nennt er auch colonnes de ravitaillement). Dies System, das seit einem Jahre befolgt und durch Talente, wie die Generale Lamoricière, Duvivier, Changarnier, Oberst Cavaignac ꝛc. sind, unterstützt wird, soll gute Resultate bereits geliefert haben. Trotz dem glaubt man in Europa nicht an eine so nahe Beruhigung und Kolonisirung von Algier. Die Verbindung mit dem Mutterlande hängt von der Beherrschung des Mit-

telmeeres ab, und man wiederholt so häufig, daß der erste Krieg Algier in die Hände der Engländer bringen werde, daß selbst die Eingeborenen, wie man sagt, an keine bleibende Herrschaft Frankreichs glauben wollen. Erst, wenn es in Algier eine Generation geben wird, die hier geboren und erzogen ist, welche den Eingeborenen eben so nahe steht wie den Franzosen, welche die Sitten des Landes hat und seine Sprache versteht, also nach vierzig bis funfzig Jahren — alsdann erst, glaubt man, könne Frankreich an die eigentliche Benutzung dieser Kolonie denken *).

Zugleich mit diesem wilden Treiben in Algier, das die Spalten des Moniteurs mit Berichten füllte, deren Länge auch dem eifrigsten Leser einiges Zagen einflößte, hatte der alte Pascha von Aegypten, ein kräftiger Charakter im Sinne des Orients, seine Armee mit Hülfe französischer Offiziere organisirt und griff, gegen den Willen der Pforte, seinen Nachbar, den Pascha von Akre, an (Dezember 1831). Bald war der Krieg erklärt zwischen dem Sultan und dem Vasallen. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte man in Europa die Berichte über die Belagerung von Akre, das nach längerer Beschießung durch Sturm genommen ward (Mai 1832). Als aber so die Basis der künftigen Operation gewonnen war, wurden die Fortschritte der Aegypter reißend. Damaskus ward besetzt und das türkische Heer in getrennten Abtheilungen bei Homs und bei den Bylan-Päßen geschlagen (Juli 1832). Sogleich sieht man Ibrahim-Pascha die engen Defileen des Taurus übersteigen und gerade auf die feindliche Hauptstadt zu seinen Marsch rich-

*) Der Krieg der Streifzüge und der Repressalien ist von den Franzosen seitdem mit großer Beharrlichkeit fortgesetzt worden. Aber obwohl die Macht Abdel Kaders gebrochen erscheint, so ist doch die Aussicht auf einen dauernden Friedenszustand durchaus nicht vorhanden. Afrika hört nicht auf, die finanziellen Kräfte Frankreichs zu erschöpfen, und die Armee hat jetzt die Höhe von achtzigtausend Mann erreicht.

ten. Eine Armee unter des Großvesirs Reschid eigener Führung stellte sich bei Konjeh in vortheilhafter Stellung auf; aber die Türken sollen durch den schrecklichsten Mangel desorganisirt gewesen sein, und ein dichter Nebel, der die ägyptischen Kolonnen unentdeckt bis in die Linien ihrer Feinde brachte, soll einen panischen Schrecken verursacht haben. Die Vernichtung der ganzen türkischen Armee, 10,000 Gefangene und die Erbeutung des ganzen Geschützes waren die Folgen der Schlacht von Konjeh. Nur die Landung eines russischen Corps bei Chunkiar-Iskelessi (April 1833) konnte jetzt das stolze Stambul retten. Die Eroberung von Syrien, Arabien und Adana, die Vernichtung von drei feindlichen Armeen und die Erbeutung von so vielem Geschütz und Heergeräth waren indeß die Resultate eines Feldzuges von zwölf Monaten gewesen, und derselbe erschien mithin nicht unwürdig der in Europa vollführten Großthaten. Diejenigen freilich, welche den Orient mit eigenen Augen gesehen hatten, wußten wohl, daß man hier nur Trophäen habe, wie sie der Schwache dem noch Schwächeren abgewinnt, und daß die Feldzüge so mangelhaft organisirter Armeen und so wenig aufgeklärter Generale nur ein beschränktes Interesse darbieten könnten. — Desto lauter war dagegen die Bewunderung derjenigen, welche den Orient nicht nahmen, wie er ist, sondern wie sie sich ihn dachten; diese erwarteten Außerordentliches von einer Uebertragung der Ideen Napoleons und der Einrichtung der großen Armee auf den Fanatismus der Araber und Mohren; man fabelte sogar von Gefahren, die Europa von dieser Seite her drohen könnten. Aber der Erfolg hat gezeigt, daß es nicht immer eine glückliche Unternehmung ist, die militärischen Einrichtungen civilisirter Völker auf Barbaren übertragen zu wollen; diese haben ihre Vorbedingungen, und gedeihen da nicht, wo es an diesen Bedingungen fehlt.

Nicht lange nach diesen Unfällen der Türken berichte-

ten die Zeitungen von der gänzlichen Reorganisation ihrer Armee durch preußische Offiziere und von der fast unglaublichen Lernfähigkeit der Türken, Alles sei hier gerade so wie in der preußischen Armee. Um so gespannter war man auf den neuen Zusammenstoß, den Jedermann vorhersah. Die Schlacht bei Hisib (Juni 1839) bewies freilich, welche Bewandtniß es habe mit der Aufklärung türkischer Generale und mit den gerühmten Reformen. Was aber am Ende mehr Wunder nahm, war, daß selbst die früher so gefürchtete fanatische Tapferkeit der Türken völlig verschwunden schien. Man bedauerte im Interesse dieses Reiches die Auflösung der Janitscharen und die Einführung mißverstandener Neuerungen, die unvereinbar waren mit den Neigungen und der Religion dieses Volkes. Dahingegen schien die ägyptische Armee sich aufs neue bewährt zu haben. Die Berichte sagten, daß es bloß die Vorstellungen des französischen Kabinettes gewesen seien, welche den Marsch Ibrahim-Pascha's nach Stambul verhindert hätten, denn die Russen fürchte er durchaus nicht. Die Ereignisse indessen des Jahres 1840 zeigten den Werth dieser Fanfaronaden und vernichteten plötzlich den letzten Glauben an die militärischen Reformen des Orients. Die gerühmte Trefflichkeit und Uebung der ägyptischen Artillerie bewährte sich bei der dreistündigen Beschießung von St. Jean d'Acre, so wie bei den Einnahmen von Beirut und Saida, sehr wenig. Die ganze Armee war, das wurde jetzt deutlich, gänzlich desorganisirt und jämmerlich angeführt. Siebenzigtausend Mann ließen sich von einigen hundert gelandeten Europäern und einigen tausend Türken aus einem großen Lande delogiren, ihr Geschütz blieb am Taurus zurück, und endlich mußten sie gar eine Kapitulation abschließen, um der gänzlichen Vernichtung zu entgehen. Dagegen zeigten sich die Maaßregeln des englischen und des österreichischen Gouvernements als musterhaft berechnet und eingeleitet; sie bestätigten aufs neue, daß man bei kriegerischen Unternehmun-

gen nur halbe Arbeit habe, wenn man die Verhältnisse des Feindes vorher gründlich studiere. Der Herzog von Wellington warnte jedoch im Oberhause, aus den Erfolgen bei Acre und St. Juan d'Ulloa (das von der französischen Flotte sehr wirksam beschossen worden war) keinen allgemeinen Schluß zu ziehen auf die Ueberlegenheit des Feuers einer Flotte über das einer gut armirten und vertheidigten europäischen Festung.

Wenn man nun die klägliche Ohnmacht betrachtet, in der sich nach diesen Erfahrungen beide streitenden Parteien im Orient befinden, so ist leicht einzusehen, daß hier Manches vorhergehen muß, ehe an die Entwickelung einer achtbaren militärischen Kraft gedacht werden kann. Erst müssen die Finanzen regulirt und die eingerosteten schändlichen Veruntreuungen der Beamten unterdrückt werden, die Armee muß regelmäßig bezahlt werden und nicht mehr an allem Nothwendigen Mangel leiden; endlich muß man es hier zu einer Nationalität gebracht haben, das heißt, die Türken müssen in den Griechen und Armeniern, die so zahlreich sind, nicht mehr Gegenstände des Hasses, sondern ihre Brüder sehen, die denselben Boden mit ihnen bewohnen. Ob nun aber eine gänzliche religiöse und sittliche Reform des türkischen Volkes und eine nationale Vereinigung der mit demselben vermischten andern Völker überhaupt möglich sei, darüber freilich herrschen sehr verschiedene Ansichten.

Ein anderes Schlachtfeld des Orients und Occidents ist der Kaukasus. Dort führt Rußland schon mehr als zehn Jahre Krieg mit einem tapfern Gebirgsvolke, ohne daß ein bestimmtes Ende desselben abzusehen wäre. Im Gegentheil thut sich hier stets aufs neue dar, daß alle menschliche Kunst und Erfindung ohnmächtig ist gegen die Gesetze und Verhältnisse der Natur. Die europäische Kriegskunst ist weit vorgeschritten, sie vermag in rangirter Schlacht der Minderzahl den Sieg zu sichern über eine bedeutende Mehrzahl undisciplinirter Streiter; aber große Länderräume zu be-

herrschen, das vermag die Kunst allein nicht, dazu gehört immer das physische Gewicht großer Massen von Streitern. Die Tscherkessen bilden keine sehr zahlreiche Nation, denn man schätzt dieselben auf wenig mehr als eine Million Seelen. Auf einen mäßigen Raum zusammengedrängt, würden die Russen bald mit ihnen fertig gewesen sein; jetzt aber auf ein Land zerstreut, das 60 geographische Meilen Länge und vielfach eben so viel Breite hat, das überdies mit hohen, unzugänglichen Gebirgsrücken bedeckt ist, sind 40,000 Russen nicht hinreichend gewesen, um sie im Zaume zu halten. Auch in Cirkassien wie in Algier sind mehrere Methoden versucht worden, doch hat Rußland vor Frankreich den großen Vortheil voraus, daß der Besitz des Schwarzen Meeres seinen Flotten ausschließlich gehört. In neuerer Zeit, wo auf den im Jahr 1838 verstorbenen General Wellaminoff der General der Kavallerie Rajewski*) gefolgt ist, scheint sich die Ansicht festgesetzt zu haben, daß die Beendigung dieses Krieges abhängig ist von folgenden Umständen, als: a) Abschneidung der Gebirgsvölker von der Kommunikation mit dem Meere, welches man zu erreichen sucht durch Anlegung einer Reihe von Forts an der Küste und durch eine kreuzende Krieges-Flottille; b) Anlegung von Militär-Ansiedelungen an den Linien der Flüsse Kuban, Terek und Kur, aus welchen man eine der Landessitte, der Sprache und der Fechtart der Tscherkessen kundige Miliz aufzuziehen im Stande ist; endlich c) Einrichtung einer regelmäßigen, unausgesetzten Kommunikation über das Schwarze Meer nach Taganrog und der Krimm. Die Verbindungslinie zu Lande wird nicht mehr benutzt, da sie zu lang ist, dagegen sollen die Besatzungen am Kaukasus von Süd-Rußland aus mit Allem versorgt werden. Ob nun gleich auch die rus-

*) Seitdem ist der Oberbefehl, wie man weiß, wiederum in anderen Händen. Alle Tapferkeit der Russen hat neue Unfälle nicht verhindern können.

fische Flotte durch Stürme mancherlei Unfälle erlitten hat, und auch die Bergvölker durch tapfere Angriffe mehrere Küsten-Forts kürzlich erobert haben, so kann man doch über den endlichen Ausgang dieses blutigen Kampfes kaum in Zweifel sein, da nicht allein das Uebergewicht der Taktik und der Streitmittel auf Seiten der Russen ist, sondern auch die äußere Civilisation, welche sich selbst bis in diese hohen Berge Bahn machen wird, dazu dienen muß, die Unbändigkeit der Tscherkessen zu brechen und sie einer Verbindung mit Rußland geneigter zu machen.

Eine größere Sensation in Europa erregte noch der Feldzug der englisch-ostindischen Armee nach Afghanistan in den Jahren 1838 und 1839. Nicht bloß die bezweckte Ausdehnung der englischen Macht in Mittel-Asien, die historische Berühmtheit und geographische Dunkelheit dieser Gegenden lenkten alle Blicke hierher, auch ein militärisches Interesse konnte sich wohl an diesen Zug knüpfen, wenn man bedachte, daß es das erste Mal sei, daß eine auf europäische Weise organisirte Armee durch öde und weite Landstrecken Asiens einen Zug unternehme, dessen strategische Objekte unendlich weit waren. Napoleons Zug nach Moskau kam aufs neue ins Gedächtniß, man erinnerte sich der Pläne, welche dieser Riesengeist auch noch weit jenseit Moskau gehabt haben sollte. Ein Zusammenstoß der englischen und russischen Macht in Asien schien seiner Verwirklichung um vieles näher gebracht, die englische Presse war seit Jahren bemüht gewesen, ähnliche Märsche europäischer Heere für Hirngespinnste zu erklären, jetzt unternehmen die Engländer selbst einen ähnlichen. Die Morgenröthe der Civilisation, die sich in ganz Vorder- und Mittel-Asien unverkennbar zu zeigen beginnt, machte überdies diesen Zug auch zu einer sehr bedeutsamen kommerziellen und politischen Thatsache. Die englische Regierung gedachte, sich eine mächtige Stütze dadurch zu verschaffen, daß sie ihre Sache an die eines einheimischen vertriebenen Fürsten, des Schah Schu-

dscha, knüpfte. Dieser sollte auf den Thron von Kabul anstatt des Usurpators Dost Mohamed wieder hergestellt werden. Die Kompagnie hatte für Schah Schudscha ein Truppen-Corps von 6000 Mann werben lassen, das aus Eingebornen bestand und von europäischen Offizieren kommandirt wurde. Außerdem wurden zu dem Expeditions-Corps bestimmt, von der bengalischen Armee ein Corps von 16,000 Mann (das sich bei Fienzpoor am Setledsch zusammenzog, und das im Anfange Dezember 1838 seinen Marsch durch die Staaten des Maha-Radscha gegen den Indus antrat), von der Bombay-Armee ein Corps von 6000 Mann, unter dem General-Lieutenant Sir John Keane, welches sich in Bombay einschiffte und am 30. November 1838 am westlichen Ufer des Indus sich die Landung erzwang, nachdem die kleine Stadt Charadschi durch Beschießung in ihre Hände gefallen war. So viel sah man wohl, der General-Gouverneur von Indien, Lord Aukland, hatte es an keinerlei Vorbereitung, sie sei diplomatischer oder administrativer Art, fehlen lassen, wenn sie zum Gelingen der Expedition beitragen konnte. Man lobte laut die umsichtige Sorgfalt der englischen Krieges-Verwaltung. Seine unermüdlichen Agenten waren seit lange schon thätig gewesen, um sowohl das zu erkunden und zu erspähen, was man wissen mußte, als auch mit allen Staaten und Stämmen, durch deren Gebiet der Zug gehen sollte, Vereinbarungen zu treffen, wegen Verpflegung der Truppen. Alles, was nothwendig war, in Betracht des Klima's und der Unfruchtbarkeit des zu durchziehenden Landes, das hatte man auf das richtigste herbeigeschafft und daran keine Kosten gespart, denn das englische Gouvernement hat bei der Ausrüstung seiner Expeditionen stets nach dem Grundsatze gehandelt, daß Sparsamkeit am unrechten Ort Verschwendung im Ganzen sei. Eine Unzahl von Elephanten, Pferden, Eseln und namentlich von Kameelen war angekauft worden (das Bengalische Armee-Corps soll von den letzteren allein 16,000 gehabt haben),

so daß der Heereszug das Aeußere einer ungeheuren Karavane angenommen hat. Während die Armeen Europa's ihre Ambulanzen haben, ihre Proviant- und Munitions-Kolonnen, die aus Wagen bestehen, wurde hier Alles durch die Schiffe der Wüste, die Kameele, fortgebracht, und selbst von Kameel-Batterieen hörte man.

Trotz dieser musterhaften Vorbereitungen erlitt der Zug manchen, zuerst räthselhaften, Aufenthalt. Die Emirs von Sind namentlich, durch deren Gebiet die große Verbindungslinie mit Indien gehen sollte, zeigten sich wenig geneigt, die Verpflichtungen, welche sie eingegangen waren, zu halten. Nachdem schon das Korps des Schah Schudscha den Indus passirt war, mußte noch das bengalische Korps unter General Willonghby Kotton achtzig deutsche Meilen südwärts nach Hyderabad marschiren, um, vereint mit dem Bombay-Korps, sich Sind's zu versichern und weitere Verstärkungen aus Bombay zu erwarten. Hierauf erst erfolgte der Uebergang des bengalischen Korps über den Indus (den 16ten Februar 1839), und demnächst das Vorrücken der ganzen Armee echelonsweise gegen die Pässe des persischen Gränzgebirges. Das Korps des Schah Schudscha, das wahrscheinlich die meisten leichten Truppen zählte, machte die Avantgarde. Zur Verwunderung Aller vernahm man aus den Zeitungen, daß die gefürchteten Bolan-Pässe, welche die Passage zwischen Sind und Afghanistan beherrschen, gänzlich ohne Vertheidigung gewesen waren; dennoch aber machten der Wassermangel und mörderische Krankheiten, welche durch die hier herrschenden plötzlichen Wechsel der Temperatur hervorgebracht wurden, viele Schwierigkeiten. In einem Zustande völliger Erschöpfung erreicht endlich die Armee die fruchtbare Hochebene von Kandahar, welche Stadt nach einem unbedeutenden Gefecht am 1. Mai besetzt wird. (Man rechnet auf die Entfernung des Indus-Uebergangspunktes bis Kandahar etwa 100 deutsche Meilen; diese Strecke zurückzulegen hatte das bengalische Korps

zwei und siebzig Tage gebraucht.) Als man Kandahar erreicht hatte, war es nöthig, hier Halt zu machen, die Armee sich erholen zu lassen, und die Ordnung, die wohl etwas gelitten haben mochte, wieder herzustellen; man blieb also zwei Monate hier. Am 23sten Juli darauf erfolgte die Erstürmung der für unüberwindlich gehaltenen Festung Ghizni (die dreißig Meilen von Kandahar liegt), der am 7ten August die Besetzung Kabuls folgte, worauf noch einige leichte Abtheilungen nach Bamian gegen den Hindu-Khu vorgeschoben wurden. Auf dem Rückmarsche nach Indien, der übrigens nicht ohne vielfache Beunruhigung von Seiten der Afghanen vollführt wurde, eroberte noch der General Wilshire am 13ten November die Festung Kelat mit Sturm (der, wie gewöhnlich, durch die Einschießung eines Thors durch die Artillerie eingeleitet ward, worauf die Infanterie, getheilt in eine Sturm- und eine Reserve-Kolonne, durch dasselbe eindrang).

Wenn sich nun also auch die Möglichkeit von Märschen europäischer Armeen durch größere Räume des asiatischen Kontinentes ergab, so zeigte es sich doch, daß dieselben sehr kostbar wären, einen großen Aufwand an Ausrüstungs-Gegenständen erforderten, und daß sie sehr aufreibend auf die Truppen wirkten. Von dieser letztern Thatsache gab der Marsch eines russischen Korps von Orenburg aus gegen Chiwa (Ende November 1839 angefangen) einen neuen Ausweis. Dieser Zug hatte freilich ein Objekt, das über 150 deutsche Meilen entfernt lag, und ging durch eine Gegend, die zu den allerunwirthbarsten Asiens gehörte. Mit Schaudern hörte man von der furchtbaren Kälte und den Schneestürmen, welche dieses Korps zu ertragen gehabt hatte. Endlich, als die Natur sich immer feindseliger erwies, wurden doch selbst die abgehärteten Russen genöthigt, von Ak-Bulak wieder hinter die Emba, und von da weiter nach Orenburg zurückzukehren. Ein Zusammenstoß der englischen und russischen Macht in Iran erscheint hiernach so

fern, wie er nur je sein mochte, nicht sowohl wegen geographischer Unmöglichkeit, als wegen politischer und militärischer Schwierigkeiten; denn wenn schon der Marsch kleiner Corps, die nur gegen Barbaren zu fechten bestimmt sind, und die nur eine geringe Artillerie mit sich führen, so enorme Kosten und Anstalten verursacht, wie würde man sich den Wechselfällen aussetzen wollen, welche mit einer Expedition verbunden sein müßten, die bestimmt wäre, nach weiten Märschen und nach Ueberwindung der größten Terrainschwierigkeiten, gegen 200,000 Mann gut disziplinirter Truppen und gegen europäische Kriegskunst zu agiren? Man fragt sich dabei auch, ob es in der Politik Rußlands liegen könne, seine europäischen Gränzen zu entblößen, und bedeutende Anleihen zu machen, bloß um 200,000 Mann auf eine ungewisse Expedition auszuschicken, die mindestens drei bis vier Jahre dauern und deren Ende sogar kaum abzusehen sein würde. Mit Grund konnte also gewiß der russische Minister des Auswärtigen dem Lord Palmerston in einer seitdem bekannt gewordenen diplomatischen Note erklären lassen: „daß sein Kaiser alle Projekte einer Expedition nach Indien als Chimären stets betrachtet habe."

Um wieder auf Indien zurückzukommen, so fehlte es nicht, wie man weiß, an pomphaften Siegesberichten Sir John Keanes, aber die schließlichen Resultate haben bis jetzt nur die unglückverkündenden Weissagungen bestätigt, welche der Herzog v. Wellington bei dem Beginn der Unternehmung über dieselbe im Oberhause ausgesprochen hat. Gleich den Franzosen in Algier und den Russen in Cirkassien haben sich die Engländer schon seit anderthalb Jahren auf die von ihnen besetzten Festungen und Städte beschränkt gesehen. Ihre Verbindungen sind unaufhörlich unterbrochen, einzelne Offiziere und kleine Trupps werden aufgehoben, und die Zerstörung einzelner Bergfesten und Raubnester von Afghanen-Häuptlingen hat die andern nicht auf lange Zeit zu schrecken vermocht. Eine lange und kostspie-

lige Besetzung Afghanistan's dürfte noch nöthig sein, um in diesen Gegenden einen unpopulären Fürsten zu stützen und das englische Interesse aufrecht zu erhalten. Selbst in Indien wirft man die Frage auf, ob die Finanzen der Kompagnie die Durchführung der von dem Whig-Ministerium eingeleiteten aggressiven Politik erlauben würden, ob die Sicherung der Indus-Gränze, welche man durch die afghanische Expedition habe erreichen wollen, nicht auf minder kostbarem Wege zu bewerkstelligen gewesen wäre. Schon seit längerer Zeit hat man angefangen, diese Unternehmung für eine etwas voreilige zu halten, und diese Meinung ist durch die letzten Hiobsposten aus Indien allgemein geworden, die Schlimmeres brachten, als man doch je gefürchtet hatte. Ein allgemeiner Aufstand war in ganz Afghanistan ausgebrochen, der berühmte Burnes und viele andere Offiziere waren ermordet, die Truppen in Kabul auf dem Punkte zu kapituliren, der General Sale bei Dschellalabad in einer kritischen Lage. Eine neue Expedition scheint zur Rächung dieser Unbill nöthig zu werden, aber wird man auf die Besetzung Afghanistans länger beharren? *)

Die Erfahrungen in Afghanistan scheinen auf die Verfahrungsweise bei der Expedition nach China einigen Einfluß gehabt zu haben. Die Feindseligkeiten begannen hier schon vor Kanton im Herbst 1839, der eigentliche Krieg aber erst im folgenden Jahre mit Ankunft der Flotte. Die Armee des Himmelssohnes gab freilich nur ein eben so lächerliches als erbärmliches Schauspiel, und hielt nirgends Stand, dennoch aber haben die Engländer sich gehütet, ir-

*) Alle diese unglücklichen Vorhersagungen haben sich bekanntlich seitdem bestätigt, und die Vernichtung des englischen Heeres in den Kurd-Kabul-Pässen giebt eine eindringliche Lehre für Kriege in Asien. Schöne militärische Thaten waren die heldenmüthige Vertheidigung Kandahars durch den General Holl, so wie die Siege Napiers in Sind.

gend einen Theil des chinesischen Festlandes zu occupiren. Nachdem der Oberbefehlshaber Elliot nach England zurückberufen und an seine Stelle Sir Henri Pottinger getreten ist, hat man auch das bisher befolgte System der Nachsicht mit dem der Einschüchterung vertauscht, ein Uebergang, den man in Algier, am Kaukasus und allenthalben beobachten kann, wo der Occident mit dem Oriente zusammengetroffen ist. Es haben indeß solche Männer, welche selbst in China gewesen sind, die Meinung ausgesprochen, daß das Einschüchterungs-System sich hier eben so unwirksam erweisen dürfte, wie die Nachsicht, und nur die offene Gewalt und die Aufstellung eines Kron-Prätendenten werde eine Aenderung der chinesischen Politik bewirken können. Inzwischen kann man kaum noch zweifeln, daß Sir H. Pottinger einen direkten Angriff auf Peking ernstlich beabsichtigt, sobald die Verstärkungen, die unterweges sind, angelangt sein werden. Ob nun diese Maßregel die Hartnäckigkeit des chinesischen Sultans brechen werde, und ob überhaupt auch diese Expedition von so nützlichen Resultaten begleitet sein werde, wie sie kostbar und aufreibend gewesen ist — das muß die Folgezeit lehren*).

So weit von dem asiatischen Kriege, zu dem wir glaubten die Türkenkriege und den Krieg in Algier mitrechnen zu müssen. Derselbe hat seine eigenen militärischen und politischen Lehren, die von denen des europäischen Krieges verschieden sind, und die theils aus der Natur der asiatischen Lokalität, theils aus dem in Europa oft noch wenig erkannten Charakter der Orientalen hervorgehen. Das Interesse indessen, das die asiatischen Kriege immer mehr für Europa erhalten, konnten die amerikanischen keineswegs

*) Der chinesische Krieg ist, wie man weiß, seitdem durch die Unternehmung gegen Nanking beendigt, und die erlangten Friedens-Bedingungen sind ohne Zweifel von den allerwichtigsten Folgen für den Handel Europa's und die Zukunft des Mittel-Reiches. Eine militärische Wichtigkeit hat indeß dieser Krieg nicht gehabt.

gewähren, und zwar in politischer Beziehung deshalb, weil Asien nach seiner Lage einen weit größeren Einfluß auf die Verhältnisse des europäischen Staatensystems ausüben muß, als Amerika, und sodann in militärischer Beziehung auch, weil die Streitkräfte, die in den amerikanischen Kriegen entwickelt werden, so geringe sind für die ungeheure Ausdehnung des Landes.

Spanien, durch die vorangegangenen Kriege gänzlich erschöpft, war im Jahre 1815 nicht im Stande, große militärische Anstrengungen zu machen, um seine insurgirten Kolonialländer zu behaupten. Es sollte hier eine Bodenfläche vertheidigen, die größer war, als ganz Europa, fast zwanzig Mal größer, als das Mutterland selbst, und die noch überdies durch die ganze Breite des atlantischen Ozeans von demselben getrennt lag. Was that nun unter diesen Umständen die spanische Regierung? Sie ergriff die klügste Partie, die noch übrig blieb, sie beschränkte ihre Vertheidigung auf die drei wichtigsten und reichsten Länder, auf Mexiko nämlich, Venezuela und Peru, und überließ die andern Länder vorläufig ihrem Schicksale. In Mexiko leiteten die Vizekönige Apodaca und O'Donoju die Vertheidigung, in Venezuela der General Morillo, der Alba Amerika's, in Peru der Vizekönig Laserna und der General Valdez. Aber auch selbst bei der angenommenen Einschränkung waren die spanischen Streitkräfte durchaus unzureichend, um so große, dem Interesse des Mutterlandes entfremdete Provinzen im Zaum zu halten. Wenn man nun aber auf Kriegestheatern von 12 — 15000 Geviertmeilen, die noch außerdem durch dichte Wälder, weite Sümpfe und Savannen, oder himmelhohe Gebirge zum großen Theile angefüllt sind, in denen den größten Theil des Jahres hindurch eine den Europäer bewältigende Hitze herrscht — wenn man auf solchen Theatern voll unendlicher Schlupfwinkel Operationskorps von 8 — 10000 Mann gegen einander erblickt, dann sieht man wohl leicht ein, daß es sich hier

nicht von einem Kriege der Massen handeln kann, wie er doch allein das Interesse des militärischen Europa's zu erregen im Stande wäre, sondern daß der Krieg hier auf seine Ursprünglichkeit und Urgestalt zurückgegangen ist. Man kann unter solchen Umständen nur von einem Kriege der Banden sprechen, der mehr durch die Thätigkeit des militärischen Instinktes, als des selbstbewußten, reflektirenden Geistes geleitet wird; auch die Macht und die Bestimmungen jener riesenhaften tropischen Natur scheinen hier mehr die Verhältnisse der Menschen und des Krieges zu regieren, als die Genialität eines einzelnen schwachen Menschen.

Was die in Europa und unter europäischen Völkern geführten Kriege anbetrifft, so hatten der Zug der Oesterreicher gegen Neapel und Sardinien im Jahre 1821, so wie die Besezzung Spaniens durch die Franzosen 1823 kein wesentliches Interesse, weil der Widerstand in beiden Ländern so schwach war; ein großes militärisches Interesse dagegen konnte sich nur allgemein kund geben, als 1831 im Februar der Marschall Diebitsch mit einer russischen Armee die Gränzen Polens überschritt, um dieses insurgirte Land der Botmäßigkeit des Kaisers wieder zu überantworten. Hier sah man also große Heere, von versuchten Generalen kommandirt, und mit Artillerie versehen, bereit, sich nach allen Regeln der Kunst und mit allen Mitteln des schaffenden Geistes zu bekämpfen. Ja ein näheres militärisches Interesse noch konnte sich wohl an dieses blutige Drama knüpfen. Man hatte so viel sich gestritten, welches die absolut beste Weise des Verhaltens sei, die Defensive oder Offensive; nun konnte sich die ganze Stärke der Defensive, die von vielen Umständen begünstigt war, gegen eine mächtige Offensive erproben; man sah auch den Volkskrieg, mit allen Hülfsmitteln versehen, welche eine nationale Bewegung bieten kann, gegen den Occupationskrieg kämpfen. Selbst das Operations-Theater erschien beschränkt genug, um zu konzentrirten Schlägen mit der ganzen, den Massenkriegen

inne wohnenden Intensität und Nachdrücklichkeit hinzuführen. Polen war nördlich und südlich von neutralen Ländern begränzt, welche der Frontal-Entwickelung des Krieges Gränzen setzten. Es trat auch ein geistreicher Kenner der Kriegeskunst auf, welcher von vorn herein darauf hinwies, daß Rußland und Polen gerade der rechte Boden seien für eine aufgeklärte Defensive, und für die höchsten Thaten des strategischen Geistes. Polen hat keine Gebirge, sein Reichthum aber an Flüssen und Wasseradern, die sumpfigen, oft stark geböschten Ufer derselben, endlich die in der Thalbildung herrschende Parallelität machen aus diesen weiten Ebenen einen Boden, der wohl geeignet ist, für eine übermüthige und kurzsichtige Offensive ein Schauplatz gewaltiger Katastrophen, plötzlicher Trennungen und partieller Niederlagen zu werden. Diese Eigenthümlichkeit des polnischen Bodens und die günstigen Verhältnisse, die er für die Strategie darbot, blieben nicht ausschließlich den einsichtsvollen Offizieren bekannt, die Kunde davon verbreitete sich nach und nach auch in das größere Publikum, besonders zu der Zeit, als die Ereignisse selbst eine so deutliche Sprache redeten. Nun erwartete man in ganz Europa, Wiederholungen jener gewaltigen Hin- und Wiedermärsche zu sehen, wie sie Napoleon im Jahre 1814 zwischen Aisne, Marne, Aube und Seine ausgeführt hatte, man erwartete Umwickelungen, Erdrückungen ganzer Korps u. s. w. Es sollte aber an den Polen sich erweisen, daß große Generale selten zu finden sind, und daß zur That des Genie's noch andere Dinge gehören, als Erfahrung und Lektüre: Freiheit des Gemüthes nämlich, Einigkeit mit sich selbst, und jene starke Persönlichkeit, welche an die Sache, deren Vertheidigung sie übernommen hat, mit vollem Vertrauen glaubt, und die fähig ist, ihre militärische Aufgabe als ein Thema auf Gewinnen oder Untergehen aufzufassen. Welches auch die polnischen Generale waren, denen nach einander das Kommando übergeben ward, Chlopicki sowol als Radziwil, Skrzynecki und

Malachowski — keiner von ihnen war den Verhältnissen gewachsen, keiner glaubte an die Möglichkeit der Rettung Polens durch die Waffen, und keiner war unter ihnen, dessen Geist nicht niedergedrückt war durch den Gedanken, dem mächtigen Czaren und dem ungeheuren Rußland gegenüber treten zu müssen. In anderen Verhältnissen hatten sich diese Männer als kräftig gezeigt, als Obergenerale waren sie schwach, zagend und unentschlossen. Sie vermeiden kräftige Schläge, um durch Hinhalten und Temporisiren diplomatische Vermittelung möglich zu machen, dabei aber suchen sie zugleich Litthauen und Volhynien aus allen Kräften zu insurgiren; indem sie vor dem Zorn des Kaisers zittern, reizen sie denselben immer noch mehr.

Aber auch die Thaten der Russen sind weit hinter den Erwartungen der Meisten zurückgeblieben, nicht als ob ihre Soldaten es an Tapferkeit hätten fehlen lassen, ihren Muth bei Grochow, Ostrolenka und Wola haben selbst die Polen anerkennen müssen, aber zuerst ist die numerische Ueberzahl der russischen Armee nicht so decidirt als man erwartet hatte nach den bisher gangbaren Erzählungen von der riesenhaften Militärkraft dieses Reiches, sodann ist nicht allein bei den Polen, sondern auch bei den Russen Unentschlossenheit und Schwanken anzutreffen. Die Offensive muß sich auf die Stärke, auf das Bewußtsein der physischen und moralischen Ueberlegenheit gründen, dieselbe darf also ihre Kraft nicht ganz in der Vorsicht, sondern vielmehr in der Kühnheit und der Ueberraschung des Gegners suchen. In der That boten die Russen den Polen stets eine Schlacht an, und wünschten dieselbe ganz entschieden; aber bewiesen sie wohl die nöthige Energie, um diese Entscheidung mit Gewalt herbeizuführen? — sie ließen sich vielmehr mehrere Male das Heft aus der Hand nehmen, und fingen an, einen Krieg der Stellungen und der Zersplitterung zu führen, des Hin- und Her-Marschirens und der Parallel-Schlachten. Es erscheint aber wohl glaublich, daß in dem

Hauptquartier der Russen Mißverhältnisse geherrscht haben, welche den Organismus ihrer ganzen Kriegführung lähmten, Versäumnisse und kaum zu erklärende Vernachlässigungen einzelner Heerführer kamen dazu, die Armee war mehrere Male in Gefahr, in partiellen Schlachten zersprengt zu werden. Schon gleich am Anfange war man in getrennten Korps eingerückt, der Fürst Schachofsky nämlich von Norden her, der Feldmarschall selbst in der Mitte, und der General Kreutz im Süden. Aber die Polen versuchten nicht, sich mit Uebermacht auf eins der getrennten Korps zu werfen, vielmehr ward vor Praga vom 19ten bis 25sten Februar in zwei großen Schlachten mit Artillerie und Kavallerie-Massen und im mörderischen Waldgefecht wüthend aber ohne Entscheidung gestritten. Der Eisgang der Weichsel verhindert die sofortige Passage der Russen, und als sie endlich an der Mündung des Winprz überzugehen im Begriff sind, da werden Anfangs April die sorglosen Korps der Generale Geismar und Rosen überfallen und stark gemißhandelt. Diese Vortheile wurden von den Polen indeß nur erfochten, um sie nicht zu benutzen; in ihrem Angesicht konzentriren sich die verschiedenen Korps der Russen bei Siedlce, und das Treffen bei Iganie (10ten April) ist ein schwacher Versuch, eine Art Thätigkeit zu entwickeln. Vier lange Wochen der Unthätigkeit vergehen jetzt, während deren die Russen Verstärkungen erwarten. Im Mai endlich entschließt sich der polnische Generalissimus plötzlich, den Bug zu überschreiten, er wirft sich auf die russischen Garden, trennt sie vom Hauptkorps und ist nun im Besitz der vortheilhaftesten Lage, um entweder die Garden oder die geschwächte Haupt-Armee selbst vereinzelt anzugreifen. Nichts von dem geschieht, dagegen wird am 26. Mai bei der Brücke von Ostrolenka durch eine fürchterliche Kanonade und verzweifelte Bayonnet-Anläufe gekämpft, aber nur um wieder einen Stillstand von 6 Wochen zu machen, obwohl der Tod des Feldmarschalls Diebitsch (im Juni) neue Unterneh-

mungen nahe genug legt, und obwohl das Korps des Generals Gielgud, der Uebermacht überliefert, sich auf preußisches Gebiet flüchten muß. Dagegen setzt sich im Juli die russische Armee zu neuer Offensive in Bewegung, zehn Tage später geht sie unter den Augen von 50,000 Polen über die Weichsel, und hat nur noch 25 Meilen bis Warschau. Es dauert indeß sieben lange Wochen, bis diese Strecke zurückgelegt ist, während welcher Zeit die unschlüssigen, verwirrten Polen die Gelegenheit unbenutzt lassen, das von Süden her heranrückende Korps des Generals Rüdiger in partieller Schlacht zu erdrücken. Im Anfang des Septembers (also über sechs Monate nach dem Schlagen bei Grochow) wird Wola nach Suwarows Art erstürmt und Warschau übergeben. Der achtmonatliche Kampf ist beendet, aber obwohl die Tapferkeit beider Theile offenkundig war, so muß man doch sagen, daß die Leitung der Heere die hohen Erwartungen nicht erfüllte, die man allenthalben hegte. Der Geist der neueren Kriegführung kam nicht zu Tage, die strategischen Gesetze, welche in der Natur des Bodens ausgesprochen sind, wurden nicht angewendet, die Schlachten blieben Parallelschlachten ohne ein inneres Prinzip, die Theorie der Benutzung der Vortheile und des Sieges kam nicht zur Anwendung, der Defensive fehlte es an allem System und aller Festigkeit, und auch die Offensive ermangelt häufig der Kraft und des Selbstvertrauens.

Ein Jahr später überschritt der Marschall Gerard an der Spitze von 50,000 kriegeslustigen Franzosen die belgische Gränze zur Belagerung der Citadelle von Antwerpen, nachdem im August 1831 die belgische Armee sich bei Löwen vor der holländischen in wilder Flucht aufgelöset hatte. Die holländische Artillerie in der Citadelle benahm sich eben so thätig als unerschrocken, und bereitete dem Fortschreiten der französischen Sappen-Arbeiten manche Verzögerung. Man hatte auch für eingedeckte Geschützstände und bombenfeste Räume in der Citadelle gesorgt, eingedenk der furcht-

baren Angriffsmittel der Gegenwart. Diejenigen hatten sich aber doch geirrt, welche der Ansicht waren, daß man hier eine Norm sehen werde für den Angriff und die Vertheidigung, daß die vielen Lehren, die man über beide aufgestellt hatte, hier zu eben so viel Wirklichkeiten werden würden. Vom menschlichen Standpunkte aus konnte man sich allerdings nur freuen, als nach vier und zwanzigtägigem Belagerungskampfe und nach gelegter Bresche der greise Kommandant (den 23sten Dezember 1832) die Citadelle übergab und unnützem Blutvergießen vorbeugte, aber vom militärischen Gesichtspunkte aus konnte man sich nicht verhehlen, daß die Vertheidigung gerade im interessantesten Momente war beschlossen worden — diejenige Phase der Vertheidigung, die von der Legung der Bresche ihren Anfang datirt — die ward hier nicht gesehen.

Von einer anderen Seite Europa's, von jenen interessanten romantischen Hochthälern Navarra's, die sonst nur neugierige Reisende anzulocken pflegten — von da hörte man 18 Monate später, daß die kriegerischen Bergbewohner die Annullirung des salischen Erbfolge-Gesetzes nicht anerkennen, daß sie keine Königin, wohl aber ihre uralten Freiheiten haben wollten. Der Krieg, der sich hier am Fuße der Pyrenäen mit den Thaten einer kräftigen südländischen Persönlichkeit des Obersten Zumalacarreguy eröffnete, und der den größten Theil jener unglücklichen Halbinsel mit Verwüstung und Gräuelthaten angefüllt hat, ist erst nach sechs Jahren allmählig eingeschlafen. Sechs Jahre bilden einen langen Zeitraum; man hatte in Europa schon angefangen, einen Krieg von so langer Dauer für eine Unmöglichkeit zu halten. Die Christino's konnten also eines Feindes nicht Herr werden, der anfänglich ohne Geschütz, ohne Kavallerie war, der nur einige ungeordnete Schützenschwärme aufzuweisen hatte — und doch ist die Tapferkeit der spanischen Soldaten eben so wenig bestritten worden, als man bei den Generalen absolute Unfähigkeit oder Verrath

anzunehmen berechtigt war. — Was war denn die Ursache dieser befremdlichen Erscheinung? Liegt dieselbe in der Natur dieses Krieges selbst? Hat der Volkskrieg der Berge ein solches Uebergewicht über die Waffentaktik der Ebene? Genügt es, die unwissenden Bewohner einiger Berg-Distrikte zu revoltiren und einige schwer zugängliche Positionen besetzt zu halten, um von hier aus ein weites Land Jahre lang in Kriegeszustand zu versetzen? Wäre dem also, dann würde allerdings der Friede in einem großen Lande auf sehr unsicheren Grundlagen ruhen, und die gerühmte moderne Kriegeskunst würde von sehr zweideutigem Nutzen sein, wenn sie sich in stetem Nachtheile befände gegen die ungeordnete Fechtweise der Naturkinder. Der Grund der Unthätigkeit in diesem Kriege, welche allerdings Europa jedes Jahr in neues Erstaunen und neue Langeweile versetzte, ist nun keineswegs in der absoluten Unbezwingbarkeit der Gebirge, sondern allein in der gänzlichen Unordnung zu suchen, in der sich die politischen und administrativen Verhältnisse dieses romanzenreichen Spaniens befinden. Wenn die Finanzen eines Staates so zerrüttet sind, daß man der Armee weder Sold noch Kleider verschaffen und sie nur unvollständig ergänzen kann, wenn die Regierung ohne Kraft und den Intriguen einer Kamarilla anheim gegeben ist, wenn die Truppen jeden Augenblick berufen werden, um die eigenen Städte im Zaum zu halten und die Behörden daselbst vor den Mißhandlungen bewaffneter Rotten zu schützen, wenn, durch ähnliche Beispiele verführt, die Truppen meuterisch werden und an die eigenen Anführer ihre Hände legen, wenn endlich das Oberkommando alle Jahre wechselt, und wenn die Generale, durch die Verhältnisse gezwungen, mehr die politischen Bewegungen in Madrid als ihre militärische Aufgabe im Auge haben, und unter sich in einem Zustande völliger Zwistigkeit leben — dann allerdings ist nur das zu bewundern, daß nicht Fatalität auf Fatalität, Unfall auf Unfall gefolgt ist. Man hat

freilich seitdem auch erfahren, wie es im Hauptquartiere des Don Karlos zugegangen ist, daß hier der Beichtvater die Operationspläne billigte oder verwarf, daß die Bewegungen der einzelnen Corps aller und jeder Einheit entbehrten und daß Kabrera, Balmaseda und jeder der Uebrigen so manoeuvrirten, wie sie eben konnten oder wollten. Man sagt, daß die Extreme sich berühren, und wenn es wahr ist, daß der jetzige Zustand Spaniens ein transitorischer sein und zu einem andern führen werde, in dem Ordnung und Glück herrschen, so muß man wenigstens bekennen, daß die Schule, welches dieses Land durchgemacht hat, eine harte und die politischen Erfahrungen sehr theuer erkaufte war. Ohne diesen Zustand gänzlicher Konfusion auf beiden Seiten würde der Krieg schwerlich sechs Jahre gedauert haben. Wäre den Generalen Rodil und Mina, welche zuerst gegen die Karlisten auftraten, gleich eine hinlängliche militärische Macht zu Gebote gestellt worden, so wäre wahrscheinlicher Weise diese Bewegung gleich im Keime erstickt worden, so aber, da die Madrider Regierung nichts that, zählten die Karlisten zwei Jahre später schon mehr als 20,000 Streiter. In der Verfahrungsweise des Don Karlos dagegen ist diejenigen Unsicherheit herrschend, welche den Mangel an Entschluß verkündet, das System der Expeditionen über den Ebro nach dem Süden, das in seinem Rathe beliebt ward (wie denn Gomez, Kabrera und Garzia 1836 und 1837 fast die ganze Halbinsel durchzogen), war für das Ganze zwecklos und hätte nur dann nützen können, wenn man eben entscheidende Resultate über die Christino's erkämpft hätte. Eben so ohne eine bestimmt anzugebende Tendenz, gänzlich planlos und unmilitärisch war der berüchtigte Zug gegen Madrid selbst, der im vierten Jahre des Krieges mit 25,000 Mann von Don Karlos selbst in Verbindung mit Kabrera unternommen ward. Im Anfange des Mai von Navarra abmarschirt, geht die Armee doch erst Ende Juni (1837) über den untern Ebro, macht nach

ihrer Vereinigung mit Kabrera noch einen planlosen Zug nach Valenzia und kommt endlich im August vor Madrid an. Hier wagt Don Karlos weder die von Truppen entblößte Metropole zu besetzen, noch dem General Espartero, der zu ihrem Entsatz herbeieilt, eine Schlacht zu liefern. Nachdem er lange hin und her marschirt und endlich sich zum Rückzuge über den Ebro entschlossen hat, wird er noch bei Rekuarte von Espartero erreicht und geschlagen, und bringt von seinem fünfmonatlichen Zuge nichts mit als viele Beute von denjenigen Spaniern, die sich für ihn erheben sollen. Solches Umhertappen nun und Experimentiren, ob dieses oder jenes vielleicht einen Erfolg haben werde, ist gerade das, was einer tüchtigen Kriegführung entgegen gesetzt ist, denn diese muß nach klar erkannten Zwecken handeln. Nachdem nun aber auch Espartero im Jahre 1837 von seinen errungenen Vortheilen keinen weiteren Nutzen gezogen hatte, vielmehr im folgenden Jahre Alles auf dem alten Fuß war, und die Grausamkeiten, die Füsilladen der Generale und der Gefangenen, die Repressalien-Junten, Volks-Emeuten, Plünderungen und Schändlichkeiten aller Art nach gerade alles Maaß überstiegen hatten, da geschah endlich durch den Uebertritt des Generals Maroto (August 1839) der erste Schritt zur wirklichen Beendigung dieses gräulichen Krieges. Man konnte hier wohl sagen, die Saat der Uebertretungen war aufgegangen und brachte neue Uebertretungen hervor. Trotz dieser Schwächung der Karlisten konnte Kabrera doch erst im Juli 1840 gezwungen werden, den spanischen Boden zu verlassen, um auf das Gebiet Frankreichs überzutreten. Eine große Lehre ist enthalten in der Geschichte dieses langen und traurigen Krieges, diese nämlich, daß nur bei der Ordnung im Inneren die Entwickelung der Kraft nach außen hin möglich, und daß die moralische Schwäche eines Staates auch die militärische ist.

Wenn nun endlich die wirklichen Kriege in Europa seit acht und zwanzig Jahren selten waren, so war diese Zeit

dafür desto reicher an drohenden militärischen Aufstellungen und Demonstrationen. Freilich haben diese Beobachtungs-Corps ihre imponirende Bedeutung bereits seit langer Zeit verloren, da sie sich stets als so zahme Unternehmungen erwiesen haben und die dabei errungenen Lorbeeren gänzlich unblutige waren. Besonders war es die französische Armee, welche in der Einnehmung von allerhand drohenden Positionen an der spanischen, helvetischen, belgischen und deutschen Gränze wiederholt geübt worden ist, aber das französische Volk hat diese Observations-Corps, die viel kosten und wenig thun, in Bildern und Witzworten arg mitgenommen. Man sollte in der That nie drohen, als wenn man auch die ernstliche Absicht hat, zuzuschlagen.

Noch ist der Blokade-Geschwader zu erwähnen, als eines politischen Exekutionsmittels, das bei unsern größern Staaten sehr beliebt ist, um kleinere und besonders transmarine Staaten ohne viel Geräusch und Aufsehen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Man hat die Küsten von Holland und Neapel, von Aegypten und Syrien, endlich auch die Häfen von Mexiko und Buenos-Ayres und jetzt von China auf längere oder kürzere Zeit blokirt. Ob dieses Zwangmittel ein solches ist, das sich vom Standpunkte des Völkerrechtes aus durchaus vertheidigen läßt, ist noch sehr die Frage, ein militärisches Interesse hat keine dieser Blokaden gehabt.

Dies der kurze Abriß der militärischen Geschichte und der militärischen Fortschritte in dem letzten Zeitraume von acht und zwanzig Jahren. Der Geist der Zeit geht unaufhaltsam weiter, er hat keinen Stillstand und seine Zutageförderungen, seine Thaten und Werke sind ewig neu. Aber diese Richtungen des Zeitgeistes sind nicht willkürlich; feste Gesetze bestimmen sie, solche Gesetze, die ihren Ursprung haben in der Natur der Welt und des Menschengeschlechts. So werden die Tendenzen des Zeitgeistes zu bestimmten Aufgaben, an deren Erfüllung Millionen arbeiten, einige wenige

mit mehr oder minder Bewußtsein, die große Mehrzahl aber unbewußt und nur dem zufälligen Zuge ihrer Wünsche und ihres Vortheils zu folgen scheinend. Wir haben einiges gesagt von der militärischen Aufgabe, an deren Lösung unser Jahrhundert arbeitet, von dem militärischen Vermächtniß, das es der Folgezeit einst übermachen wird. Umsonst sträubt sich ein großer Theil Europa's noch jetzt, diese große Aufgabe anzuerkennen, vergebens sind die retrograden Schritte, die versucht worden sind. Von den allgemeinen Sympathieen stets kräftiger unterstützt, wird der Friede Europa's doch zuletzt unter die Aegide jener nationalen Heere gestellt werden, durch die erst die vollständige Entwickelung der Volkskraft möglich wird und die zugleich so sehr geeignet sind, den Ideen des Christenthums, dem Sittlichen und dem Gerechten eine immer steigende Geltung in der menschlichen Gesellschaft zu verbürgen. Selbst die Kriegeskunst wird alsdann, von dem Streit der Schulen entfernt, ihre absoluten Basen gewonnen haben, und der Fortschritt des allgemeinen Geistes ist von dem des militärischen Geistes begleitet gewesen.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

59

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

P., O. von

Wehrverfassungen, Kriegeslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Industrie

Berlin [u.a.] 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- R.mil.o.159
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11766089-1